Dorothea
Trukenmüller

Der Spion von Aalen

Blätter für Heimatkunde

Jahrgang 1924/1925

Druck und Verlag: W. A. Stierlin, Aalen/Württ. — Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 1 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Mai 1924

Mahnung.

Ueber alle Nöte flammt ein eisern Gebot:
du sollst deine deutsche Erde lieben bis in den Tod!
Sie hat dich genährt und getragen wie eine Mutter lind,
nun sei in schweren Tagen du ihr ein dankbar Kind!
Mußt glauben nur und trauen, sind auch der Wirren viel,
sie führt dich doch in Treuen bis an dein fernstes Ziel,
da Arbeit dir und Friede krönt Tag und Ruhestatt;
kein Volk stirbt seiner Sünden, das einen Willen hat.
Es wird ein Tag dir kommen, da stehst du wieder groß
und schmiedest im Rate der Völker du eigen und stolz dein Los,
da wird ob aller Deutschen Land ein Banner wehn:
Mein Deutschland hoch in Ehren, du sollst in Blüten stehn!

W. Lennemann.

Geleitwort.

»Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
der froh von ihren Taten, ihrer Größe den
Hörer unterhält und still sich freuend am Ende
dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht«.

Mit diesem Wort des Dichters wollen wir diese Blätter hinausziehen lassen. Sie sollen uns Kunde geben von unserer Heimat und so Heimatliebe wecken und pflegen. Wie dürftig ist unsre Kenntnis der Heimat! Da wollen diese Blätter eine lang gefühlte Lücke ausfüllen und uns erzählen aus der bewegten Geschichte unsrer engeren und weiteren Heimat in Krieg und Frieden, in Vorzeit, Frühzeit und Spätzeit, aus dem Leben unsrer Väter und Vorväter, wie sie sich freuten, aber auch wie sie litten, stritten und starben.

»Alte Historien und Geschichten«, sagt ein alter Chronikenschreiber, »wie es vor vielen Jahren, sowohl in geistlichem und weltlichem Regiment und bürgerlichen Sachen ergangen, lesen und wissen, ist meines ringfuegigen Erachtens ein überauß schön herrlich und nützlich Kleinot. Dann in demselbigen sihet und lernet man gleichsam als in einem Spiegel oder Gemälde, wie man sich in zukünftigen gefährlichen Zeiten verhalten und wie man sagt an fremdem Schaden witzig werden solle. Es sind auch die Historien zu Zeiten, wann das Herz von zuständigem Unglickh etwas betrübt und schwermüthig zur Ergötzung und Beluſtigung sehr lieblich anzuhören angenähm.«

Möchten die »Historien und Geschichten«, die unsere Blätter bringen wollen, auch ergötzen, beluſtigen und belehren. Ein reicher geschichtlicher Schatz an mündlichen Ueberlieferungen steckt noch in unserm Volk, der freilich von Geschlecht zu Geschlecht sich vermindert. Wie schön wäre es, wenn solche Erinnerungen, die verloren zu gehen drohen, aufgezeichnet würden. Zu solchen Aufzeichnungen aufzumuntern, sehen wir als eine Hauptaufgabe dieser Blätter an. Da weiß einer von einem alten Kreuz, von dem die Sage so manches zu erzählen weiß, da ist's ein Bildstock, ein merkwürdiger Haus-, Flur- und Straßenname, die uns was erzählen können aus vergangenen Zeiten. Mancher weiß uns was zu berichten von Sitten und Bräuchen aus den Tagen der Väter. Wir bitten um rege Mitarbeit aus den Kreisen unserer Leser. Altes und Neues, Erlebtes und Erdachtes soll uns gleich willkommen sein. Es genügt die schlichte einfache Mitteilung der Tatsachen, an der schriftstellerischen Form kann, wenn es nottut, die Schriftleitung feilen helfen.

Möchten so diese Blätter mithelfen dürfen, neue Liebe zur alten Heimat zu pflegen und zu wecken! Dies unser Wunsch zum Geleite!

J. K.

Aalen um 1780. — Blätter aus einem Reisetagbuch.

Mitgeteilt von J. Kammerer, Neubronn.

Der Dichter Schubart klagt einmal in seinen Lebenserinnerungen: »Von Aalen melden die Erdbeschreiber nur weniges und die Reisebeschreiber bis auf Sander's paar Worte gar nichts«. Es hat nun seinen besonderen Reiz, die Beschreibung nachzulesen, die Heinrich Sander, Professor am Gymnasium illustre in Karlsruhe, in seinem 1783 veröffentlichten Reisetagebuch vom alten Aalen gibt. Da schreibt er: »Ich eilte nach der Reichsstadt Aalen, wo ich an Herrn Stadtschreiber Schubart (Konrad Sch.) einen alten guten Freund hatte, in dessen Gesellschaft ich nicht nur ausruhen und das süße Vergnügen der Freundschaft genießen, sondern auch die schönen Königsbronner Eisenwerke besehen wollte. Ich muß dieser Reichsstadt Aalen viel Gutes nachsagen. Sie ist klein, aber wohl eingerichtet. Sie hat keine Schulden und in den Kassen ist Geld. (O gute alte Zeit!) Die Lebensart ist frei, munter und im geringsten nicht reichsstädtisch. Der Ort liegt so, daß beständig eine starke Passage nach Stuttgart, Nürnberg usw. ist. Alle Donnerstag vormittags ist Ratssession und die Geschäfte gehen ihren ordentlichen Gang. Die Polizei ist gut und auf alles aufmerksam. Zum Beweis dient die wahre Bemerkung, daß ich in dieser Stadt in zwei Tagen nicht ein einziges Mal angebettelt worden bin, wiewohl ich gerade auch hier zur Kirchweihe kam, wo den Leuten am Ende der mühsamen Feldgeschäfte Musik, Tanzen, Freischießen, Schmausereien usw. gestattet werden. Der Burgermeister ist ein sehr vernünftiger Mann und behandelt z. B. die Waldungen, die der Stadt gehören, mit der größten Sparsamkeit. Er hat dem Ansuchen der Burger, die Hut- und Weidgerechtigkeit im Walde zu gestatten, bisher aller Beispiele der Nachbarn ungeachtet, immer widerstanden und läßt den jungen Anflug des Holzes sorgfältig einschließen, damit bei dem starken Verbrauch von Holzkohlen auf den württ. Eisenwerken doch für seine Nachkommenschaft gesorgt wird. Wenn Kirchengeschäfte vorkommen, wird eine außerordentliche Ratsversammlung gehalten und die Geistlichkeit dazu gezogen, sodaß die Sache auf den Fuß der protestantischen Konsistorien behandelt wird. Ehe die Ratssession anfängt, muß der Syndikus allemal einen Morgensegen vorlesen. Dann nimmt man erst die Geschäfte vor. Ich finde diese alte Einrichtung sehr gut. Unsre Vorfahren wußten, daß Religion und Gottesfurcht der stärkste Antrieb zur Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit sind. Daher flochten sie die Religion überall mit ein. In unseren Zeiten ist man so stolz geworden, daß man sich der Verehrung Gottes an öffentlichen Orten schämet; aber die betrübten Wirkungen dieser eingebildeten Aufklärung vervielfältigen sich leider! auch alle Tage. Man denkt hier auch ernstlich auf die Verbesserung der Schuleinrichtungen und man sprach ebenso eifrig von der Einführung eines neuen Gesangbuchs, wozu ich den lieben Leuten auch das Gesangbuch meines Vaters schicken mußte. Der Wall um die Stadt ist dem Fremden ein angenehmer Spaziergang mit einer schönen Aussicht auf die umliegenden Gegenden. In der Stadt wird viel wollenes Tuch oder Fries gemacht, auch wird viel Baumwolle von den Handelsleuten aus Wien usw., die mit Wagen hierherkommen, gesponnen gekauft und als gesponnenes Garn verkauft«.

Einen breiten Raum nimmt im Tagebuch Sanders, der auf seinen Reisen dem Gewerbefleiß der von ihm besuchten Städte und Dörfer besondere Aufmerksamkeit schenkte, die Schilderung des Bergbaus in unserer Heimat ein. »Auf dem Grunde und Boden der Stadt«, so schreibt er, »sind die ergiebigen Eisengruben, in welchen das Haus Württemberg von alten Zeiten her das Recht hat, Stuferz zu graben. Doch gehört die Jurisdiktion (Gerichtsbarkeit) auf dem Platze noch jetzt der Reichsstadt Aalen, und man weiß sie zu behaupten. Die ganze Gegend und jeder Feldweg hierum ist rot von Eisen. Man hat schon ganze Berge ausgehöhlt. Ausgemacht ist es, daß Württemberg dem Bürger, unter dessen Aeckern oder Wiesen gegraben wird, etwas bezahlen muß, weil der Boden leicht abstürzt. Alle Jahre werden wenigstens 130 000 Zentner Stuferz da ausgegraben, und Württemberg zahlt der Stadt nichts als vom Zentner 2 Kreuzer Weggeld.

Um diese Gruben zu besehen, ging ich nach dem Brundel, einem kleinen Hügel vor der Stadt, oder nach dem sog. Burgstall, weil Kaiser Friedrich I. der Rotbart hier seine Burg gehabt haben soll. Er steht auch auf dem Brunnen der Stadt ausgehauen. Man hat auf der Stadtschreiberei noch einen alten Sessel, der eine Reliquie von diesem Kaiser sein soll. Als man einmal auf diesem Berge grub, fand man nicht nur römische Silbermünzen, sondern auch allerlei Küchengerätschaften und ein großes kaiserliches Insiegel, das durch einen Zufall verloren gegangen sein muß.«

Sander gibt nun eine Beschreibung des Bergbaus und Hüttenbetriebs jener Zeit, die nicht ohne Interesse ist. »Ich ging in einen Stollen«, erzählt er da, »der mehr als 1000 Schritte lang war. Die Schächte sind 13 bis 15 Lachter tief. Die Leute arbeiten 9 Stunden und erhalten für die Stunde nicht mehr als 2 Kreuzer. Ihre Werkzeuge sind wie gewöhnliche Schlägel, Fäustel und Keile. Selten wird in der Nacht gearbeitet. Der Stollen wird mit Tannenholz ausgezimmert, der Gang ist etwa 5 bis 9 Schuh mächtig und unter diesem liegen Steine, die rot sind, die aber nicht als Erz genützt werden können. Man kann nicht überall im Stollen aufrecht stehen. Die Arbeiter haben Lampen von Repsöl und an diesen Lampen, die sie Tiegel nennen, wissen sie in der Tiefe die Zeit. Eine (Lampe) brennt gemeiniglich einen halben Tag. Jede Woche braucht der Mann ein Pfund Oel, auch wohl mehr. Von ungesunden Dünsten sagten mir die Arbeiter nichts, doch können nicht alle das Arbeiten in den Gruben aushalten. Aus diesen Gruben wird das Stuferz nach Königsbronn oder zu den Brenztaler Werken, die hier in Heidenheim und Itzelberg sind, auf der Achse geführt und dort verschmolzen.

Die Brenz ist dort nicht sehr groß und treibt doch gleichwohl 2 Oefen und 6 Hammer. In einem Ofen können wohl 200 Zentner Erz auf einmal geschmolzen werden. Der Stein, womit sie's in Fluß bringen, ist ein gemeiner Kalkstein, der dort gegraben wird. Mit Holzkohlen, welche die einfältigen Leute Steinkohlen nennen, wird gefeuert. Daher kaufen viele Leute den umliegenden Herrschaften das Holz ab und verkohlen es im Walde.

Man gießt hier Masseln, Platten, Kugeln, Oefen, viel kleines Küchengeschirr usw.; der Zentner von gegossenem Eisen z. B. an Oefen, kostet 20 Gulden. Die herzogliche Kammer verpachtet das Werk an einen Faktor. Der Absatz ist groß u. die Waren sind unstreitig schön. Außerhalb Deutschland gehen sehr viele Oefen nach Holland usw. Sie wissen ihnen allerlei Fassons zu geben und schöne Farben aufzutragen, setzen sie wieder ins Feuer und lassen diese verglasen. Auch hier macht man aus den Farbenmischungen ein Geheimnis: die Materialien dazu sind die gewöhnlichen aus dem Mineralreich. Man sagt, daß sie's von den Italienern gelernt haben. Der Zentner Stuferz hat 75,80, ja schon 90 Pfund Eisen gegeben, und doch sind die Proben, die ich für meine Sammlung mitgenommen und mir im Stollen selbst loßschlagen ließ, nicht besonders schwer. Die aus dem Ofen herausgeschafften Schlacken werden auf die Puchwerke gebracht und gewaschen, weil darin noch viel Eisen steckt; aber von den letzten Schlacken wissen sie keinen Gebrauch zu machen.

Die Brenz und die Pfeser treiben wie gesagt die Wasserwerke, welche die Hämmer treiben. Unter den Hämmern kommt oft ein Brocken von 125 Pfund. Seit wenigen Jahren hat ein Mann von Kopf, Herr Faktor Blezinger einen Wasserbau ganz von Eisen angegeben und glücklich zu Stande gebracht. Nur die untersten Träger sind von Holz, aber auf Steinen aufgesetzt. Das übrige alles, Räder, Gänge, Schaufeln, ein Werk von mehr als 80 Schuh lang, ist alles von gegossenem Eisen. Wenn es nicht zusammenrostet und dadurch in kurzer Zeit unbrauchbar wird, so ist es einzig in seiner Art und macht Deutschland und den Schwaben Ehre. Eben dieser Mann hat auch eine Statue vom jetzt regierenden Herzog von Würtemberg gegossen. Sie ist aus purem Eisen, vergoldet, stellt seine Durchlaucht zu Fuß vor und steht wie man mir sagt — gesehen habe ich sie nicht — zu Hohenheim.« —

Meine Wanderung auf der Teufelsmauer 1924.

Von Oberlehrer Heinrich Häußler, Unterrombach.

Daß meine Wanderung vom Sonntag, den 27. April, auch Deine Wanderung werde, darum redet die Ueberschrift in der ersten Person zu Dir, der Du im Bezirk Aalen aufgewachsen bist. Sie möchte Dich persönlich anfassen. Auch Du kannst auf dem zwei Jahrtausend alten Gemäuer wandern, uns nach, die wir an jenem Frühlingstag den Weg mit Pflöckchen u. dem Wort »Limes« in roter Farbe bezeichnet haben.

Bei Hammerstadt, rechts der Straße, die nach Dewangen führt, am Rande des Bockwaldes, liegt das unbewohnte Bockschafhaus. Dort sammelten sich die Mitglieder des Bezirksausschusses für Natur- u. Heimatschutz unter der Führung des Denkmalpflegers u. des mit Flurkarten ausgerüsteten Hrn. Oberamtsgeometers Kloß, um von da aus die Limeswanderung anzutreten. Einer, der schon früher das Mauerwerk dieses Heuhauses nachdenklich betrachtet hatte, begann allsogleich: »Schaut Euch dieses seltsame, feste Gemäuer mit den beiden überflüssigen Stützstrebmauern an, diese Verschwendung von guten, ortsfremden Kalksteinen des unteren Lias (alpha)! Sie scheinen stundenweit hergeführt, etwa von Mögglingen, wo sich solche Arietenkalksteinbrüche finden.« »Nicht doch,« wendet der Vertreter der Geologie, Herr Oberlehrer Bechter ein, der alle Steinbrüche der Aalener Gegend mit seinem Geologenhämmerchen abgeklopft hat. »Freilich sind's harte Arietenkalke, die den besten einheimischen Straßenschotter liefern, aber sie stammen nicht von Mögglingen, sondern aus den Steinbrüchen um Pfannenstiel bei den zwei Quellbächlein des Bodenbächleins an der Straße Treppach-Fachsenfeld. Dort finden sich solche muschelgefüllte Kalkbänke, in denen diese Meermuscheln haufenweise auftreten und geradezu gesteinbildend sind. (Thalassitenbänke).« — »Also gut: an den felsigen Hängen des Bodenbächleins, dieses ausgesprochenen Beispiels eines Tals von Kalkfelsen sind diese Bausteine gewachsen; aber wie sind sie hierhergekommen in dieser weglosen Gegend.« »Weglos? — Auf meiner Karte ist rot eingetragen ein schnurgerader Weg von hier zum Kolbenberg, dorthin, wo die Dreieckspitze einer frühlingsgrünen Wiesenfläche den Gipfel jenes Hügels ersteigt und — in der Verlängerung gegen Nordosten — nach Treppach. Das ist die rote Linie der Teufelsmauer. Was gibt's! Der Bauer war ein Schlaule und hat die Steine zu dieser überflüssigen Strebemauer nicht in Mögglingen und nicht in Treppach geholt, sondern dicht unter seinem grünen Wiesenwasen, wohin sie ein Unbekannter verstaut hatte, ausgegraben. Durch seine Wiese ging, wie ein gebauter Straßenkörper, ein steiniger unfruchtbarer Streifen mit ganz dünner Humusschicht auf mörtelgemauertem Gestein. Dieses hat er ausgegraben und damit zwei Mücken auf einen Schlag gefangen: Erstens die Grasnarbe in Ordnung gebracht; zweitens Steine genug, ja übergenug erhalten für sein zu erstellendes Schafhaus. O, ich kann mir den Bauern und all die anderen gut denken, durch deren Wiesen und Aecker die dürre, steinige Linie Kolbenberg—Straubenmühle (Hüttlingen) zieht: Wie sie poltern und toben über den Teufelsstrich, wo in heißen Sommern das Gras und der »Koara« (Korn) so früh absteht und verdorrt und der Pflug immer wieder auf verteufelt harte Kalksteine stößt, wie man sie auf dem lehmigen Plateau des Wellands (Opalinustone, Braun Jura alpha) weit u. breit nicht findet: »Die Teufelsstei! Ausgerechnet grad auf meim Aeckerle,« wütet der pflügende Bauer. Freilich sind's Teufelsstei, sie sind auch von der Teufelsmauer, und Teufelsfinger (Belemniten) hat's auch drin.

Schon vor bald 2000 Jahren ist dieses Gemäuer verflucht und verdonnert worden von jenen römischen Kriegsknechten, die in der ersten allgemeinen Christenverfolgung Schergendienste getan hatten (unter Decius 249—251), sich dieser Henkerdienste an Wehrlosen schämend, der Stimme des Gekreuzigten in ihrem Innern widerstrebend, den Kampf mit den Barbaren an der rätischen Grenze (der Name Rätien ist uns erhalten in Ries) suchten.

Ha, wie die Abenteuerer roden, graben, schanzen u. mauern mußten, um die verfluchte, seit 100 bis 150 Jahren starr gewordene Stellung zu sichern gegenüber den germanischen Völkerwellen, die sich hier brechen sollten! Wer im Stellungskrieg statt Brots — nächtlicher Stunde großes Schanzzeug in die Hand gedrückt bekam, der kann Dir's sagen, wie die alten römischen Legionäre über die Teufelsstellung und den Teufelsgraben und die Teufelskerle der Alemannen (von sagenhafter Größe und Körperkraft mit dem unheimlichen Feuer in den Augen) geflucht haben — Teufelsstellung, Teufelsmauer, Teufelsfinger. Neulinge unter den römischen Ersatztruppen hörten mit ausgerissenen Augen ihre älteren Kameraden erzählen von der Geschichte dieser Mauer. Wenn Du sieben Tage und sieben Nächte im Bockwald verweilt, im dortigen meisterhaft gemauerten Brunnen Erinnerung getrunken hast, dann hast Du an der Teufelsmauer Geister und Gestalten Wache stehen, raunen, über die Mauer springen sehen und kannst erzählen von den Schicksalen der Mauer und Menschen. Die Mauer wird lebendig.

Da Christus geboren wurde, zur Zeit des römischen Kaisers Augustus, war das Land um Kocher mit Lein und Jagst sehr spärlich besiedelt, eigentlich herrenlos. In dem vorrömischen Zeitalter zwar, das sich in das Dunkel der Urzeit verliert, waren die waldfreien Flächen wohl bebaut und dicht besiedelt gewesen. Jetzt aber hatte sich unser Keuperbergland nördlich der Linie Hüttlingen Lorch (selbst mit Einschluß der Hohenloher Ebene) mit Wald überzogen, war verödet und menschenleer. Den eben zu der Zeit aus dem Norden und Nordosten heranrückenden Germanen um eine Nasenlänge voraus, standen römische Heere an der Rheinlinie, arbeiteten sich kämpfend an die Donaulinie heran und machten die Donau zur Grenzscheide. Ums Jahr 50 n. Ch. befestigten sie die Donaulinie und nannten das Land südlich der Donau (das heutige Oberschwaben inbegriffen) Raetia. Jenseits dieser beiden Ströme, vom Rhein weit nach Osten und von der Donau weit nach Norden, saßen germanische Stämme. Unter ihnen gärte und brodelte es wie in einem aufgewühlten, stürmischen Meer. Dieses, von der Rheinecke bei Basel ausstrahlende Meer aber hatte einen toten Winkel: das Neckarland. Zentrum, Sturm- und Wetterstation des wellenwerfenden Völkermeers war dazumal Mitteldeutschland. In Thüringen saß ein vielstämmiges germanisches Volk als Sturmerreger und Wellenwerfer: die **Sueben.**

Früher hatten sie zwischen Elbe u. Oder (Brandenburg—Lausitz) gewohnt. An ihre Grenz-Marken um den Main hatten sie zur Zeit des Augustus ihre damals stämmigsten Mannen gestellt mit dem Auftrag, Grenzmannen, »Markomannen« zu sein. Schon 100 Jahre vor Christi Geburt hatte die germanische Völkerwelt die Kimbern ausgesandt, die die Teutonen mit sich rissen und wie ein feuriger Kugelblitz durch Europa rasten: erst nach Südosten

gegen die Ostalpen (Kärnten), von da nach Westen (wohl durch Oberschwaben) über die Westschweiz nach Südfrankreich, damals Gallien genannt, dann wieder zurück über Oberschwaben nach Oberitalien, wo der Kugelblitz zerstob, die Kimbern vernichtet wurden.

50 Jahre vor Christi Geburt war unter den Sueben, den Schwaben, ein sagenhafter König, Staatsmann und Held, aufgestanden und über den Rhein nach Gallien hineingezogen, aber an Cäsar und seiner überlegenen Rüstung war er zerschellt: Ariovist.

Doch, wie gesagt, das waren nur Vorboten und Wetterzeichen. Das Wetter selbst sollte sich erst 250 Jahre nach Christus und später entladen. So lang stand es drohend am Wetter- und Völkerhimmel. Die Römer aber, die, eben in Sicherung ihres Weltreichs Rhein und Donau befestigt hatten, bauten Dämme gegen die von ferne drohende Flut.

Den toten Winkel, in den das Neckarland hineingespitzt erscheint, riegelten sie ab und rückten mit jedem Jahrfünfzig diesen Riegel weiter vor, von Basel weg, hinaus gegen das offene germ. Völkermeer — langsam, schrittweise, behutsam.

Zuerst wurde die Rhein- mit der Donaubasis verbunden durch eine Straße mit Kastellen: Straßburg—Kinzigtal—Rottweil—Tuttlingen mit Anschluß nach der Schweiz.

Dann drangen sie vom Kraichgau und vom Maintal nach Wimpfen am Neckar vor.

Nachdem stellten sie eine Verbindung her von Straßburg mit dem mittleren Neckar und der Donau: Straßburg—Pforzheim—Cannstatt—Plochingen—Urspring.

Gleichzeitig wurde die Neckarlinie gesichert: Mainz—Wimpfen—Cannstatt über Rottenburg nach Rottweil.

Die alte Donaulinie wurde von Süden nach Norden vorgeschoben an den Neckar-Albtrauf mit der rückwärtigen Sicherungslinie und Straße Burladingen (im Hohenzollerischen) — Heidenheim.

Bis ums Jahr 100 n. Chr. war all dies geschafft und von Süden her die Remskastellinie (Gmünd) mit Aalen als Eckpfeiler erreicht.

Ums Jahr 150 n. Chr. faßte Rom den Entschluß, das abgeriegelte Gebiet, das sogenannte Zehntland, zu Gunsten der sich ansiedelnden Veteranen und Invaliden und der aus Gallien zuziehenden Kolonisten zu vergrößern nach Osten und Norden und aus diesem Anlaß einen festen geraden Strich durch Europa zu ziehen: »Hier sollen sich brechen deine stolzen Wellen und schäumenden Springfluten, volkreiches Germanien!« Richtunggebend für diese markige Grenzlinie Bonn—Regensburg—Wien—Constanza am Schwarzen Meer ist der mittlere Donaulauf Linz—Regensburg.

Im Weltkrieg sind drunten an der Dobrudscha die Deutschen mit ihren Verbündeten auf diesen Abschnitt des pannonischen Limes gestoßen. Der schon oben erwähnte »Große Wald« mit Lorch als einspringendem Winkel wurde aus strategischen Gründen umgangen und die Neckarlinie des obergermanischen Abschnitts Mainz—Köngen eine Tagereise nach Osten vorgeschoben. Im Württembergischen kann diese neue Befestigungslinie von Miltenberg an der Mainecke über Osterburken, Jagsthausen, Oehringen, Mainhardt, Murrhardt, Welzheim—Lorch (Teil des obergermanischen Limes: Wall mit Graben und Palisaden) heute noch erwandert werden. Am rätischen Limes — von da über Böbingen—Sirenhof—Kolbenberg—Treppach—Buch, Kehlheim zu — stehen wir.

Ueber Nacht aber ist die 555 Kilometer lange Befestigungslinie nicht entstanden. Sie hat eine lange Entstehungsgeschichte. Unser rätischer Limes wurde unter Trojan (98—117) begonnen, unter Hadrian (117—138) ausgebaut.

Der germanische Limes wurde 148—161 angelegt.

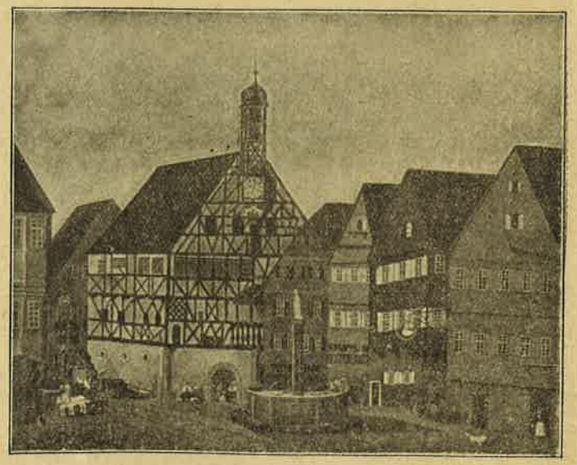
(Schluß folgt).

Der Spion von Aalen.

Zum Titel für unsere Heimatbeilage wurde das Wahrzeichen unserer Stadt gewählt, in dem Gedanken, daß mit dem »Spion von Aalen« der Begriff Heimat für uns alle unzertrennlich verbunden ist. Der »Spion von Aalen« bedeutet für uns Geschichte, Erinnerung an vergangene Zeiten, an frühere Geschlechter, an deren Sitten und Gebräuche, an deren Nöte und Freuden. Der »Spion von Aalen« kann und wird uns erzählen, wie es in unserer engeren Heimat, in unserer Vaterstadt und Umgebung, und auch wie es in unserer weiteren Heimat in früheren Zeiten war.

Die Zeichnung für den Titel hat in dankenswerter Weise Herr Studienrat Karl Zeller gefertigt, ein eifriger Förderer der Heimatpflege, dessen kunstgeübter Hand schon manche Skizze der Heimat wir verdanken. Die Titelzeichnung stellt eine Wiedergabe des Rathaustürmchens mit dem Spion und der Uhr dar, wie dieselben uns in einem alten Gemälde überliefert worden sind. Ueber dieses Rathaustürmchen mit dem Spion schreibt Schweiker in seinem Schubart-Museum-Katalog:

»Der »Spion«, ein Mannskopf, in dessen Mund eine Tabakspfeife steckt, hat schon zu allerlei Fabeln Anlaß gegeben. In Wahrheit verhält sich die Sache also: Als nach der Katastrophe anno 1634 auch das Rathaus wieder aus Schutt und Asche verjüngt sich erhob, hat die reiche Stadt Nürnberg zur Verschönerung desselben ihrer Schwesterstadt ein Uhrwerk geschenkt, das aber damals und bis in das vorige Jahrhundert hinein noch weitere Figuren, so z. B. zwei Böcke, welche bei jedem Stundenschlag so oft mit ihren Köpfen zusammenstießen, als die Uhr zeigte, in Bewegung setzte. Auch befand sich eine Darstellung der Mondphasen an der Uhr.«



Rathaus mit Marktbrunnen im Jahre 1706.



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 2 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Juni 1924

Das Herz für unser Volk!

An unsrer Väter Taten
mit Liebe sich erbaun,
fortpflanzen ihre Saaten,
dem alten Grund vertraun;
in solchem Angedenken
des Landes Heil erneun;

um unsre Schmach sich kränken,
sich unsrer Ehre freun;
sein eignes Ich vergessen
in aller Lust und Schmerz:
das nennt man wohl ermessen,
für unser Volk ein Herz.

Ludwig Uhland.

Meine Wanderung auf der Teufelsmauer 1924.

Von Oberlehrer Heinrich Häußler, Unterrombach. (Schluß)

Uns vor allem für die Entstehungsgeschichte, das allmähliche Werden unseres Abschnitts interessierend, treten wir nun unsere Wanderung an. Marschrichtungspunkt: Treppach-Lengenfeld. Wir lassen das Auge prüfend vorausgehen. Richtig! Das erkennt bei schärferem und längerem Zusehen etwas wie einen leicht angedeuteten Grat, wie eine harte Wirbellinie, im Wiesengelände deutlicher als auf dem Pflugland. Aber dafür steht hier die junge Saat dünner und auf schwarzem Band im Gegensatz zum braunen Ton der Gesamtackerfläche. Vorwärts Marsch! auf der Teufelsmauer. Auf den gepflügten Aeckern stellen wir fest: Der Eindruck eines gestreckten schwarzen Bandes (zumal nach Regen) im weiten braunen Gelände entsteht dadurch, daß dunkler Posidonienschiefer (Schiefertafel Lias epsilon), wie er an u. im Haus von Milchfuhrmann Wirth in Hammerstadt ansteht, mehr oder weniger verwittert, hier auf Braunjura-Alpha-Lehm aufgeschüttet ist. Als Mauermaterial finden wir an den Hängen des ersten überschrittenen kleinen Bächleins neben dem vom Bockschafhaus her bekannten Material, auch ammonitenreiche, abgeschliffene Kalkbrocken wie Totengebein aus Lias (epsilon). Nachher zieht die Mauer hart am Rand eines kleinen, nahezu abgeholzt. Wäldchens hin, wird von da an als Feldweg und Grenzsteinlinie benützt und erscheint, vom Waldinnern gesehen als verrutschter, ehemals wohlgebauter Straßendamm. Das Wäldchen wollen wir nach seinem Besitzer Neubauers Inselwäldchen heißen. Links vom Spitzschafhaus her stößt bald darauf ein Feldweg auf die Teufelsmauer. Unter den alten Grenzsteinen fallen solche der Fürstprobstei Ellwangen mit Bischofsmütze (Mitra) und Krummstab auf. Das Bergholz bleibt hart rechter Hand. Kurz vor Treppach wird unser Feldweg rechts von Hecken gekrönten Posidonienschieferbänken überhöht, in denen Teufelsmauerkeine versunken zu sein scheinen. Nach Ueberschreiten der Dorfstraße Treppach, an der Einmündungsstelle der Dewanger Straße sagt uns ein Bauer: »Als ich die Hütte hinter meinem Haus (Markierung!) erstellte, stieß ich auf die Teufelsmauer und legte sie frei. Sie erwies sich 1 Meter dick« und war ursprünglich 2½ Meter hoch, ergänzen wir seine Beschreibung. »In heißen Sommern zeichnet sich auf der Höhe hinter meinem Haus eine enge Gasse durchs Feld mager und vergilbt ab, auch ein Rondell« (Wachturm?) Natürlich! Die Wurzeln der Feldfrüchte stoßen dort auf Mauerwerk und verdorren. Im folgenden kam uns Herr Schultheiß Fischer von Hüttlingen mit seinen Flurkarten entgegen und übernahm die Führung, was bei seiner sachkundigen Ortskenntnis und seinem aufgeschlossenen Sinn für Heimat und Heimatpflege freudig und dankbar begrüßt wurde. Er vergaß nicht, auch auf alte, durch Kruzifixe bezeichnete Wege und auf Bildstöcke von eigener Schönheit aufmerksam zu machen. In sämtlichen Flurkarten unserer Strecke findet sich der Flurname »Pfahläcker«, in Treppach soll ein Ackerfeld »Pfahlgasse heißen. Auf der Höhe zwischen Treppach und Hüttlingen eröffnet sich ein schöner Blick über das Kochertal und die Dörfer jenseits, mit ihren Kirchtürmen und Häusern die Landschaft überragend, von links nach rechts: Wilflingen, Bronnen, Ebnat, Neuler. Die nackte Akkererde zu unseren Füßen hat eine andere Farbe und Beschaffenheit als vorher. Wir sind aus dem »anhänglichen« Braunjuraton herausgekommen und treffen geologisch tiefer liegende Schichten an. Am Haldenbach in Treppach hat es Lias (delta, Amaltheen-Thone) und hier auf der Höhe die »Goldshöfer Sande«. »Das schwarze Band im braunen Land« hat sich verloren. Natürlich! Die farbgebende dunkelnde Schicht gibt's hier ja gar nicht, sie ist längst durch Naturkräfte (Wasser!) in versunkenen geologischen Zeitaltern, da die Albfelsen wankten und stürzten, abgetragen. Wir finden uns jetzt in älteren, tiefer liegenden Schichten. Auch das Mauermaterial ist jetzt ein Anderes, zwar auch noch Lias alpha, aber mehr sandig u. kieselreich: aus den Steinbrüchen von Seifsberg mit Kieselkropfen.

Wir schauen auch einigemal hinter uns über Onaksfelden weg nach Heißenberg und sehen dort als letzte, übrig gebliebene Viereckseite der sog. »Römerschanze«, die aber keine Römerschanze, sondern vorrömisch ist, einen 100 Meter langen Wall. Doch davon reden wir heute nicht. Die Teufelsmauer führt uns rechter Hand an den Waldrand der Albanusklinge. Und hier, im Wald verlaufend, sieht die Mauer ein Bünder, d. h. er stolpert darüber: Ein Graben längs des Waldrandes als Wald und Wegscheide, ein paralleler Graben innen, mitten durchziehend die Mauer.

Bald ist der Kochertalrand erreicht. In der Tiefe (70 Mtr.) liegt zu unseren Füßen die Straubenmühle. Halblinks streben die Türme der wohlerhaltenen Burg Niederalfingen zur Höhe. Von der rückwärtigen Waldecke aus wirkt die Burgfeste besonders gewaltig, mir deucht: Der schönste Blick auf Niederalfingen!

Nun gehts den Talhang hinunter: Dachgäh, halsbrecherisch über die geologischen Erdschichten Lias delta, gamma, beta, alpha in den obern Keuper. In den mittleren Lagen des Wiesengeländes deutet sich die Mauer an als eine höckerreiche Linie (Markierung!) von Festigkeit und Rückgrat inmitten der buckeligen, schiebenden, haltlosen Knollenmergel. Es soll im Bezirk noch alte Leute geben, die die Hand ans Kocherufer legen (Markierung!) und sagen: Hier habe ich mit eigenen Augen noch eichene Pfähle der Brücke gesehen, auf der das Grenzwerk den Kocher überschritt.

Am nördlichen Hang besuchen wir einen Bruch mit Stubensandstein. Ganz oben, nahe bei Unterlengenfeld überschreitet der Limes als Feldweg das Sträßchen Hüttlingen—Lengenfeld (Markierung!) Von allen, die des Weges kommen, sollte niemand versäumen, die Teufelsmauer von hier aus 1 Kilometer weit nordostwärts zu verfolgen. Am nahen sumpfigen Waldrand steht sie wunderbar an. Hier wurden vor Jahren »Goldshöfer Sande« abgebaut. Dabei stießen die Grabarbeiter auf die Mauer und legten sie frei. — —

In einem Winkel überschritt das Grenzwerk bei Schwabsberg die Jagst, nachher auf einige Kilometer östliche Richtung haltend, ab Haisterhofen schlägt es über Pfahlheim wieder die alte Richtung ein. Diesen Winkel ebenso zu schützen wie die Fortsetzung der von Aalen herführenden Römerstraße Jagstabwärts ins brodelnde germanische Ausland hinein, ward bei Buch im Spickel zwischen Jagst und Altbach, nahe dieser Mündung, auf sanft ansteigendem Gelände, das in seiner Beschaffenheit sehr an das Kastell Aalen erinnert (siehe mein Johannisschriftchen S. 25) ein zweites in kleineren Maßverhältnissen (139,5:151 m) erstellt.

So! Das ist die Wanderung auf dem Aalener Abschnitt der Teufelsmauer ein geschichtl. Höhenweg und ein landschaftl. dazu. Die Luft war an dem Tag so durchsichtig, der Wald noch kahl, Wiesen und Saaten im frischen Schmuck des ersten Frühlingsgrüns, Sumpfdotterblumen an den Wiesenbächlein! Veilchen und Lerchensporn, Schlüsselblumen und Lungenkraut am alten Gemäuer! Und darüber die heitere Frühlingssonne mit himmlischer Ruhe dem mürrischen Aprilengewölk begegnend!

Im Regen verkündenden, bläulichmilchigem Lufthimmel standen die Berge des Aalbuchs, von Osten grüßten über kahlem Bergwald Kapfenburg und Schloß Baldern.

Auf jeder Stelle der Mauer (die wenigen Talpunkte ausgenommen) sahen wir gleichzeitig klar und hell die 10 Kilometer von einander entfernten Richtungspunkte Kolbenberg-Lengenfeld. — Limeslinie nahezu übereinstimmend mit Luftlinie! War ihre erste und oberste Aufgabe: Luftlinie zu sein, Schaugasse durch Wälder und Felder, Augenverbindung herzustellen, Winker- u. Funkerlinien für die römischen Grenzsoldaten, Wachttürme und Feuersignale? Nie winkelt die Mauer auf den Flächen des Wellands ab, nur in den Tälern. Jawohl! Um eine ideale Vorpostenaufstellung —um das zuerst und zumeist hat es sich für die Römer gehandelt. »Augenverbindung hergestellt! Ausreichendes Beobachtungsfeld! Weiterhin im Vorgelände kolossales, monumentales, demensionales Hindernis für feindliche Massen« (der große Wald) so mag der römische Feldherr ums Jahr 150 nach Christus seinem Kaiser gemeldet haben als seine Geometer die rätische Grenzlinie ausgesteckt u. seine Kriegsknechte den Walddurchhieb (Waldschneusen) gehauen hatten.

Hart vor seiner Stellung duldete er keine Siedlung, da war unbesiedelte Oede, dahinter weithin bis über die heutige Hohenloher Ebene hinaus, erstreckte sich vor der Winkelstellung Lorch dichter Nadelholz-Urwald.

So wurde erst mal ein unbefestigter Grenzpfad geschaffen mit einer friedlichen, aber dauerhaften Verzäunung als Zollgrenze, mit Holztürmen in regelmäßigen Abständen. Er diente mehr dem konkrollierten Grenzverkehr als der Absperrung. In dem breiten Streifen des entvölkerten Vorlandes ward ein ständiger Aufklärungsdienst durch berittene Patrouillen eingerichtet, die in den rückwärtigen Kastellen ihre Stützpunkte hatten. In Aalen war auch ein Reiterregiment stationiert.

Gerade in jenen Jahren gönnte sich die in Geburtswehen liegende Völkermutter Germania eine Atempause und verhielt sich ausnehmend ruhig u. still. Es war die Ruhe vor dem Sturm. In den Tiefen dieses Völkermeeres aber war Bewegung, ähnlich wie sie Schiller im Taucher dem schäumenden Meeresschoß zuschreibt:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well auf Well sich ohn Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebärcn.

Die »Mannen an den Marken« des Mains packten auf und brachen über die Donau in römisches Gebiet ein (166—180), wahrscheinlich aufgejagt vom Kern des Suevenstamms.

Plötzlich, um 200 treffen wir diese am Main, aber nur im kurzen Verschnaufen, erstmals 213 erscheinen diese Schweifenden unter einem neuen Namen —Alemanen. Mit gutem Grund! Ein Neues war geboren. Die Tüchtigsten und Tatkräftigsten und Feurigsten des fabelhaft volkreichen Germaniens hatten sich organisiert und diszipliniert zu einem Stoßtrupp von Volk, 233 und 234 liefen sie gegen den Limes an, und 260 brach dieser zusammen, trotzdem daß seit der Festlegung unausgesetzt an dieser Grenzlinie gerodet und gezimmert, Steinbrüche und Kalkbrennereien (Lengenfeld) aufgetan, geschanzt und gemauert worden war. Die ursprüngliche Linie für Augenverbindung war erstarrt zum Verteidigungswerk, zur Teufelsmauer.

Starrsinnig an dieser Schaugasse klebend, ohne einen Cäsar oder Hindenburg, hatte niemand daran gedacht, sich über Herkommen und Zollinie zu stellen und eine neue Front unter Ausnützung des Geländes nach strategischen Gesichtspunkten einzunehmen. Im Bewegungskrieg wußte es der deutsche Soldat nicht anders, als daß die Vorpostenstellung meist nicht zugleich die Verteidigungsstellung sein konnte.

Wie ward der Grenzpfad, die Vorpostenstellung in eine Verteidigungsstellung verwandelt?

Erst wurde am friedlichen Grenzzaun feindwärts mächtig geschanzt, ein tiefer Graben feindwärts ausgehoben und der Aushub (zwischen Bockschafhaus und Treppach: Posidonienschiefer d. i. Lias), zu einem Wall aufgeschüttet, auf der rätischen Strecke gar eine chinesische Mauer von 1 Meter Dicke und 2,5 Meter Höhe aufgeführt, damit sich die hohen Alemannen-stirnen, die Schwabendickköpfe die Schädel dran einrennen möchten. Auch in unserem Abschnitt der Mauern, statt bloßer Dämme mit Palisaden, müssen Pfähle eine große Rolle gespielt haben, begegnen wir doch in Flur- und Dorfnamen dem Lehnwort aus dem Lateinischen palus=Pfahl=Palisade auf Schritt und Tritt.

Nun nachdem die Germanen die Römer verjagt, hatte das herrenlose Land einen Herrn, das Oed- und Waldland einen nimmermüden Kolonisator, sprechend: »Ich habe den Mann, den Held«; das unberührte Mannenvolk vermählte sich der unberührten Natur, dankbar aufjauchzend: »Ich habe eine Heimat! Und bin kein Schweifender mehr: nun Alemanne, früher Schwabe!« Das Land um Aal und Kocher und Jagst, das Welland und der Virngrund (Ellwangen), das Ries u. die Alb trat mit dem deutschen Menschen in die Weltgeschichte ein, in die Zeit der freien Alemannen, Volk und Land feierten Geburtstag:

Auf ewig sollst du heißen das Land der Alemannen, die Alb der Schwaben, Erbteil des Stammes, der nie jemandes Knecht gewesen.

Mein Herz jauchzt in diesen Maienfagen, wenn ich mit dem Neßlauer Weg über die Rennbruck, diesen vorgeschichtlichen Dammweg über den Rombach nach Aalen pilgere durch den Rohrwang und vom grünen Wiesetälchen »Bohlstückle-Rübgarten« über die Stadt hinwegsehe, hinauf zum festgegründeten Braunen.

Nach langem, kalten Winter knospen die Eichen des Rohrwangs neu (eine Bismarckseiche ist darunter) u. stärken den Glauben an den Frühling und an das deutsche Volk: Glaube Du an deutsche Ostern! Es dürfte kaum ein Volk geben, das sein nationales Erbteil mit mehr Recht — Besitz, Heimat nennt als die Alemannen oder wie sie auch heißen: die Schwaben. Der Name Alemannen aus der Zeit des Einzugs der Deutschen in ihr Land verschwindet allmählich hinter dem älteren der Schwaben, bezw. er bleibt nur an dem Teil des Stammes haften, der im südlichen Schwarzwald, in den Vogesen und südlich vom Bodensee wohnt.

Dieses Bauernvolk, das voll Natur und Kulturkraft aus dem römischen Grenzland in harter gemeinsamer Arbeit der Dorfgenossen, durch mühsames Ausreuten, Ausroden (Hohroden, Röthardt, Rotschafhaus) ertragreiches Pflugland gemacht hat, es hat sich mit seinem Schweiß die Heimat erworben. So ist uns das Gemäuer des rätischen Limes heilig, nicht weil landfremde Eroberer es gemauert haben, sondern weil unsere Vorfahren in Jugendkraft und Jugendschönheit darüber gesprungen sind, weil es uns erzählt vom Einzug der Väter in unser Land.

Das Gemäuer ist zum Altar und Taufstein geworden:
Schwabenland
260 nach Christus.

Das Sägwerk.

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit von G. A. Freudenberger.

Als der Holzsäger und Zimmermann Küstner in den 60er Jahren meinem Heimatdorf, Neubronn, zuwanderte, um des alten Peters Madel zu heiraten und die vielen großen Wälder ringsumher sah, faßte er den verwegenen Plan, da ein Sägewerk zu bauen und eine große Holzindustrie ins Leben zu rufen. Verwegen mußte dieser Plan genannt werden, weil in Neubronn keinerlei Naturkraft vorhanden war, das Sägwerk zu treiben. Wohl floß mitten durch das Dorf der Schmiedbach, aber im Sommer trocknete der ganz und gar aus; er konnte als Triebkraft also nicht in Betracht kommen, und ebensowenig der Wind, der vom Bug her blies, zuweilen ja schon recht scharf, so daß er das eine oder andere alte Ausdingmandele von 75 Jahren — so alt werden alte Neubronner — mit einer Lungenentzündung auf die Kappel (den Friedhof) holte. Steinkohlen wären kaum beizubringen gewesen, um Dampf zu erzeugen, denn die Eisenbahn war zu weit entfernt, und von der Elektrizität wußte man damals in Neubronn noch nicht viel mehr, als daß ein Stückchen Bernstein, welches der Lehrer besaß, blaue Fünkchen gab, wenn man's am Aermel rieb. Fragte man Küstner selbst, wenn er von seinem Plan sprach, welches Element er als Triebkraft verwenden wolle, so lächelte er und sagte nur: »Wird sich schon machen, wird sich schon machen«, und seine schönen blauen Augen schauten dabei träumerisch in die Ferne.

Eines Tages kam Küstner zu meinem Vater — der war der Lehrer des Orts — in die Schule, als eben der Pfarrer S. auch anwesend war und sagte: er wolle mit dem Bau eines Sägwerks beginnen, den nötigen Platz dazu habe er in seinem Garten. Als mein Vater ihn nun auch nach der Triebkraft fragte, da zog Küstner einen unfangreichen, in ein grünes Tuch eingeschlagenen Pack unter dem Arm hervor und bat, der Herr Lehrer möchte erlauben, die große Wandtafel über die Schulbänke zu legen, um etwas vorführen zu können. Gleich war die Tafel von Bubenhänden bereit gelegt und nun packte Küstner ein kleines sehr fein gearbeitetes und poliertes Wägelchen aus, eine starke Spanne lang und halb so hoch und breit, dazu 2 armlange Holzschienen, wie Wiegenläufer leicht aufwärts gebogen. Ich fühlte sie an, sie waren so glatt, wie die Wänglein eines neugeborenen Kindes. Das Wägelein fesselte die Neugier von uns Buben mächtig. Was hätten wir nicht drum gegeben! Unsre sämtlichen Ostereier und Bretzeln. Nun stellte Küstner die beiden Schienen zurecht, setzte das Wägelein darauf und gab ihm einen schwachen Stoß; der bewirkte, daß es rasch hin und herlief, zuerst bis ans Ende der Schienen; allmählich aber wurde die Fahrstrecke kürzer, der Lauf langsamer und nachdem es wohl an die 50mal hin und hergegangen war, blieb es endlich stehen. Das Merkwürdigste war aber, daß auf einer kleinen Plattform hinten am Wägelein eine winzige Säge in einem Gerüstlein auf- und absprang, so oft das Wägelein hin- und herging. »Sehen Sie, meine Herren«, sagte Küstner dann, »ich will eine Maschine erfinden, die ganz von selber geht, wenn sie einmal angetrieben ist, ja nicht nur selber geht, sondern die Triebkraft für eine andere Maschine wird. Was Sie da sehen, ist noch nicht ganz das Richtige, aber es hat mir den Weg gezeigt, den ich gehen muß und gehen werde. Ich bin überzeugt, daß ich bald an mein Ziel gelange, ich habe noch eine gute Idee. Einstweilen baue ich das Sägwerk; bis es in die Höhe kommt, habe ich auch die Triebkraft dazu«. Küstners Gesicht leuchtete ganz während seiner Rede; man merkte, daß die innerste Ueberzeugung ihm die Worte eingab. Mein Vater lächelte und sprach: »Also Sie wollen das Perpetuum mobile erfinden, die Maschine, die in alle Ewigkeit fortgeht ohne Triebkraft, wenn sie einmal angetrieben ist? Ich fürchte, Küstner, daß Sie da Ihre Zeit unnötig vergeuden; erst kürzlich habe ich ein Werk eines Naturforschers gelesen, in dem klar bewiesen wird, daß eine solche Maschine ein Ding der Unmöglichkeit ist und immer sein wird«. »Die gelehrten Herren«, entgegnete Küstner, haben schon oft etwas behauptet und hintendrein hat ein guter Praktiker recht behalten«. »Da hat der Küstner recht«, pflichtete ihm der Pfarrer bei, »sagt nicht auch unser Schiller: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übt oft in Einfalt ein kindlich Gemüt. Wir wollen das Beste hoffen und wünschen unsrem Küstner alles Glück zu seinem Unternehmen«. »Gewiß, fügte mein Vater bei«, er hat das Wägelein sehr schön gearbeitet; ich danke ihm, daß er uns eine Probe seiner Geschicklichkeit gezeigt hat. Wer so etwas leistet, mag wohl zu etwas Besserem berufen sein«. Küstner packte sein Maschinchen ein und ging.

In den nächsten Tagen durfte er es auch dem im Dorf ansässigen Freiherrn von G. zeigen, und verschiedene Bauern bekamen es ebenfalls zu sehen und bald war im Ort von nichts anderem mehr die Rede als von dem neuen Sägwerk.

Indessen hatte es damit gute Weile. Küstner hatte sich wohl einiges Geld gespart, aber das reichte zu seinem Werk nicht aus. Doch man kam ihm zu Hilfe. Der Baron spendete eine kleine Summe, und auch der Pfarrer und mein Vater gaben einen Beitrag; mein Vater dem Fleiß u. dem ehrlichen Stre-

ben des Mannes zuliebe, obwohl er von dem Mißlingen des Unternehmens überzeugt war. Von den Bauern gaben diejenigen, welche einen Wald besaßen, gerne ein Stämmchen Holz zum Bau.

So hörte man denn bald, daß der junge Peter nun sein Sägwerk baue. Es ging langsam damit; denn einmal arbeitete er ganz allein daran, und dann beschäftigte er sich auch wieder tage-, ja wochenlange mit seiner Triebmaschine.

Endlich, nach monatelanger Arbeit stand das Werk fertig da und harrte der Inbetriebnahme. Am Peter- und Paulfeiertag konnte es eingeweiht werden. Das ganze Dorf war gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten.

Als die Bauern zu Mittag gegessen und ihr Vieh gefüttert hatten, sah man sie, einen um den andern der Kappel zustreben, wo das Häuschen des alten Peters und im Garten dahinter das Sägwerk stand. Den Eingang zum Garten zierten zwei Tannenbäumchen, welche die Nachbarn gesteckt hatten, um ihrer Freude über das Gelingen des Werkes Ausdruck zu geben. Das Sägwerk bestand aus einem starken Balkengerüst, an dessen Stirnseite zwischen zwei senkrecht stehenden Balken die Säge blinkte. An der Langseite des Gerüstes sah man einen langen Hebelarm hervorstehen. Einige auf dem Boden liegende durchsägte Prügel bekundeten, daß die Säge schon in Tätigkeit getreten war. Sie sollte ihre Wege nun zuerst in ein 4 Meter langes Tannenstämmchen bahnen, das der Baron gestiftet hatte.

Vorn am Gerüst hatte sich der Erbauer des Werkes, Küstner, mit seiner Madel aufgestellt. Strahlenden Gesichts begrüßten beide jeden Ankommenden. Der Baron trat in den Garten ein, begleitet vom Pfarrer. Beide gingen auf das Ehepaar zu, gaben ihrer Freude über die Vollendung des Werkes Ausdruck und wünschten mit herzlichen Worten Glück zum Erfolg. Um das Gerüst her stunden in großem Halbkreis die übrigen Bürger des Dorfes, keiner fehlte. Etwas abseits unterhielt sich mein Vater mit dem Schmied W., der beim Einsetzen der Räder Hilfe geleistet hatte. Küstner trat nun vor und erläuterte sein Werk. Es sei noch nicht das, was er eigentlich gewollt habe, sagte er, denn die Maschine, welche das Sägwerk treiben sollte, sei noch nicht fertig gestellt. Einstweilen müsse sie durch Menschenkraft getrieben werden, doch habe er das Werk so eingerichtet, daß die Arbeit leicht, ja nur ein Spiel sei. Diese könne auf doppelte Weise geschehen, entweder dadurch, daß man die Säge mit den Händen auf- und abbewege, oder dadurch, daß man den Hebel hin- und herschiebe. Bei jeder Art von Bewegung treten andere Muskeln in Tätigkeit und so könnten die einen ausruhen, wenn die anderen arbeiteten; es trete deshalb keine Ermüdung ein. Die Verwendung des Hebels sei seine eigenste Erfindung. Er faßte nun diesen an, schob ihn mit leichter Mühe hin und her, und siehe da, — lustig schnurrte die Säge auf und ab. Mit einem allgemeinen »Ah!« wurde das von der Versammlung begrüßt, und wenn Küstner jetzt gesagt hätte: Wir wollen ein großes Werk auf Aktien gründen«, er hätte gewiß Teilnehmer genug gefunden.

Der Pfarrer wollte nun den Gefühlen der Versammlung Ausdruck verleihen und einige Worte zur Einweihung sprechen. Er nahm seinen Hut herunter, strich mit der rechten Hand seine schönen, schwarzen Locken zurück und begann: »Liebwerte Mitbürger! Wie im Leben eines Menschen, so gibt es auch in dem einer Gemeinde Höhepunkte, mit denen ein neuer Abschnitt beginnt. Einen solchen Höhepunkt, das fühlen Sie wohl alle mit mir, bezeichnet gewiß auch der heutige Tag, da es unsrem Mitbürger Küstner gelungen ist, nach vielen Mühen ein Werk zu vollenden, das für unsere waldreiche Gegend von größter Bedeutung werden kann. Ob es heute schon seine endgültige Gestalt gewonnen hat, oder ob die Zukunft Größeres an seine Stelle setzt, tut nichts zur Sache. Wir sehen jedenfalls eine Arbeit vor uns, die in ihrer schönen und gediegenen Ausführung wie in der sinnreichen Einrichtung ihren Meister lobt. Wir wünschen ihm u. seiner Ehefrau, die seine Sorgen und Mühen geteilt hat, alles Glück und hoffen, er werde neben dem Lohn, den das Bewußtsein gibt, etwas Tüchtiges geschaffen zu haben, auch noch den finden, sein Auskommen auf eine feste Grundlage gestellt zu haben«. Allgemeines, beifälliges Gemurmel folgte den Worten des Geistlichen. Nur mein Vater stimmte nicht in das Lob ein, weshalb der Baron ihn fragte, ob er an dem Gelingen des Unternehmens zweifle. Mein Vater zuckte die Achseln und sagte: »Ich glaube nicht, daß Menschenkraft hier ausreicht, die Hebelübersetzung frißt zu viel Kraft weg«. Und was meinen Sie dazu?« wandte sich der Baron an den Schmied, der scharfen Auges das Werk betrachtete. »Herr Baron, antwortete er, ich habe in meiner Werkstatt eine Bohrmaschine und zwei Triebel dazu von ungleicher Länge. Will ich eine dickere Eisenplatte durchbohren, so nehme ich den großen Triebel, mit dem habe ich eine große Gewalt, doch brauche ich mehr Zeit als mit dem kleinen, mein Arm muß einen weiteren Weg mit ihm machen wie mit diesem. Bei dem Hebel am Gerüst kommt's darauf an, ob er lang ist, daß die Säge im Holzstamm auf- und abgedrückt werden kann. Ich möchte schier glauben, daß das nicht möglich ist, und daß der Herr Lehrer recht hat. Unterdessen hatten ein paar Bauern das Holzstämmchen auf das Gerüst gelegt und gegen die Säge geschoben. Küstner stieg nun hinauf und begann langsam die Säge mit den Händen auf- u. abzuführen, scheinbar ohne besondere Anstrengung. Er sprang wieder herab und sagte, so zu sägen sei natürlich nichts Besonderes, er wolle nun aber auch den Hebel spielen lassen.

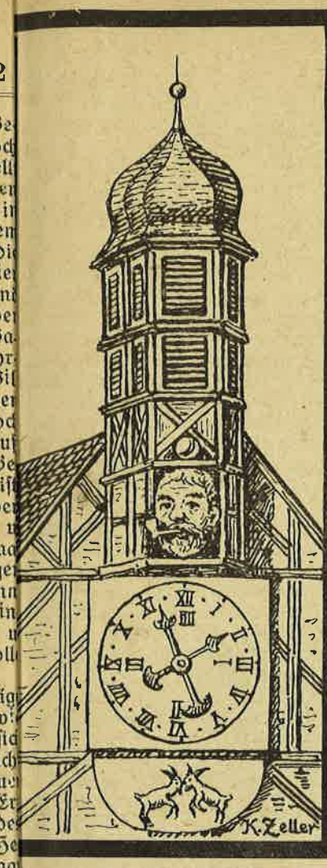
Aller Augen waren auf ihn gerichtet, alle hofften, die Säge werde nun auch so auf- und abspringen wie vorhin, aber wie sehr auch Küstner an dem Hebel drückte, die Säge bewegte sich kaum von der Stelle. Eine Handbreit ging sie hinauf, nicht viel mehr als die Enttäuschung die Gesichter der Zuschauer verlängerte. Da trat der Küfer vor, ein Mann wie aus Erz gegossen und sagte: »Wie Karl, laß mich amol probiere, de wär der Teufel, wenn des Ding net ging«. Er faßte den Hebel an, daß es schallte, und es gelang ihm auch, ihn ein paar Mal hin- und herzuschieben, so daß die Säge langsam, wie wenn sie schon müde wäre, auf- und abging. Da sagte er: »Karl 's gatt net, des mueßt nohmal anderst mache«. Auch ein Bauer, ein nicht großer aber breitschultriger Mann mit schenkeldicken Armen, die verkörperte Kraft, probierte den Hebel, doch auch er mußte bekennen: »Noi Peter, 's gatt wärle nett«. Küstner lehnte ganz bleich an dem Gerüst, ohne ein Wort hervorbringen zu können, und seine Madel greift in ihren Schurz. »Nur das Vertrauen nicht gleich wegwerfen, Küstner, »ergriff jetzt der Pfarrer das Wort, »wir sehen der Hebel ist zu kurz, aber Sie können ja leicht einen längeren einsetzen, und ich bin überzeugt, die Säge geht dann«.

Auch der Baron fand tröstende Worte. »Nur den Kopf oben«, sagte er, keine Eich' fällt auf einen Streich. Versuchen Sie's nochmal mit einem längeren Hebel, und wenn selbst das Werk nicht gelingen sollte, so haben Sie doch gezeigt, daß Sie etwas Tüchtiges gelernt haben und Sie erwerben sich mit Ihrer Arbeit die Achtung Ihrer Mitbürger«.

Die Versammlung löste sich allmählich auf und strebte im Unterdorf hinab, dem Löwen zu, wo die Sache noch einmal gründlich erörtert wurde. Zuletzt ging auch mein Vater, nachdem er Küstner noch den Rat gegeben hatte, sein Grübeln tüchtig umzutreiben und alle Gedanken an eine von selbst gehende Maschine aufzugeben.

Das tat Küstner indessen nicht. Er grübelte fort und fort und schuf neue Modelle, aber der Erfolg blieb aus wie beim Sägwerk, das auch ein längerer Hebel nicht in den Gang gebracht hatte. Es nahm ein eigentümliches Ende: Ein Bauer kaufte einen Bierkeller in der Nähe und baute dabei eine Kegelbahn. Dazu verwendete er die Balken des Sägewerks, das er billig erwerben konnte.

Wenn man mit der Madel später auf das Werk zu sprechen kam, sagte sie immer: Ja, ja, 'sGlück hat mei' Mann alleweil bloß g'aigstert (aigstern=wetterleuchten), aber eing'schlage hat's nie.



Der Spion von Aalen

6. Oktober 1805.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Durchs Kochertor so brausend fort?
Stürzt Aalen unter Feuersflammen?
Es rottet sich die Stadt zusammen,
viele Reiter hoch zu Roß
fahrt man aus dem Menschentroß,
hinter ihren Bärenmützen
blinken Bajonettenspitzen!
ist wahrhaftig der Franzos,
sind des Kaisers tapfre Garden
alles stehet, klein und groß,
auf den Kaiser selbst zu warten.
werden tausend Stimmen laut:
ist's im Wagen, aufgeschaut!"
ht ihn, der alle Welt bezwungen,
sich zum Herrscher aufgeschwungen!"
ah verliert man das Gehör
donnernden »Vive l'empereur«!
mit der Grenadiere Reih'n
„Kaspar, „Balthas", „Melcher"[1] schrein.
vor der „Krone" hält der Zug,
pleon steigt aus dem Wagen,
auch auf seinem Siegesflug
Halt zu machen zwingt der Magen;
n hatte auch vor wen'gen Stunden
Mit Sack und Pack sich eingefunden
Des Kaisers »Maitre de cuisine«,
Der waltet in der Küche drin,
Um seinen Herrn heut zu versorgen
Und rüstet alles auch für morgen.
„He ab", so ruft er, kein Mann hier,
Mit dem ich français kann parlier?"
Posthalter[2] spricht: „Da kann ich dienen,
Es war ja in Besançon drein
Mein Vetter, der parliert mit Ihnen,
Sie werden nur verwundert sein,"
Und vor den Küchenmeister tritt
Herr Balthas[3] nun mit sich'rem Schritt,
Empfängt die Weisung einzukaufen
Und harte Taler einen Haufen;
Drum hat sich schnell nach Wunsch gefunden,
Was nur dem Kaiser täte munden,
Geflügel, Mouton, Pomme de terre,
Die Taler fliegen kreuz und quer.
Die Garden aber auf der Gasse
Erhalten auch was für den Schlund
Und sehen manchem vollen Fasse
Mit langen Schlücken auf den Grund.
Der „kleine Korporal" inzwischen
Ist aufgestanden von den Tischen,
Im obern Erker speiste er.
Nun bringet Karten man daher;
Mit seinen höchsten Offizieren
Will er den nächsten Weg studieren,
In Donauwörth recht schnell zu sein
Soll alles laufen feldquerein
Drum ward vom Kaiser gleich befohlen
Herr Rapp der deutsche General,
Soll einen sichern Führer holen[4]
Vom Härtsfeld bis ins Donautal.
Den sichern Mann herbeizubringen
Muß wieder Vetter Balthas springen;
Denn seine junge Frau läßt ihn
Nicht selber mit den Franken ziehn.
Herr Rapp und er im Kellnerkleide
Sie treten vor den Kaiser beide,
Der freundlich frägt, als er ihn sieht;
»Cet homme honnêt est il le guide?«
Nun wißt ihr, Widerspruch zu tragen,
Das konnt Napoleon nur schwer,
Drum sprach Herr Balthas ohne Zagen:
»Oui, hört ihr oui, mon empereur«
Doch kaum hat er das Wort gesprochen,
Hat ihn ein Jubel unterbrochen,
Der jauchzend von der Gasse schallt,
Die narbigen Krieger alle lachen,
Daß ihnen fast die Rippen krachen,
Sie schauen alle in die Höhe,
Daß ihnen tut der Nacken wehe!
's ist deutlich, daß am Rathausgiebel,
Dem Türmlein vornen mit der Uhr
Ihr Lachen gilt, das ohne Zwiebel
Selbst Tränen weckt, was gibt es nur?
Ich will's Euch sagen, liebe Leute,
Es zieret ewig jung und schön
Das Uhrwerk, der Spion von Aalen,
Ein eigner Spaß, nicht zu bezahlen!
Es dreht mit jedem Pendelschwunge
Ein Menschenkopf sein Antlitz um,
Zwar nur aus Holz und ohne Zunge
Raucht er bald rechts, bald links herum;
Da bleiben alle Kinder stehen
Und können satt sich nimmer sehen,
Und stießen einst beim Schlag zwei Böcke,
Da lachten selbst langweil'ge Stöcke.
Die Handwerksbursch' in allen Reichen
Berühmen laut das Aalener Zeichen,
Weshalb vom Neide ist davor
Die Fabel ausgesponnen worden
Vom Kriegsspion am Feindestor.
Kurz, was auch dick französisch war,
Verstand den alten Spaß aufs Haar,
Nun wißt Ihr schon, wie es gekommen,
Daß diesen Jubel man vernommen:
Die Garde des Napoleon
Erblickt auf einmal den Spion
Und alle werden hingerissen;
Der Held jedoch, wie konnt er wissen,
Was seine Tapfern so erregt,
Es lauscht sein Ohr, sein Auge frägt,
Und schnell zum Fenster hingesprungen
Streckt plötzlich er hinaus den Kopf,
Da ist ein Weheruf erklungen
Er fährt zurück mit blut'gem Schopf!
Die Fenster waren ja geschlossen,
Was Wunder, daß ihm jetzt das Blut
An Kopf und Stirne rieseln tut;
Der Marschall Berthier selbst muß laufen
Ein Pflaster auf die Wund' zu kaufen.
Dies Fenster gibt noch heute Zeugnis
Von jenem tragischen Ereignis,

Und Aalen hat den Ruhm den großen
Der Siegesheld Napoleon,
Er hat den Kopf zuerst verstoßen
An unserem Aalener Spion![5]

[1] Im alten Aalen waren die Vornamen Kaspar, Balthas, Melchior sehr häufig.
[2] Der damalige Posthalter hieß Winter.
[3] Der nachmalige Stadtrat Balthas Enßlin.
[4] Es war der Bürger und Tuchmacher Johann Georg Bruker. Er begleitete Napoleon bis Beuren, Gemeinde Waldhausen, Oberamts Neresheim und lt von Napoleon 2 Napoleonsd'or und 2 Fünffrankenthaler, zus. = 50 Franken. pleon fragte Bruker nach der Zahl seiner Kinder.
[5] Das Datum über den hiesigen Aufenthalt Napoleons hat schon manche irrung verursacht. Bauer war darüber ursprünglich selbst nicht im Klaren, 1852 in seiner Geschichte Aalens setzt er den 5. Oktober (1805), während er in Oberamtsbeschreibung (1854) Seite 136 den 5. Oktober und Seite 194 den 6. Oktober nennt. Wagner, der offenbar das Werkchen Bauers von 1852 benützte, schreibt ner Geschichte von Essingen ebenfalls den 5. Oktober. Auch die Scheibe im er des Napoleonzimmers verzeichnet den 5. Oktober, doch ist diese Scheibe jedenfalls kurz nach dem 1852 erschienenen Werkchen Bauers angefertigt worden. Der „Führer durch Heidenheim und seine Umgebung 1906" schreibt. „1805 am 5. Oktober kam Napoleon selbst durch Heidenheim" und weiter „Napoleon, welcher am 5. oder 6. Oktober 1805 von Aalen her durch Heidenheim gereist ist." Demgegenüber sei konstatiert, daß Napoleon am 2. Oktober nachts 11 Uhr in Ludwigsburg eintraf. Er begab sich am 4. Oktober abends 4 Uhr nach Stuttgart, kehrte aber an demselben Abend nach Ludwigsburg zurück. Wider Willen mußte Kurfürst Friedrich sich dazu verstehen, am 5. Oktober ein Bündnis mit Napoleon abzuschließen, worauf letzterer noch am selben Abend nach Gmünd reiste, wo er auch übernachtete. Am 6. Oktober vormittags kam er dann nach Aalen, ging aber nicht Heidenheim zu, sondern nach Donauwörth, wo er bei Schäfftall u. Neffzend den Uebergang seiner Truppen über Donau und Lech beobachtete. Vom 7. bis 9. Okt war Napoleon in Donauwörth und am 10. Oktober um halb 10 Uhr nachts kam er von Donauwörth her in Augsburg an u. am 15. Oktober war er wieder bei seinem Heere bei Ulm.

Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 3 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Juli 1924.

Hans Halm, der Stadtschreiber von Aalen.

Ein Räuberleben aus dem 16. Jahrhundert.

Das Schubartmuseum, dessen Schätze leider ein verborgenes, stilles Dasein führen, bewahrt unter seinen Beständen eine Holztafel, auf der die Hinrichtung eines Verbrechers dargestellt ist. Das Bild trägt die Unterschrift: »Anno Domini 1531 yar 18. novembris do hat man zue villinge gricht de gewesste statschreiber halm vo aulon got sei gnädig seiner sele«. Die Villinger Chronik Heinrich Hugs berichtet, daß Halm vor Gericht mehr denn »400 stuck mord, ferrettery, Diebstahl, straßrobery«, die er in Süddeutschland verübt hatte, eingestanden habe. Wer ist denn dieser Halm gewesen? Die umfangreiche Niederschrift seiner Geständnisse gibt uns hinreichend Aufschluß über Leben und Treiben dieses verwegenen Räubers.

Ueber seine Herkunft erfahren wir nur das eine, daß Halm aus Plochingen bei Eßlingen stammte. Er mag, wofür verschiedene Umstände sprechen, in jungen Jahren eine gute Ausbildung empfangen haben, die ihn in Stand setzte, später das Amt eines Stadtschreibers von Aalen und eines reichsritterschaftlichen Verwalters zu bekleiden. Es ist nicht



entschieden, ob Hans Halm an dem Aufstand des Armen Konrads 1514 teilgenommen hat. Bei der abenteuerlichen Art, die wir bei ihm wahrnehmen, würde es nicht wundernehmen, daß er in jüngeren Jahren an diesem Aufstand teilgenommen hätte, der sich ja nicht so sehr gegen den Herzog Ulrich, als gegen seine das Land drückende und belastende Mißwirtschaft richtete. Daß der jugendliche Revolutionär später ins Lager des Herzogs überging, nimmt den nicht weiter wunder, der die Wandelbarkeit politischer Ueberzeugungen miterlebt hat.

In den Untersuchungsakten des Villingers Gerichts steht das Geständnis Halms, daß sein ganzes Streben und Sinnen darauf gegangen sei, der österreichischen Fremdherrschaft, der Württemberg während der Verbannung Herzog Ulrichs (1519 bis 1534) unterstand, Eintrag zu tun. Diese Tätigkeit hat ihn auf krumme Wege geführt, da er zur Ausführung seiner dunklen Pläne immer wieder Geld brauchte. »Sein fürgefaßter Wille, Fürnehmen, Meinung und Gemüt«, bekannte er vor seinen Richtern, »sei gewesen, wie und welcher Gestalt, auch wo er hätte können, wissen und mögen, Geld überkommen mit Diebstahl, Raub, Nahm, Brand und in all ander böse Wege«.

Um 1520 mag Hans Halm in unsrer Heimat sich niedergelassen haben. In Essingen, wo auch seine Frau wohnte, besaß er ein Haus. Damals wird er auch seine Stellung bei Wilhelm v. Wöllwarth auf Hohenroden angetreten haben. Da sein Dienst ihm Zeit ließ, übernahm er gleichzeitig ein Amt als Stadtschreiber in der benachbarten Reichsstadt Aalen. Auffallend ist, daß Halms Räuberleben gerade in dieser Zeit anfing, da er das Doppelamt als herrschaftl. Verwalter und reichsstädt. Beamter innehatte. Er wird, so werden wir uns die Sache vorstellen müssen, bei günstiger Geschäftslage zur Ausübung seiner verbrecherischen Tätigkeit Urlaub unter irgend welchem Vorwand genommen haben.

Die Akten nennen seine Helfershelfer: Hans Frick von Oehringen, Hans Brägel ein Aalener Wirt, Martin Wirtsbäsli'n von Ellwangen (wohl = Sebastian, Sohn eines Martin Wirt), Blasius Taler und Martin Zimmermann von Weiler i. B. bei Gmünd. Durch Hans Brägel, der infolge seines liederlichen Haushaltens immer mehr herunterkam, mag Halm aus in der Wirtschaft aufgefangenen Gesprächen von Kaufmannsfuhrleuten auf manchen Fang aufmerksam gemacht worden sein. Die andern Spießgesellen Halm scheinen waffengeübte Männer gewesen zu sein, deren er zur Vollbringung seiner verbrecherischen Anschläge bedurfte, v. denen die Untersuchungsakten aus der Fülle der eingestandenen Untaten (»400 stuck mord usw.«) nur eine Auswahl, kein zwei Dutzend, wohl eben die schwerwiegendsten verzeichnen.

Der Schauplatz der Untaten Halms, die wir im einzelnen nicht alle verfolgen können, waren, wie Hug in seiner Chronik berichtet, das Herzogtum Württemberg, das Elsaß, dann das Bistum Speyer und das Ries. Seine erste Untat, ein Ueberfall auf einen Konstanzer Metzger in der Nähe von Reutlingen, fällt in das Jahr 1524. Das Jahr darauf überfällt er mit seinem Helfershelfer Taler zwei Männer bei Schwabsberg, die nach heftigem und blutigem Kampf zuletzt beraubt und an einen Baum gebunden wurden. In den folgenden Jahren hat Halm, dem das Glück hold war, in unser Gegend manchesmal sein Räuberhandwerk ausgeübt. Frick, der früher schon im Dienste eines Raubritters Hans Thoma von Rosenberg gestanden hatte, konnte Halm in die Schliche und Kniffe des Räuberlebens einführen; er kannte auch die Orte, an denen ein Ueberfall ohne allzu große Gefahr gewagt werden konnte. Das Hertsfeld, die Aufhauser Steige bei Schenkenstein waren berüchtigte Tummelplätze räuberischer Gesellen. Dort finden wir auch Halm und seine Spießgesellen bei der Ausübung ihres verbrecherischen Handwerks. Das Opfer ihrer Anschläge waren meist Fuhrleute oder Handwerksleute, die oft nach schwerem Kampfe halbtot, geknebelt und ausgeplündert liegen gelassen wurden. Halm, dem es glückte, allen Nachforschungen sich zu entziehen, konnte es sogar wagen, sich dem Schwäb. Bund, der den Bauernaufruhr ds. Js. 1525 blutig niedergeschlagen hatte, zur Dienstleistung anzubieten. Er bekam den Auftrag, Strafgelder für den Schwäb. Bund einzuziehen. Dabei verstand er es, durch unwahre Angaben sich namhafte Summen für die eigene Tasche herauszuschlagen.

Je mehr sich die Untaten Halms häuften, umso gefährlicher wurde auch seine Lage, zumal ein wertvoller Helfer, der Wirt Brägel von Aalen, zuletzt wegen übler Wirtschaft das Land räumen mußte.

Halm fürchtete nicht mit Unrecht, daß er sein Doppelleben als Stadtschreiber und als Räuber nicht mehr lange werde fortsetzen können und daß er infolge der Vernachlässigung seiner Obliegenheiten seines Amtes verlustig gehen könnte. Er suchte daher durch Vermittlung von Bekannten eine Stellung im Dienste des verbannten Herzogs Ulrich v. Württemberg zu bekommen. Nach langem Warten wurde sein Wunsch erfüllt.

Im Jahre 1530 häufen sich die Untaten Halms, der in steter Geldnot war und durch neue Räubereien seine leere Kasse füllen mußte. Meister Hans Degen, Pfarrer in Großbettlingen, dem Halm's Haß galt, wohl weil dieser ein Parteigänger Oesterreichs war, sollte das unglückliche Opfer seiner Freveltaten werden. Im Verein mit Blasius Taler zog Halm aus, um dem verhaßten Gegner aufzulauern. Durch den Wirt Hans Widmann in Grafenberg erfuhr Halm, daß Degen nach Metzingen geritten sei. Nachdem er mit Hilfe des Degen mißgünstig gesonnenen Wirtes alles erkundet hatte, ging Halm ans Werk. G. Bossert, dessen Darstellung wir folgen, gibt auf Grund der Geständnisse Halms eine anschauliche Schilderung des Ueberfalls und seiner traurigen Folgen.

»Am 2. März um 2 Uhr mittags machte sich Halm mit Taler in ein Wäldchen südwestl. von Grafenberg am Weg nach Metzingen. Hier warteten sie, bis gegen Abend Degen mit einem anderen Priester, der wohl der Pfarrer von Nekkarkailfingen war, vorbeirikt, worauf sie ihnen folgten. Als beide sich im Autmuttal trennten und Degens Kollege dem Tal zuritt, trabten Halm und Taler hinter Degen her bis Großbettlingen. Hier baten sie ihn: Lieber Herr, weiset uns den Weg vom Dorf hinauf Nürtingen zu. Gutwillig und ahnungslos ritt Degen mit ihnen. Als sie das Dorf ein Stück weit hinter sich hatten, faßten Halm und Taler den Pfarrer, schlugen und banden ihn. Er bot sich ihnen sofort, binnen 3 oder 4 Tagen ein Lösegeld an einen ihnen gelegenen Ort zu liefern, aber sie trauten ihm nicht, sondern schleppten ihn in der Nacht bergauf, bergab, so rasch es mit ihren Pferden ging, bis Filseck, wo sie in einer Scheuer außerhalb des Schlosses nächtigten. Sobald der Tag anbrach, eilten Halm und Taler mit dem Gefangenen am Hohenstaufen und Rechberg vorbei auf den Aalbuch. Hier im Wald hielt Taler den Gefangenen den Tag über wohl an einen Baum gebunden fest, während Halm nach Essingen hinunter ritt, rasch seine Frau fortschickte, da sie von dem Gefangenen nichts erfahren sollte, dann ihn vom Aalbuch mit Taler herabholte und in seinem Keller unterbrachte. Hier wurde er mit einem Seil um die Lenden, die Hände übereinandergeschnürt, an eine Säule angebunden und mit dem Tod bedroht, falls er schreien wollte. Die paar Gulden und das Siegel, das Degen bei sich hatte, nahm Taler zu sich. In dieser unglücklichen Lage mußte der arme Priester 6 bis 7 Tage verbleiben. Am Freitag den 4. März, brachte ihm Halm morgens eine Suppe, die andern Tage erhielt er von ihm oder, da er seinem Doppelamt nachkommen und nicht täglich zu Degen hinabsteigen konnte, von seinem nun auftretenden Helfershelfer Martin Zimmermann von Weiler gebackene Schnitken oder hart gekochte Eier, ohne daß auf die Fastenzeit mit ihren Speisegeboten Rücksicht genommen worden wäre.

Degen wurde von Halm und Taler ein Lösegeld von 400 bis 500 fl. abgefordert. Dieses sollten seine Verwandten bald nach Engen, bald nach Oberndorf, bald an einen Ort unsern Weißenhorn oder Ulm schicken. Deshalb mußte der Pfarrer wiederholt Briefe an sie schreiben, die aber keinen Erfolg hatten. Da Halm das Geheimnis vor seiner Frau, die nach Hause begehrte, nicht länger wahren konnte, brachten Halm, Taler und Zimmermann ihn um Mitternacht aus dem Keller auf die Höhe des Aalbuchs in das Falkenloch, heute Falkenhöhle, zwischen Bartholomä u. Weiler i. d. B. undweit des Kitzinghofes. Halm beschreibt die Falkenhöhle als einen tiefen, holen Stein oder Fels. Man muß die Beschreibung dieser Höhle, in welche man nur mit einer Leiter 4 Meter tief hinabsteigen kann, um in eine hohe, lange, mit Felstrümmern übersäte Halle zu kommen, in der Beschreibung des Oberamts Gmünd lesen, um das tiefste Mitleid mit dem Gefangenen zu fühlen. Diesem wurde erst eine Kette durch das Wams gezogen und dann die Hände mit der Kette zusammengebunden und ein Schloß daran gelegt, dann die Kette an einen Felsblock angeschmiedet. Hierauf wurde auch eine Kette um seine Füße gelegt und diese auch an den Block angeschmiedet. Degen konnte sich nicht weiter bewegen, als die Länge der Kette es zuließ. In diesem kalten, finstern und feuchten Kerker mußte Degen bei 7 bis 8 Wochen schmachten. Da Halm sein Amt nicht Zeit ließ, um öfter nach dem Priester zu sehen, gab er Martin Zimmermann anderthalb Gulden mit dem Auftrag, dem Priester Essen und Trinken zu bringen und ihn wohl zu verwahren. Um die Zeit des Karfreitags (15. April) aber, als die Festzeit Halm dienstfrei machte, kam er mit Zimmermann in die Höhle hinab u. holte den Priester heraus aber nur, um ihn aufs neue ein dringendes Schreiben an seine Verwandtschaft schreiben zu lassen. Dann mußte er wieder in die Höhle. Ohne Zweifel hielt Degen jetzt an, ihn doch irgendwo anders unterzubringen. In der Tat machte Halm einen neuen nicht genannten Bergungsort ausfindig, aber als er Degen in der Woche nach Quasimodogeniti (24. April) holen wollte, um ihn fortzubringen, fand er ihn tot. Halm meinte, er sei Hungers gestorben, aber sicher hatte auch die Kälte und der Mangel an einer Lagerstätte, die ihn ruhig schlafen ließ, seinen Tod befördert, der für den bemitleidenswerten Mann sicher eine Erlösung war.

Halm's Versuche, von der Familie Degen ein Lösegeld zu erpressen, waren erfolglos; in Zorn wollte er der ganzen Familie Fehde ansagen. Durch angeworbene Kriegsleute wollte er sie, wo er nur könne, schädigen.

Halm's Treiben, das unbegreiflicherweise lange genug unentdeckt blieb, erregte zuletzt doch Verdacht, im Laufe des Jahres 1530 verlor er seine Stellung im Dienste der Reichsstadt u. seines Herrn Wilh. v. Wöllwarth. Er wußte sich an seinem Herrn dafür zu rächen, daß ihm dieser bei der Entlassung 20 Gulden schuldig blieb, ohne Zweifel, weil er Unredlichkeiten Halm's auf die Spur gekommen war. Auf die Vorstellungen Halm's hatte von Wöllwarth nur die spöttische Antwort, er solle ihm nicht den Weiher verbrennen d. h. wohl, keine ganz haltlosen Forderungen machen. Halm ließ dann die Andeutung fallen, er werde sich schon selbst bezahlt machen. Durch eine geschickte Urkundenfälschung, die ihm durch die Unvorsichtigkeit seines ehemaligen Gebiekers ermöglicht wurde, verstand es Halm, 50 Gulden, die von Wöllwarth bei der Regierung anzusprechen hatte, in seine Tasche fließen zu lassen.

Nachdem Halm seines Doppelamtes verlustig gegangen war und aus dem Lande hatte weichen müssen, hat er, beseelt vom Haß gegen die östreichische Fremdherrschaft, der Württemberg damals unterstand, Fühlung mit den Freunden Herzog Ulrichs gesucht. Um Martini 1530 war er in Straßburg, wo ihm offenbar der Auftrag wurde, Leute zu gewinnen in den Gegenden, durch welche der Durchzug des Herzogs Ulrich in sein Land wohl stattfinden würde. Halm hatte von nun an sein Standquartier im Bistum Speyer, wo er bald da,

bald dort auftauchte und sich durch Diebstahl in den Besitz von Pferden zu setzen vermochte, deren er für seine Ritte über Land bedurfte. Es gelang ihm, eine Reihe Leute für Herzog Ulrich zu werben, meist Landeskinder, die aus allerlei Gründen die Heimat hatten verlassen müssen. Drunterhinein tauchte Halm wieder im Lande auf, um mit dem ehemaligen Burgvogt Emhart vom Asperg den kühnen Plan zu fördern, mit Hilfe von Nachschlüsseln dem Herzog Ulrich die Feste Asperg in die Hände zu spielen. Sie hatten freilich die Rechnung ohne den klugen Statthalter Truchseß Georg gemacht, der den entlassenen Burgvogt ständig im geheimen hatte überwachen lassen u. eines Tages seine Machenschaften aufdeckte.

Halm wurde zwar in die Untersuchung, die gegen Emhart und seine Helfershelfer geführt wurde, nicht verwickelt, aber seine wiederholten Pferdediebstähle hatten doch die Aufmerksamkeit der Behörden auf ihn gelenkt. Am 20. Juli 1531 ließ ihn der Bischof von Speyer gefangen setzen und ins Gefängnis nach Udenheim bringen. Im Verhör wußte sich Halm hinauszureden, ja im September gelang es ihm, sich durch die Flucht in Sicherheit zu bringen. Es scheint, daß er den Plan hatte, auf dem Hohentwiel oder in der Schweiz eine Zuflucht zu suchen. Durch den Schwarzwald kam er nach Rottweil, das er nach kurzem Aufenthalt verließ. Kaum hatte er die Stadt verlassen, da traf ein Steckbrief von Speyer ein, den man sofort nach Villingen weitergab, das man als nächstes Reiseziel Halms vermutete. Halm mag beim Betreten der Stadt Villingen Unheil geahnt haben, denn er suchte sofort einen im Johanniterhaus wohnenden Bekannten auf, einen Priester aus Nendingen. Vielleicht hoffte er, daß ihm das Asylrecht des Hauses zu gut kommen werde. Der Rat kümmerte sich weiter nicht darum, ließ ihn holen, um ihn auf dem Diebsturm einem 5stündigen Verhör zu unterziehen. Die Angst vor der angedrohten Folter löste seine Zunge: »der bekant und ferjach (gestand ein), schreibt der Villinger Chronist, mer dan 400 stuck mort, ferrettery, diebstahl, straßrobery, das er allenthalben gethon.«

Versuche der österreichischen Regierung, von Villingen eine Auslieferung Halms zu erlangen, schlugen fehl; weder schriftliche Bitten des Königs Ferdinand, noch persönliche Vorstellungen des Kellers von Balingen, der mit einer Anzahl Berittener sich einfand, vermochte die Villinger bewegen, Halm herauszugeben. Villingen wollte selbst das Strafgericht an Halm vollziehen und es keinem andern überlassen. Am 18. November 1531 wurde das Urteil an Halm vollzogen. Vor der Hinrichtung wurde ihm ein Teil seiner Bekenntnisse vorgelesen, dann wurde er auf die Richtstatt geführt, wo er niedergeworfen wurde. Mit dem Rad erhielt er acht Stöße, durch die ihm die Beine oberhalb und unterhalb der Knie, die Arme oberhalb und unterhalb der Ellenbogen gebrochen wurden. Darauf wurde er gevierteilt. Ein Teil samt dem Haupt wurde aufs Rad geflochten, die andern an drei Straßen aufgehängt, »seine Seele Gott dem Allmächtigen befohlen und der Leib dem Luft«. Die bildliche Darstellung der Hinrichtung, von der im Eingang die Rede war, stammt, nach gütiger Mitteilung von Kommerzienrat Schweiker in Augsburg nicht aus der Zeit Halms, sondern ist die freie Schöpfung eines modernen Künstlers unter Benützung einer alten Ansicht der Stadt Villingen nach Merian.

Alles in allem war es kein erfreuliches Bild, das der Lebensgang Halms uns gezeigt hat. Die Triebfeder seiner verbrecherischen Taten war die Anhänglichkeit an den angestammten Herrn, den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg. Auf diese Treue fällt freilich ein dunkler Schatten. Es waren unreine Hände, mit denen Halm die Sache seines Herrn und der Reformation zu fördern suchte; die Mittel, deren er sich bediente und die Gesinnung, aus der heraus er handelte standen — das hat man mit Recht seinem Mithelfer Emhart vorgehalten — in schreiendem Gegensatz zum Geist des Evangeliums und der Reformation. Halm hat den Kampf, den er führte, mit unreinen Waffen ausgekämpft. Das Schicksal, das ihn zuletzt ereilte, war die gerechte Sühne seiner zahlreichen Verbrechen. K.

Aus dem Sagenschatz unserer Heimat.

Die niesende Schlange.

In dem Walde zwischen Heubach und dem Dorfe Lauterburg traf ein Glaser aus Heubach, der öfters in diesem Dorf zu tun hatte, eine bunte Otter; die nieste wie ein Mensch und zwar stets dreimal, so oft er vorbeikam. Er traf sie immer an derselben Stelle bei einer Eiche, wagte aber nicht, darauf etwas zu sagen. Er erzählte die Geschichte einem Freunde. Der meinte, dies sei wohl keine gewöhnliche Otter und er solle den Pfarrer um Auskunft bitten. Dieser gab ihm den Rat, das nächste Mal, wenn die Schlange wieder niest, »Helf Gott!« darauf zu sagen. Da begab sich der Glaser eines Tages mit mehreren Kameraden auf den Weg. Als sie sich der Eiche näherten, blieben die Begleiter zurück und ließen den Glaser allein an das Ziel gehen. Alsbald kam die Schlange hervor und nieste wieder dreimal wie sonst, worauf er jedesmal sein »Helf Gott!« sagte. Als er dies aber zum dritten Mal gesprochen hatte, kam die Schlange plötzlich mit feurigem Leibe und gewaltigem Gerassel hervorgeschossen und jagte ihm einen solchen Schrecken ein, daß er die Flucht ergriff. Die Schlange eilte ihm nach und rief, daß sie ihm nichts zu leid tue; er möge ihr nur den Schlüsselbund an der Kette abnehmen, die sie am Leibe trage, und dann ihr folgen. Sie wolle ihm den Weg zu großen Schätzen zeigen und ihn glücklich machen. Allein der Flüchtling ließ sich nicht zurückhalten. Und als seine Gefährten ihn davoneilen sahen, flohen auch sie. Darauf klagte die Schlange, daß sie jetzt noch so lange »schweben« müsse, bis jener kleine Eichbaum groß geworden und eine Wiege aus seinen Brettern gemacht werde.

Der Pfarrer tadelte den Glaser, daß er sein Erlösungswerk nur halb vollbracht und nicht auch den Schlüsselbund genommen habe. Uebrigens starb der Mann vier Wochen nach diesem Ereignis.

Der Eichbaum ist indessen, sagt die Sage, noch nicht gefällt worden, und so muß der Geist wahrscheinlich noch bis heute umgehen. K.

Das Wutesheer.

In Heubach, Lautern, Essingen und in manchen Orten auf dem Aalbuche hat man früher oft das »Wutesheer« (Wuotesheer) gehört. Es machte Musik und zog sausend und brausend durch die Luft. Dabei hörte man die verschiedensten Stimmen, hohe und ganz tiefe, die entsetzlich heulten. Wem es begegnete, den nahm es mit in die Luft, wenn er nicht zu rechter Zeit sich mit dem Gesichte auf die Erde warf. Dieses Wutesheer, sagt man, sei der Teufel mit seinen Scharen, nämlich mit Geistern, die aus dem Himmel verstoßen worden, und mit ungetauft gestorbenen Kindern.

Die Kirche in Unterkochen.

Für die Kirche in Unterkochen hatte man anfangs einen Platz in dem Orte selbst bestimmt und begann auch hier den Bau; allein des Morgens fand man immer Holz und Steine, die man am Tage vorher herbeigeschafft, auf einer Anhöhe außerhalb des Ortes, was man als einen Fingerzeig ansah, daß eben dort die Kirche stehen sollte. Deshalb begann man hier den Bau, und er gedieh auch.

Der feurige Jäger auf Rosenstein.

Der mittlere Fels von den drei großen Felsmassen auf dem Rosenstein bei Heubach heißt der »Lärmenfelsen«. Auf diesem zeigte sich früher oftmals ein feuriger Jäger, der hatte bei sich einen feurigen Hund und ein feuriges Schießgewehr und rief beständig ho ho! ho ho! wenn er aus dem Walde kam und den Felsen bestieg. Man nannte ihn auch wohl das »feurige Männle«. Jetzt läßt er sich nicht mehr sehen.



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 4 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Aug. 1924.

Ans Vaterland, ans teure,
schließ dich an,
Das halte fest mit deinem
ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln
deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt
stehst du allein,
Ein schwankes Rohr,
das jeder Sturm zerknickt.

(Schiller).

Aus grauer Vorzeit

von Dr. H. Pahl-Aalen.

Wir Schwaben haben ein schönes Vaterland. Das empfindet erst der, welcher die anderen deutschen Landschaften näher ins Auge gefaßt hat. Es liegt etwas Ausgeglichenes in dem Verhältnis zwischen Berg und Tal, zwischen Wald, Wiese u. Ackerland. Gerade unsere nähere Umgebung zeigt das mit einer Deutlichkeit, die geradezu in die Augen springt. Aalbuch und Härtsfeld, das getreue Abbild einer verkarsteten Hochfläche, mit Fichten und Laubwald bedeckt, unterbrochen von Heiden und Inseln von oft dürftigem Ackerland, die Tälchen flach und trocken, das Ganze aber belebt vom Tal des Kocher und der Brenz mit ihren tiefeingeschnittenen Seitentälern. Dann als Trennungsstrich der buchenbestandene Albtrauf und vor ihm ein Gebiet, das zuerst mehr muldenförmigen, dann welligen Charakter zeigt, aus dem der ehemals ungesessene Eichenwald fast ganz verschwunden ist, denn der Boden wurde seiner Fruchtbarkeit wegen gerade hier in erster Linie besiedelt. Aber je weiter nach Norden und Westen, umso tiefer schneiden sich die Bäche ein, umso waldreicher wird die Gegend, denn der magere Sandstein des Untergrundes ist kein Freund der Landwirtschaft. Und dieser breite Waldgürtel vermittelt den Uebergang zur mergel- und kalkreichen Hohenloher Ebene mit ihren wogenden Aehrenfeldern und rebenbedeckten Talhängen.

Woran liegt nun diese Mannigfaltigkeit der Erscheinungen? Zwei Faktoren spielen dabei die Hauptrolle: Die Beschaffenheit des Untergrundes und die Bewegungen der Erdrinde im Laufe der Zeiten. Durch das Zusammenwirken beider hat sich also die Landschaft herausgebildet, wie wir sie heute vor uns sehen. Und es soll der Zweck dieser Erörterung sein, die Geschichte des heimatlichen Bodens kennen zu lernen, wenigstens in der jünger. geologisch. Vergangenheit.

Wer Erdgeschichte treibt, muß sich von den Grundsätzen, Anschauungen und Maßen des Alltags losmachen, und so versetzen wir uns in eine Zeit, die 80 bis 100 Millionen Jahre hinter uns liegt; auf ein paar Millionen herüber oder hinüber kommt es dabei nicht an. Das warme, seichte, von Koralleninseln durchsetzte Jurameer ging seinem Ende zu, der Meeresboden begann sich zu heben. Langsam, aber stetig gewannen die Inseln an Boden, nach allen Seiten floß das Meer ab, machte in der Gegend überm Ries drüben noch einen kleinen Halt, aber bald darauf war weit und breit festes Land: Süddeutschland war den Fluten entstiegen.

Für viele Gebietsteile war es aber eine kurze Freude, denn bald nachher drang das Kreidemeer wieder vor, allen Ernstes bereit, dem festen Land den Rang streitig zu machen, und es ist ein bemerkenswerter Zug in der Geschichte der Länder, daß damals ungeheure Räume, die heute trocken sind, vom Meere überflutet wurden. Zwischen Vogesen und Böhmen, zwischen Donau und rheinischem Schiefergebirge zog sich eine große Insel hin, so ziemlich alles, was damals von Deutschland aus dem Meere herausragte. Und in diese Insel drang eine tiefe Bucht hinein, die von der Regensburger Gegend her kommend über das Land zwischen Altmühl und Donau vorstieß bis etwa nach Donauwörth.

Bei uns aber blieb es trocken. Das tropische Klima brachte auf dem jungfräulichen Boden eine Menge von Laubgewächsen hervor, die sich gerade damals ganz plötzlich — geologisch gesprochen — herausgebildet hatten und die nun in einer Unmenge von Arten, von den heutigen kaum verschieden, das Land bedeckten. Die Pflanzenwelt hatte aber keinen so leichten Stand, denn das Regenwasser drang allzu schnell in den Kalkboden ein, wusch Spalten und Höhlen aus und

kam in mächtigen Karstquellen wieder zutag. Auch in der Tierwelt gingen tief greifende Veränderungen vor sich. Die Blütezeit der Reptilien, die Herrschaft der großen Saurier war gebrochen; die Stelle der aussterbenden Riesen wurde von winzigen Säugetieren eingenommen, die auch ihrerseits späterhin sich zu Riesenformen entwickelten.

Die Gewässer flossen trägen Laufes über unsere Gegend hinweg nach Süden, dem nahen Meere zu. Wahrscheinlich folgte dem Verlauf des Kochertales von Hüttlingen aufwärts, sowie der allgemeinen Richtung des Brenztales schon damals eine Hauptentwässerungsader, die Urbrenz.

Langsam, aber stetig veränderte sich das Antlitz unseres Landes. Und ebenso sachte und unmerklich war die Zeit angebrochen, die man als das Tertiär bezeichnet. Damit war die Erdentwicklung in ein neuzeitliches Stadium eingetreten. Erneut stieg das Land aus dem Meere heraus, aber ein schmaler, langgestreckter Meeresarm behauptete sich hartnäckig an der Stelle der heutigen Voralpenzone und trat in der Wiener Gegend etwa mit dem Weltmeer in Verbindung. Aus unserer näheren Umgebung ist aus dieser Zeit des ältesten Tertiär so gut wie gar nichts bekannt. Der Steilrand der Alb, wenn überhaupt damals schon davon die Rede sein kann, lag viel weiter nördlich. Weithin dehnte sich ein sanft gewelltes Kalkplateau aus, zum Teil mit Wald bestanden, aber durch die auslaugende Tätigkeit des Wassers im Innern voller Klüfte und Spalten. Eine mannigfach zusammengesetzte, sonderbar gestaltete Säugetierwelt belebte die Parklandschaft. Aus dieser Zeit haben wir die erste sichere Kunde von einem Fluß, der von Norden her kam. Von weither brachte das Wasser große, abgerollte Gesteinsbrocken mit, die mit Sand und Eisenerz vermischt hoch droben liegen am Ochsenberg, mehr als 100 Meter über dem Tal.

Weiter, immer weiter hob sich im Wechsel der Jahrtausende Mitteldeutschland in die Höhe. Nur im Süden, in Oberschwaben, gab es noch ein kleines Zwischenspiel. Dort stand schon lange Zeit Meer und Land im Kampf miteinander, aber jetzt brauste das Meer mit vollem Schwall herein; am Südrand des Rieses, das übrigens damals noch nicht bestand, zog sich seine Küste hin, ging weiter über Zöschingen—Dischingen, querte bei Giengen das heutige Brenztal, um über Heuchlingen—Heldenfingen seine westliche Fortsetzung zu finden. Wenn es auch nur ein Spritzer war im Vergleich zu anderen Meeresüberdeckungen, so hinterließen die Fluten doch eine Menge von Ueberresten der einstigen Meeresorganismen.

Die Juraschichten waren inzwischen so schief gestellt worden, daß sie im Nordwesten höher lagen als im Südosten, und die Folge war, daß das Wasser im Verein mit dem warmen Klima energisch das Land abzutragen begann. Der Albrand besaß damals fast schon die gleiche Lage wie heute, so weit war mittlerweile das Zerstörungswerk gediehen. Unter dem Einfluß der tropischen Wärme war der Boden auf der Albfläche nicht überall braun, wie heute, sondern die rote Farbe war vorherrschend. In den Klüften bildete sich das Bohnerz, und gar nicht selten passierte es, daß Knochen und Zähne von verendeten Tieren in diese Bohnerzspalten hineingeschwemmt wurden. Aus einer solchen Fundstätte wurden bei Oberkochen Ueberreste von hasen- bis rehgroßen, hirschartigen Tieren und Salamandern geborgen, bei Unterkochen ein Affenzahn, der allerdings einer späteren Zeit angehört. Unsere alte Brenz begnügte sich nicht mehr mit ihrem oberirdischen Lauf; ein großer Teil ihres Wassers suchte sich auf eigene Faust unterirdische Wege. Sie konnte sich derartiges leisten, denn sie war ein überaus wasserreicher Fluß. Weithin nach Westen und Norden streckte sie ihre Arme aus, und auch von Osten her empfing sie einen großen Nebenfluß, der die ganze Riesgegend durchzog und über den Lauchheimer Tunnel hinweg dem Hauptfluß zuströmte.

In ruhigem Tempo war bis jetzt die Umbildung der Erdoberfläche vor sich gegangen, unmerklich waren die Veränderungen, die sich in Jahrhunderten vollzogen. Aber die Zeit hatte gewaltige Fortschritte gemacht; war man doch bis auf 10 Millionen Jahre der Gegenwart nahegekommen. Jetzt regten sich die Geister der Tiefe, nicht bloß bei uns, auch an manchen anderen Punkten in Deutschland. Tief unter der Erdoberfläche war flüssiger Gesteinsbrei von granitischer Zusammensetzung in die jetzige Kruste eingedrungen und begann zu erstarren. Noch merkte man an der Oberfläche gar nichts davon. Aber in der Tiefe wuchs die Gasladung, welche die erstarrende Masse ausströmte, der Druck stieg ins Ungemessene, und eines schönen Tages kam es zu einer Explosion, einer Katastrophe, der gegenüber die größten Sprengungen des Weltkrieges ein Kinderspiel waren. Eine Riesenmine von 20 Kilometer Durchmesser war in die Luft geflogen. Der größte Teil der Trümmer stürzte wieder in den Sprengtrichter zurück, andere wurden weit über den Rand hinausgeschleudert, bis nach Bopfingen, ja bis Lauchheim, und im Süden fielen ganze Berge von zertrümmertem Material weit vom eigentlichen Ries entfernt auf dem erst vor kurzem trockengelegten Meeresboden nieder. Wenn wir heute die Riesgesteine untersuchen, läßt sich mancherorts die Beobachtung machen, daß auf ein paar Meter Entfernung alles kunterbunt über- und durcheinander liegt, vom ältesten Gneis bis zum jüngsten Tuffgestein. Mit einem bergeversetzenden Glauben muß der ausgerüstet sein, der mit dem Hammer in der Hand dem Riesproblem nahetreten will. Und doch hat im Ries bis heute Goethes Wort Geltung behalten:

»Noch starrt das Land von fremden Zentnermassen;
Wer gibt Erklärung solcher Schleudermacht?
Der Philosoph, er weiß es nicht zu fassen;
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen lassen,
Zuschanden haben wir uns schon gedacht —«

Mit der Explosion allein war es aber nicht getan; die Feuerschlünde spieen noch eine ganze Menge Asche u. Bomben aus, die heute zu Stein erhärtet sind. Der lange Daniel, die Post in Nördlingen, sowie manches andere Gebäude Bayerns sind aus diesem Traß gebaut, in gemahlenem Zustand wird er als hydraulischer Zement weithin versandt. Kaum war der Paroxysmus der Katastrophe vorüber, so drangen allenthalben warme Quellen aus der Tiefe hervor, ihr Wasser füllte die Mulden aus und sie selbst brachten eine Menge gelösten Kalk zum Absatz. Solcher Sinterkalkfelsen gibt es eine ganze Anzahl im Ries; der Goldberg, der Wallerstein, der Adlerberg bei Nördlingen liegen uns am nächsten. Damals waren sie aber Inseln im Riessee, und diese Klippen waren belebt von einer Unmenge von Schnecken und allerhand Wassergeflügel, wovon heute noch Knochen, Nester und Eier ein beredtes Zeugnis ablegen. Flacher u. flacher wurde der Riessee, immer weiter drangen die Wasserpflanzen vor, u. schließlich war aus ihm ein Sumpf geworden, ein Sumpfwald, der langsam von dem Ton und Sand, den die Flüsse und der Wind mitbrachten, zugedeckt wurde und als Riesbraunkohle erhalten blieb.

Nicht ganz so radikal wie im Ries war es in Steinheim zugegangen. Der Kessel ist hier ja viel kleiner, vielleicht drei Kilometer im Durchmesser, aber auch die Sprengladung war nicht so groß wie im Ries. Dennoch wurden alle Juraschichten durchgeschlagen und in zertrümmertem Zustand kilometerweit vom Trichter entfernt abgesetzt. Ein solcher Zeuge ist der Hirschfelsen. Gerade in der Mitte des Beckens aber stiegen die warmen Quellen zutag, bildeten einen See und bauten eine Sprudelkalkklippe auf. Den Klosterberg. Auch den Kalksandgruben, die am Fuß dieses Berges angelegt sind, hat eine reiche Tierwelt ihre Auferstehung gefeiert. Denn das Klima war, wenn auch nicht streng tropisch, so doch ganz angenehm u. feucht, dazu vor allem der See selbst von warmen Quellen gespeist. Eine üppige Wasserflora gedieh dort in Hülle und Fülle, in der Nähe des Sees wuchsen eine Menge Bäume und Sträucher. Von den Wasserpflanzen nährten sich Milliarden von Schnecken, die im Laufe der Zeit ihr Haus umbildeten und neue Arten aus sich hervorgehen ließen. Heere von Weißfischen, Schleien, Barben, Karpfen und Hechten durchzogen das Wasser und nebst diesen bevölkerten namentlich Schildkröten den See. Im Röhricht des Ufers nisteten Vögel wie Enten, Gänse, Reiher, Ibis, Pelikan und Flamingo, während der Boden durchwühlt wurde von Mäusen und Ratten, sogar von einer kleinen Dachsart, deren Gebiß dem Zermahlen der Schneckenschalen angepaßt war.

Die größeren Tiere, die damals unsere Gegend durchstreiften, gaben sich ebenfalls am Steinheimer See ein Stelldichein. Da spürte ein größeres Raubtier umher, das der Gestalt nach zwischen Bär und Hund stand. Seltener waren Tigerschottern und Zibethkatzen, sowie der große Säbeltiger, so genannt nach seinen langen, scharfen, hauerartigen Eckzähnen. Eine sonderbare Gestalt besaß ein dreizehiger, tapirartiger Pflanzenfresser, ein Vorfahr des Pferdes; nicht minder interessant sind zwei Schweinearten, die eine mit großem, plumpen Kopf und kräftigen, weitabstehenden Hauern, die andere weit zierlicher gebaut und wohl dem Wasserleben angepaßt. Gerne suhlten sich auch verschiedene, meist hornlose Nashörner. Eine ganz merkwürdige Erscheinung war ein gut kalbgroßes Huftier mit spitzem, dachsartigem Kopf und nächtigen Scharrkrallen, die dazu dienten, Knollen und Zwiebeln auszugraben. Es muß also damals auch Landstrecken mit mehr savannen- oder steppenartigem Charakter gegeben haben. Den größten Dickhäuter verkörperte das Mastodon, ein Elefant mit 2 oberen großen und 2 unteren kleineren Stoßzähnen. Das häufigste Großwild bildeten die Hirsche. Sie in ganzen Rudeln zur Tränke kamen. Da war zunächst der Moschushirsch, dann große, ungehörnte Hirsche, welche einem Elch an Körpergröße kaum nachstanden, sowie ein kleines Zwerghirschlein. Die weitaus zahlreichsten Reste aber stammen von einem gut rehgroßen Gabelhirsch, der dem heute noch auf Borneo und Sumatra lebenden Muntjac ganz nahe verwandt ist. Ein richtiges Eldorado, ein Tierparadies muß unsere Heimat damals gewesen sein, wie wir es heute kaum mehr irgendwo auf Erden kennen.

Sonderbar ist es, daß in unserer näheren Umgebung, die wir doch fast in der Mitte zwischen den beiden Explosionsherden uns befinden, gar nichts derartiges geschehen ist. Nur die alte Urbrenz kam bei der Sache schlecht weg, denn mit der Wasserzufuhr vom Ries her war es jetzt aus. Der Riesse wurde nach Süden, über Harburg, entwässert, wo heute noch die Wörnitz durch die Felsen bricht. Zu alledem ward noch mitten ins alte Abflußtal hinein eine mächtige Scholle fremden Gesteins geschleudert, die jetzt die Wasserscheide bildet und vom Lauchheimer Tunnel durchbohrt wird.

Unaufhaltsam flossen die Jahrtausende dahin im Strome der Zeit. Ganz langsam wechselte das Klima, die Luftfeuchtigkeit ging verloren, kühle Temperatur und Trockenheit bekam die Oberhand. Immer rauher wurde es, immer kälter. Schließlich begann es wieder häufiger zu regnen, zu schneien, kurze Sommer wurden abgelöst von langen, trüben Wintern. Die Gletscher brachen aus den Alpentälern heraus und ergossen sich über das Vorland, der Donau zu: die Eiszeit breitete ihren ersten Schauer über Europa aus. Vor eine harte Entscheidung wurde die Tierwelt gestellt. Viele wanderten gar beizeiten aus, aber jetzt waren die meisten Wege nach Süden durch die Eismassen versperrt. Nun galt es, sich an die Kälte anzupassen oder auszusterben. Die Mehrzahl der Tiere konnte aber das kalte Klima nicht ertragen. Das Nilpferd hielt sich noch über die erste Eiszeit hinaus in Deutschland, der zweiten war es nicht mehr gewachsen. Die Elefanten, von denen das Mammut der uns bekannteste Vertreter ist, bekamen einen dicken Pelz, der sie befähigte, Schnee und Eis auszuharren.

Ich sprach eben von der ersten Eiszeit; hat es denn deren mehrere gegeben? Ja, denn der ganze Zeitabschnitt, das Diluvium, zerfällt bei uns in 4 Eiszeiten, die getrennt sind durch 3 Zwischeneiszeiten, Perioden mit wärmerem Klima. In Norddeutschland nimmt man nur 3 Eiszeiten an, die Amerikaner glauben in ihrem Land nicht weniger als deren fünf nachweisen zu können. Der Höhepunkt einer solchen Eiszeit war bei uns ausgezeichnet durch hohe Winterkälte mit starken Schneefällen. Die Vegetation bestand hauptsächlich aus Moosen, Flechten, Zwergweiden, verkrüppelten Birken und kümmerl. Nadelgewächsen, kurz u. gut eine Landschaft, wie sie in der Tundra der lappischen und nordsibirischen Moossteppe noch heute in ähnlicher Weise fortbesteht. Die Tierwelt war ebenfalls auf die Kälte zugeschnitten; zu den bekanntesten gehören die Elefanten, das wollhaarige Nashorn, Moschusochse, Renntier, Wisent, Höhlenbär und Leming. Aber dazwischen hinein wurde es wieder warm, sogar wärmer als heute. Das Land überzog sich mit dichtem Wald oder wurde zur Steppe, die bevölkert war von Pferden, Antilopen und anderen Tieren. In überraschend schöner Weise hat sich dieser Klimawechsel neuerdings wieder an Hand des Materials nachweisen lassen, das bei den Ausgrabungen am Hohlenstein bei Bissingen im Lontal, gar nicht weit von Heidenheim weg, zutage kam. Unter den tausenden von Knochen, die von Nagern und anderen Tieren stammen, lagen jedesmal die beieinander, die das Leben im Wald des gemäßigten Klima oder das in der kalten Moossteppe bevorzugten.

Wie aber sah die Landschaft bei uns im besonderen aus? Infolge der vielen Regengüsse waren die flachen Täler auf dem Härtsfeld, die heute trocken sind, von Bächen durchzogen; ein kräftiges Rinnsal durchströmte das Wental und wusch die grotesken Felsen heraus. Mit der Urbrenz selbst geschah etwas ganz merkwürdiges. Die heutigen Täler waren der Hauptsache nach schon vorhanden, aber sie waren flach und nicht so tief eingeschnitten wie jetzt. Bei der allgemeinen Heraushebung des Landes ging anfangs der Norden voran; jedoch seit einiger Zeit hatte sich der Stiel umgedreht: Der Norden, d. h. das Gebiet von Ellwangen—Crailsheim blieb in der Bodenbewegung zurück und die Gegend südlich von Aalen wurde stärker gehoben. Ein allgemeiner Rückstau der Gewässer, die ja den Weg über diese Schwelle nehmen mußten, wurde dadurch bedingt. Schon vorher war das Gefälle kein großes gewesen, jetzt wurde es noch geringer. Es hatte sich also zwischen Oberkochen und Crailsheim eine ganz flache Mulde gebildet. Im Keuperland war der Stubensandstein durch die Feuchtigkeit und die Kälte tiefgründig zu Sand verwittert, dazu war die Vegetation nicht imstande, den Boden vor Abtragung zu schützen. Durch die heftigen Regengüsse u. die Schmelzwässer wurden große Mengen Sand in die Täler hinabgeschwemmt und häuften sich dort an. An Wasser fehlte es nicht, aber es hatte keine Energie, kein Gefälle. Höher und höher stieg die Sandlage in den Tälern; die ganze Gegend erstickte im Sand. Das Tal der Rems, der Lein, des Kocher, der Jagst, der Sechta, sie alle waren bis oben hin voll von Sand und Morast, den das Wasser nicht wegführen konnte. Alle diese Gewässer flossen der Urbrenz zu; die Rems benützte in früherer Zeit das Tal zwischen Essingen und Oberkochen, um es aber bald wieder zu verlassen. Mit den gleichen Schwierigkeiten hatte der Hauptfluß zu kämpfen. Mochte er eine Geröllage, eine Sandlage über die andere türmen, um seine Bahn einzuebnen, die Gegend der heutigen Wasserscheide hob sich immer mehr, und je länger dies der Fall war, um so mehr verringerte sich das Gefälle.

Ein sonderbares Bild würde sich dem Beschauer, der etwa von der Höhe des Braunenberges ins Tal herabgeschaut hätte, geboten haben: Das ganze Vorland flach, fast eingeebnet, überall breite, wasserreiche Täler, die von sanften Kuppen nur wenig überragt wurden. Und an der Stelle, wo heute Aalen steht, da floß ein breiter Fluß hinein in die Alb. Das Wort Fluß ist eigentlich nicht richtig; es war ein Labyrinth von einzelnen Armen, unterbrochen von Inseln aus Sand und Kies. Tote Arme wechselten mit seeartigen Erweiterungen, in denen sich dicke Bänke von Schlamm absetzten. Lange Schuttströme zogen von den Höhen herab und wurden von den Bächen weiter dem Talboden zu verfrachtet. Wald fehlte fast ganz, wahrscheinlich war die zweite Eiszeit noch nicht vorüber. Große Elefanten, die lange vor dem Mammut lebten, suchten herdenweise die feuchten Niederungen auf, und mit ihnen der gewaltige Breitstirnelch mit kolossalem Geweih.

Etliche Millionen Jahre vorher war weit weg ein Ereignis eingetreten, das sich jetzt aber bis in unsere Gegend hin auswirkte. Schwarzwald und Vogesen hatten früher ein einziges großes Gebirge gebildet; inmitten von diesem Berg-

land war damals ein breiter Streifen in die Tiefe gesunken: Das heutige Rheintal. Von da ab begannen die Flüsse, die in dieses zeitweise vom Meer erfüllte Becken einmündeten, sich mit voller Kraft rückwärts einzuschneiden; der neuentstandene Neckar streckte seine Fühlhörner immer weiter vor, immer mehr Nebenflüsse wandten sich ihm zu, weil das Gefälle dorthin ein stärkeres war als zur alten Donau: Die Nordsee war mit dem Südmeer in erfolgreiche Konkurrenz getreten. Für unsere Gegend kam die Erlösung gerade zur rechten Zeit. Rems, Kocher und Jagst drängten die Urbrenz überall Schritt für Schritt zurück. Das ging nicht so schnell, denn mittlerweile brachen noch ein paar Eiszeiten herein. Staubstürme fegten über das Land und deckten vielfach eine dicke Lößschicht über das Sandgebiet, dessen Ausräumung große Fortschritte machte. Als aber die letzte Eiszeit kam, hatten sich die Täler schon weit eingeschnitten und fast die heutige Tiefe erreicht.

500 000 Jahre etwa sind verflossen seit der Zeit, als die Urbrenz auf unserem Boden um ihr Dasein kämpfte, und erst 25 000 Jahre trennen uns von der letzten Eiszeit. Seither hat sich die Gegend zwischen Oberkochen u. Königsbronn uns gegenüber um 60 Meter gehoben. Ob in dieser alten Zeit auch der Mensch in unserer Nähe wohnte, das wissen wir nicht. Es lebte damals jene ganz primitive Rasse, von der man in Mauer bei Heidelberg Ueberreste gefunden hat. Erst viel später, vor der letzten Eiszeit, läßt sich das Dasein des Menschen in unserer weiteren Umgebung sicher erweisen. In dieser älteren Steinzeit, vor 30 bis 50 000 Jahren, waren viele Höhlen unserer Nachbarschaft bewohnt, die Ofnet bei Utzmemmingen, der Rosenstein, die Irpfelhöhe bei Giengen, um nur die nächsten zu nennen. Später kommt noch der Hohlenstein im Lontal hinzu.

Die Täler konnten kein dauernder Aufenthalt dieser Urmenschen sein. Nur der Jagd und des Wassers wegen stiegen sie aus ihrer luftigen Wohnung herab, die sie mit Hilfe ihres besten Verbündeten, des Feuers, innezuhalten vermochten. Ob es das Aussterben oder Auswandern der Jagdtiere war, was sie veranlaßte, späterhin zum Ackerbau zu greifen, oder ob ein anderes Volk mit höherer »Kultur« sie verdrängte, das zu entscheiden kann hier nicht unsere Aufgabe sein.

Das eine aber steht fest, daß noch im frühen Mittelalter eine Unmenge wilder Tiere bei uns lebte, wovon auch das Nibelungenlied kündet:

»Darnach sluog er schiere einen wisent und einen elch,
Starker ure viere und einen grimmen schelch.«

Wie einst Mammuth und Nashorn verschwanden, Breitstirnelch und Höhlenbär, Riesenhirsch und Altelefant, so wurden in der Folgezeit durch die Menschen die Reihen der übrigen großen Jagdtiere gelichtet. Wenige Jahre wird es noch anstehen, bis der letzte Riese des germanischen Waldes, der Wisent, hinter den Glasschränken der Museen stumme Klage erheben wird über die Vernichtungswut der Menschen.

Dieses Jahr besonders gibt es wieder Gelegenheit, die Frage zu erörtern: Gehen wir einer warmen Periode entgegen, werden wieder ähnliche Zeiten kommen wie vor dem großen Klimasturz im Diluvium, wo das Nilpferd in der Themse badete und der Pelikan bei Nördlingen brütete? Oder wird bald wieder eine Eiszeit hereinbrechen mit Kälte, Schnee und Eis?

Erwiesen ist es, daß nach der letzten Vereisung das Klima eine Zeitlang wärmer war als heute. Sichergestellt ist ferner, daß es bei uns in den letzten Jahrhunderten trockener und vielleicht auch ein wenig kühler geworden ist.

Bei alledem darf nicht vergessen werden, daß die guten Wein- und Getreidejahre meist periodenweise auftreten. Nachdem im Anfang des 19. Jahrhunderts eine Anzahl glänzender Weinjahre gewesen war, ging die Qualität in der Folgezeit erheblich zurück. Eine Periode guter Weinjahre (1911, 1915, 1917, 1921) haben wir gerade wieder hinter uns.

Doch wollen wir über diese müßige Frage uns den Kopf nicht weiter zerbrechen. Das eine nur ist sicher, daß es nicht wie es jetzt ist, nicht bleiben wird. Eine merklich fühlbare Aenderung wird eintreten. Bis dahin hat es aber noch gute Weile.

»Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod.« Der Pendel ewigen Geschehens schlägt hierhin und dorthin, schwingt zurück und schwingt weiter ohn' Ermatten immer mit gleicher Kraft und gleichem Willen. Ob der Sinn alles Geschehens Aufbau ist oder Zusammenbruch, das zu entscheiden soll nicht unsere Sorge sein; denn wer will sich vermessen, zu behaupten, dieses sei aufbauend, jenes abniederreißend. Die Zeit schreitet unaufhaltsam und unumkehrbar vorwärts u. wir schreiten mit, ein jeder an seinem Platze, ein jeder in seiner Arbeit. —



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 5 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Sept. 1924.

Aalen um 1780.

Dank einem glücklichen Fund eines warmen Freundes unserer Heimatgeschichte können wir der Schilderung Aalen's um 1780 (Spion Nr. 1) eine solche aus der Feder Gg. Wilh. Zapf's aus dem Jahre 1778 folgen lassen, die die dürftigen Aufzeichnungen Sanders reizvoll genug ergänzt. In einem Briefe des Augsburger Diakonus Hörner vom 17. Oktober 1778 an G. W. Zapf heißt es: »Ergebenst dank ich erstlich für Ihren munteren Postwagen, worin, nach der Vorrede, teils Wahrheiten stehen. Daß Sie der Herr Verfasser sind, werde für meine Person in allem incognito behalten. Aalen ist artig geschildert — zumal für den Leser, der kein Patriot für Aalen ist«. Kommerzienrat Schweiker-Augsburg hat diesen »Postwagen« nach längerem Suchen auf der Hof- und Staatsbibliothek in München aufgefunden. Es ist ein Schriftchen in Oktav mit 95 Seiten und führt den Titel: »Der Postwagen. Erste Station. Augsburg, bey Albrecht Friedrich Bartholomäi, 1778«. Zapf, der in den Jahren 1765—70 in Aalen als Schreiber geweilt hatte, schildert darin, wie ein Ediktamtskandidat, durch mißliche Verhältnisse gezwungen, die Stelle eines Kondukteurs bei einem Postwagen annimmt. Dieser Kondukteur kommt auf seinen Fahrten auch nach Aalen, u. Zapf, ein gründlicher Kenner Aalens, läßt ihn in dem Städtchen eine Schilderung geben, die seine bezeichnende Schreibweise getreu wiederspiegelt. Pahl, der mit Zapf in lebhaftem Briefwechsel stand, sagt von ihr: »Die Darstellung war unzusammenhängend, gemein und geistlos, der Stil roh, holperich und oft pöbelhaft, die Sprache inkorrekt«. Trotz all dieser Mängel, die im Nachfolgenden deutlich genug zu Tage treten, entbehrt die Schilderung des Städtleins Aalen nicht des Reizes. Wir geben sie nachstehend ungekürzt wieder:

»Endlich kam ich an einem Sonntag nachmittag zu Aalen. Es ist ein kleines Städtchen in einem Tal, auf allen Seiten mit Gebirgen und Wäldern umgeben. Hier hatte ich Gelegenheit, mich etwas länger aufzuhalten, weil der Postwagen gewechselt wurde, und ich sehe mich also in diesem Städtchen um und niemand wußte, warum ich allenthalben viel Aufmerksamkeit bezeugte. Jedermann sah mich an, u. schien, als wollte man mich auslachen. Vielleicht, dacht, haben diese Leute noch keinen Konduldeur gesehen, der viel nachgedacht und so genau beobachtet hat und es war nur eine kurze Zeit, so hat mich weiters niemand mehr getrieben, denn das Städtchen war klein und ich war bald herum. Der Ort hatte freylich nicht viel Merkwürdiges, wenigstens verdiente nicht alles Aufmerksamkeit, aber ein Beobachter muß auch geringe Gegenstände nicht verwerfen, denn sie können zu größeren Anlaß geben, und daher werd ich mich Kleinigkeiten mit unfermengen.

Dieses Städtchen hat eine einzige kurze Hauptstraße, und drei Tore und ist nicht nach der neuesten Art gebauk. Die übrigen Straßen und Gäßchen sind irregulär. Ein kleines Bächchen lauft mitten durch den Ort und teilt sich in zwei Arme, welche aber am Ende wiederum zusammen kommen. Der Vorteil ist, daß man dieses kleine Wasser bei einer Feuersbrunst so stark anschwellen, daß der ganze Ort unter Wasser gesetzt werden kann. Dieses Städtchen wird ungefähr, wie man mich versichert, 300 Bürger stark sein. Ich wunderte mich aber sehr, denn diese Anzahl Bürger ist, gegen die Größe gerechnet, wirklich stark, und man findet auch in manchem Hause drei bis vier Haushaltungen.

Die Inwohner sind der evang-lutherischen Religion zugetan und ihr Gottesdienst ist simpel (einfach). Die Kirche, die ich genau betrachtet, ist ganz neu. Es war eben Gottesdienst, als ich hinein kam und alles war vollgepfropft. Die Emporkirchen ruhen auf dünnen, hölzernen Säulen, welche marmoriert sind; die Orgel ist ziemlich schön, aber noch ganz weiß, wie die Natur des Holzes. Der Musikdirektor, oder wie man ihn nennt, sitzt, wenn er die Orgel schlägt, gegen die Gemeinde und unten ist ein Vorsinger, ohne musikalisches Gehör, welcher fürchterliche Grimassen macht. Die Orgel wird von einem Orgeltreter, welcher zugleich Turmwächter ist, besorgt, und die ganze Gemeinde singt, ohne mit der Orgel zu harmonieren, für sich hin. Oben am Gewölbe sind drei Malereien, wovon die in der Mitte das jüngste Gericht vorstellt und die größte ist, die übrigen zwei sind die Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Als ich die mittlere Malerei betrachtete, so mußte ich herzlich lachen, als ein Verdammter dem Satan, welcher ihn ergreifen und peinigen wollte, den Hintern zeigte und ihn voller Zorn ansah. Der Altar steht unter der Kanzel, und wenn ich recht gesehen, so steht Moses und Aaron in Lebensgröße darauf und in der Mitte das Kruzifix, welches aber gegen diese große Figuren zu klein ist und ins Lächerliche fällt.[1]) Es scheint, daß man nicht das rechte Maß genommen habe, denn die Kanzel ist

[1]) Die Innenausstattung der Kirche scheint damals noch nicht fertig gewesen zu sein. Die beiden Statuen M. und A. stammten wahrscheinlich aus der alten Kirche und sind nur vorübergehend auf den Altar gestellt worden.

Aus dem Sagenschatz unserer Heimat.

Christus kämpft mit dem Teufel.

Vor Alters kam einmal der Heiland auf den Rosenstein bei Heubach und stritt hier mit dem Satan, besiegte ihn und bannte ihn in die schauerliche »Teufelsklinge« auf so lange, bis daß seine Zeit um sein würde und er erlöst werden könne. Zugleich soll die Teufelsklinge, »so lange die Welt steht«, in ihrer alten Gestalt verbleiben und nicht eben werden. Es befindet sich hier ein tiefer Wasserkessel, in welchen von der Felsenwand herab eine starke Quelle strömt; der Kessel selbst aber hat keinen Abfluß und kann nicht abgeleitet werden; nur bei heftigem Regenwetter schwillt er über und stürzt brausend herab. Man vermutet aber, daß der Kessel durch das Gebirge hindurch einen Abfluß nach Königsbronn habe; denn Spreu, die man einmal bei Heubach hineingeworfen, soll bei Königsbronn wieder zum Vorschein gekommen sein. (Nach einer Erzählung aus Heubach).

Die »Hergottstritte«.

Nachdem unser Heiland auf dem Rosenstein den Teufel bezwungen und ihn in die sogenannte »Teufelsklinge« gebannt hatte, schritt er vom Rosensteine auf den Scheuelberg und von da ins Himmelreich; so heißt nämlich eine Hochebene hinter dem Scheuelberge, die sich bis Beuren erstreckt und von wo man eine schöne weite Aussicht hat. — Der Heiland aber hatte in die Felsen des Rosensteins und des Scheuelbergs seinen Fuß tief eingedrückt, als er sich fortbegab. An dem Rosensteine war der tiefe Tritt der Hacke, die er hatte aufgesetzt, zu sehen, auf dem Scheuelberg dagegen, eine starke Viertelstunde weiter, die Zehen, so daß das Mittelstück des Fußes über das ganze Tal hin gereicht haben muß. (Mündlich aus Heubach).

Crusius in seiner Schwäb.Chronik II. Bd. S. 428 erzählt die Geschichte so: an einem Felsen des Rosensteins sieht man die Figur eines rechten Fußes, als ob sie künstlich hineingedrückt worden. An dem gegenüberliegenden Scheuelberg sieht man die Fußstapfen des linken Fußes, der eben so schön ist; und davon erzählen sich die alten Weiber, daß Christus einst, als er vor den Juden dahingeflohen, diese Fußtritte hineingedrückt habe. Das Wasser, das sich darin sammelt, gebraucht man für die Augen.

Bei dem Tritt auf dem Rosensteine wurde später ein Marienbild errichtet und viel zu demselben gewallfahrtet. Wegen einiger Unordnungen, die dabei vorkamen, wurde auf Befehl des Herzogs »der abergläubische Tritt« unterminiert und am 14. Juni 1740 in die Luft gesprengt. Der andere Fußtritt auf dem Scheuelberge soll nun herausgehauen worden auf dem Heubacher Rathause noch lange Zeit aufbewahrt worden sein. Das Volk nennt diese Tritte »Herrgottstritte«.

zu niedrig, und nach dieser mußte auch das Kruzifix gemacht und also in dem Verhältnis gegen diese große Figuren zu klein werden. Neben der Orgel ist der Sitz des Magistrats und neben der Sakristei ist ein Behältnis. Man sagte mir aber, daß dieses zum Archiv bestimmt wäre. Die Geistlichen, die ich gesehen, bestehen aus einem Stadtpfarrer und Helfer und diese haben sich so geteilt, daß der Pfarrer die Mannespersonen und der Helfer die Weibspersonen zu Beichtkindern hat. So soll es auch mit den Leichpredigten, welche vor der Stadt auf dem Kirchhof, wo eine Kirche steht, gehalten werden, eben die Beschaffenheit haben. Ich ging, nachdem die Kirche ganz leer war, auch meiner Wege, und der Turmwächter hat mich zu sich auf den Turm eingeladen und nahm mich auch wirklich mit sich. Da der Turm nicht allzu hoch und die ganze Gegend mit Gebirgen und Wäldern umgeben ist, so ist weiters nicht viel zu sehen gewesen und nur ein paar Orte und etliche einzelne Höfe und Mühlen vor der Stadt sind alles, was man sehen kann. Inzwischen blieb ich einige Zeit da und unterhielt mich mit dem Mann und als ich ihn fragte, warum heute ein so feierlicher Gottesdienst und die ganze Kirche so voll gewesen sei, so sagte er, daß heute das hundertjährige Jubelfest wegen der Reformation gewesen seie. Ich wußte also auch, daß 1575 die Reformation daselbst angefangen und am Peter und Paul Tag das Evangelium gepredigt worden, denn dies war eben der Tag, wo ich wieder da war und meine Reise ging öffers dahin. Inzwischen, als wir so miteinander sprachen, kamen nach und nach verschiedene Personen beiderlei Geschlechts, welche sich, weil es Regenwetter war, da versammelt hatten, und es schien mir, als wäre dies der Ort, miteinander Bekanntschaft zu machen und da zu sprechen.[2]) Doch ich wollte diese Leute nicht stören, denn ich merkte, daß sie sich scheuten, und nur, wenn sie bemerkten, daß ich sie nicht sehen würde, fingen sie an zu schäkern. Ich ging also wieder und nahm von allen Abschied, und kaum war ich zur Tür hinaus, so ging ein allgemeines lautes Gelächter auf. Ich machte meine Bemerkung darüber, daß dies ziemlich ungezogene Leute sein müßten. Ich kam auf die Post (jetziges neues Rathaus) und traf da ein und andere Personen an, und als ein Bürger merkte, daß ich eben kein alltäglicher Kondukteur und nicht von gemeinem Schrot und Korn sei, nahm er Gelegenheit, sich zu mir zu setzen und allein mit mir zu sprechen. Wir merkten aber, daß die andern scheele Gesichter machten und schlichen uns einer nach dem andern in die Stille und ganz unbemerkt weg und begaben uns in ein anderes Zimmer. Hier saßen wir ruhig und plauderten so lange, bis ich wieder abgerufen wurde. Die Unterredung und eigene gemachte Bemerkungen setzten mich in den Stand, so viel sagen zu können, was man verhältnismäßig von einem kleinen Ort sagen kann.

Das Städtchen hat keine sonderlich merkwürdige Gebäude. Das Rathaus ist zwar groß, aber in Riegel gebaut und in ein Wirtshaus[3]) eingezäpft. Die Kanzlei[4]), unter welcher die Schrand, ist auch mit den großen Gebäuden, aber ein Winkelwerk. Im Aeußerlichen hat sie mehr Ansehen als das Rathaus. Es befindet sich auf derselben das Archiv, aber sehr unbeträchtlich. Die paar Kopieen von Urkunden aus dem 15., etwas aus dem 16., mehr aus dem 17., das meiste aber aus dem 18. Jahrhundert, welches verhandelte Akten. Briefe, Protokolle. Rechnungen und dergl. sind. Das Haupfarchiv ging im 30jährigen Krieg, da dieses Städtchen ganz abgebrannt war, im Feuer auf. Auf dem Rathaus ist eine kleine Büchersammlung von etwa 200 Stück und auf der Kanzlei sind auch einige Bücher, die einem Stadtschreiber konfisziert worden sein sollen. Neisende dürfen diese Bücher nicht sehen, denn sie finden nichts, gar nichts, das würdig wäre, bemerkt zu werden, aber alte Postillen genug. Der Spital, schlechter als manches Privathaus, das Pfarr- und Diakonathaus[5]) sind versteckt, vermutlich, daß diese Herren desto ungestörter im Studium sein und tiefen gelehrten Untersuchungen obliegen können. Mir kam ein Lebenslauf von einem Burgermeister unter die Hand, den der Stadtpfarrer herausgab. Dieser Burgermeister war seiner Profession nach ein Seiler, er war in seinem Orte geboren, er lernte, nahm ein Weibchen, er kam in Aemter und starb — der Vorzug dieser Lebensgeschichte ist, daß man sie gewöhnlich eben so und nicht anders von der Kanzel abliest. — Das Schulhaus (jetziges Battenschlag'sches Kaufhaus), das auch mit zu den publiquen (öffentlichen) Gebäuden gehört, ist — ich wollte nicht glauben, daß es die Schul' seie. Es wohnt der lateinische Präzeptor darinnen, den ich gerne noch besucht hätte. Er soll noch ein junger, aber gelehrter Mann sein, Johann Leonhard Rieger[6]) hieß er, der das hartdrückende Joch einer für ihn zu niedrigen Schule zwar gelassen ertrage, aber auch nach seiner Erlösung seufze. Aller Erzählung nach muß er ein Mann sein, der mehr als die Stadtpfarrstelle verdiente. Er solle besonders in der orientalischen Literatur sehr bewandert sein. Sollten nicht Auswärtige sich nach einem solchen Mann von wirklich großen und wahren Verdiensten, die er nur an seinem engen Ort nicht verbreiten und sich selbst nicht bekannt machen kann, bestreben? Neben diesem Gelehrten lehren noch ein sogenannter Provisor und ein Knaben- und Mädchenschulmeister. Dies muß einen solchen Mann noch mehr schmerzen, und ob er gleich übersetzt ist, so sind es ABC-Schulmeister und er ein grümlicher Gelehrter, der die Buben gleichfalls noch das ABC lehren muß. Schad' für die Talente eines solchen Mannes. Wenn ich wieder dahin reise, so muß ich ihn besuchen. Nahe an der Kirche und dem Schulhaus steht noch ein kleines Häuschen, über das ich fast sehen konnte. Man sagte mir, daß das die Wache seie.[7]) Allein da weiteres keine Wächter vorhanden sind als alte Bürger, welche des Nachts zu Hause schlafen, so fragte ich deswegen, wozu dieses diene, und man sagte mir, daß die Nachtwächter ihre Niederlage des Nachts darin hätten. Nebenzu war ein kleines, enges Behältnis, wovon man mir erzählte, daß solches für Missetäter seie. Unter den Privatgebäuden ist die Post das sehenswürdigste und außer dieser sind noch einige, welche dem Städtchen Ansehen geben.

Der Magistrat besteht mit Einschluß des Stadtschreibers aus 12 Personen. Es sind drei Burgermeister, zwei geheime und die übrigen Ratsherren. Der Stadtschreiber ist alles in wichtigen Vorfallenheiten (!) hat das Städtchen einen auswärtigen Rechtsgelehrten. Der Magistrat selbst besteht aus Professionisten.[8]) Den Amtsburgermeister begleitet der Ratsdiener, wie man ihn nennt (der aber weiter nichts als Stadtknecht ist, welcher die Missetäter an Ketten und Band schließt) auf das Rathaus und von demselben wieder nach Haus. Der Burgermeister unterhält sich manchmal mit denselben von Saatssachen und fragt ihn auch öffers bei Vorfallenheiten um seine Meinung. Aus der Burgerschaft ist ein Kollegium formiert, welches aus 24 Personen besteht, das manchmal zusammenkommt und sich über ein und anderes berateschlagt. Dieses Kollegium kann dem Magistrat, wenn er nicht nach Recht handelt oder für das gemeine Wesen (d. h. für die Stadt) nicht wachsam genug ist, befehlen und ist gleich mit dem Machtspruch da: sic volo, sic iubeo (d. h. so will ich's, so befehl ich's). Nach sonstiger Beschreibung, die mir noch gemacht wurde, wußte ich nicht, was ich daraus machen sollte, und endlich dachte ich, daß es eine

[2]) Noch vor 60 Jahren ist die Einwohnerschaft an Sonn- und Feiertagen vielfach zu dem »Thurner« auf den Kirchturm gegangen.

[3]) Das Wirtshaus war der »Schwarze Bär«, jetziges Kempf'sches Kaufhaus.

[4]) Jetziges Eugen Stützel'sches Kaufhaus.

[5]) Das erstere bei der Sakristei, das letztere das jetzige Schubarthaus.

[6]) In Pahls »Denkwürdigkeiten« findet sich Näheres über ihn.

[7]) Das Wachthaus stand vor der Kirche am Bach gegenüber dem zum Schubarthaus führenden Gäßchen.

[8]) d. h. aus Männern, die ein Gewerbe oder Handwerk betreiben.

Anarchie (Gesetzlosigkeit) sein müsse, Ochlokratie (Pöbelherrschaft) aber wollt ich's eben nicht nennen, ob es gleich auch manchmal dahin einschlägt.

Die Nahrung des Städtchens besteht in der Viehzucht, und fast jeder Bürger hält eine oder zwei Kühe, denn sie haben gute Aecker und Wiesen und wenige sind, welche nicht wenigstens eine Wiese und einen Acker hätten. Die Krautgärten sind gleichfalls unter der Bürgerschaft verteilt u. jeder hat 1 oder 2 solcher Länder. Um das Städtchen sind ziemlich viele Gärten und fast jeder Einwohner hat einen solchen Garten. Ueberhaupt genießen die Bürger ein ländliches Leben, sind vergnügt mit dem, was sie haben und bauen ihre Felder gut an. Die freie Pürsch benützen sie gleichfalls; man sagt mir aber, daß diese Gelegenheit viele Müßiggänger mache und schon manchen ins Verderben gebracht hätte. Oft hängen sie derselben oft halbe, ja sogar ganze Täge hindurch nach, und ihre Arbeit versäumen sie. Das Städtchen hat jährlich vier Märkte und eine Kirchweih, welche zwei Tage andauert, bei manchem Bürger aber die ganze Woche hindurch. Der Viehmarkt ist keiner von den schlechten, das Städtchen genießt übrigens alle Rechte und Freiheiten und unerachtet es in einer großen Schuldenlast steckte, so ist es wohl nicht ganz frei, doch wenig mehr schuldig. Die Revenüen (d. h. Einkünfte) sind nicht zu stark, aber nach dem Verhältnis dennoch stärker als man's vermuten sollte. Einige Weiler und Höfe gehören zur Stadt, und man sagte mir, daß ein paar Höfe davon sehr ansehnlich wären, seien aber sehr herunter und fast in Armut gekommen. Es hat auch einige reiche Bürger, einen großen Teil mittelmäßiger und viele Arme. Die teure Zeit soll viele dem Verderben genähert haben.

Die Lebensart ist sehr einfach und man kennt wenig Pracht, nur in neueren Zeiten bemerkte man einen Funken, von dem man befürchtet, er möchte in vollen Flammen ausbrechen. Das Volk ist in seinem Charakter noch etwas roh und grob, und die Sitten sind etwas noch unbekanntes; nur bei einigen findet man hin und wieder feinere Sitten. Inzwischen sind diese Leute, besonders bei Feuersbrunsten, sehr dienstfertig und eifrig. Die ganze Gegend lobt sie und in einem solchen Unglücksfall seufzt man nach ihnen. Dies ist alles, was ich bemerkte, und von anderen mir erzählen ließ.«

K.

Ein jedes Mal der alten Stadt.

Ein jedes Mal der alten Stadt ruft sinnend: Schau u. merk!

Schau! Die Josephstatuette unter dem Napoleonsfenster am Rathaus. Und den heraldischen Adler am Spital zum Heiligen Geist.

Jene aus dem Jahre 1705, diesen mit der Jahreszahl 1719.

Und merke! Daß die Stadt Aalen einst altertümliches Gepräge trug, daß die Lebensart der Väter, ihre Lebens-Erfahrung durch Jahrhunderte gestaltend und gemeinschaftbildend wirkte auf Generationen. Daran hatten auch diese zwei Stücke teil. **Zum Marktplatz** gehörte für unsere Vorältern auch das Standbild Joseph I. und **zum Spital** der Adler mit dem Aal im Brustschildchen. Dieser stellt das **Reichsstädtische Wappen** in straffer, kräftiger Linienführung dar, schöner als das ähnliche am Rathaus. Daß wir in diesem Stein einen alten und eigensten Schmuck des Spitals vor uns haben, dafür spricht die Inschrift:

HER J. C. S. B M

d. i. Herr Johann Caspar Simon, Bürger-Meister.

HER J. G. R.

d. i. Herr Johann Georg Rieger Rechner und Hospitalpfleger.

Die beiden Namen stehen also im engsten Zusammenhang mit dem Spital, wo auch das alte schöne Stück aufgefunden wurde.

Das historische Standbild neben dem Rathauserker stellt Joseph I. dar im Kaiserornate mit Krone und Reichsapfel. Die beiden krönenden Kreuze kennzeichnen seine Herrschaft: **Heiliges** (römisches) **Reich** deutscher Nation.

Dieses Standbild grüßt die Alten unter uns als ein alter Bekannter aus fernen Kindertagen. Es schaute von 1705 bis 1871, also länger als 150 Jahre auf das Getriebe am Markt, auf die Bürgermeister und Bürgerstädtmeister und Ratsherren, die kamen und gingen und auf die Leichenzüge, die zum nahen Stadttor hinauszogen. Es hat den Dichterfürsten Goethe gesehen (1797)und der hat ihm seine Referenz erwiesen. Es hat 1707 (im spanischen Erbfolgekrieg) und wieder 1741 und noch einmal 1743 (im österreichischen Erbfolgekrieg) und wieder 1796 und abermals 1805 Franzosenheere durchs Gmünder Tor in Aalen einziehen und, ohne eine Miene zu verziehen,, ahnungsvoll still sich freuend den Kopf Napoleons I. durch die Scheiben fahren sehen: »Geduld. Kommt Zeit — kommt Rat. Die Welt dreht sich. Du wirst Dir Deinen eisenharten Kopf auch anderswo noch verstoßen«. Solches und noch viel, viel mehr hat der steinerne Mann im Kaiserornate erlebt. Manche meinen, es sei **Barbarossa**. Nicht doch! Solche hochaufgetürmten, lockig über den Schultern fallenden Perücken, sog. **Allonge** = (französische Aussprache!) **Perücken,** wie dort eine unter der Krone hervorquillt, wurden ums Jahr 1700 getragen. Und wenn du diesen deutschen Kaiser nach seinem Namen fragst, so sagt er Dir: **Ich bin Joseph. Aus dem Hause Habsburg. 1705 als Joseph** I. **auf den Thron und gleichzeitig von den freien und u. weisen Bürgern meiner schwergeprüften Reichsstadt Aalen auf die Säule ihres Hauptbrunnens vor dem Gasthaus zum »Schwanen« (Brunnenwirtshaus!) erhoben.**« — Von allem anderen schweigt der alte Brunnenmann, der neue Rathausmann; erstens, weil vornehme und alte Leute nicht viel reden und zweitens — von unwürdiger Behandlung gleich gar nicht. Laß Dir's erzählen! **Wie kamen die alten,** spießigen **Aalener dazu, dem 27jährigen, gleich im ersten Jahr seiner Regierung ein Denkmal zu setzen?** Und in der langen Zeit ihrer 4½ hundertjährigen Souveränität (soviel ich weiß) nur dieses einzige! Das gibt doch zu denken. Wisse! Sie bauten das **Denkmal nicht ihm,** sondern zu Nutz und Frommen **Dir,** ihren Nachfahren von 1914—1924, ein Mal zum Denken! Dazumal war böse Zeit, schlimmer als heute. Der Franzmann nahm die Aalener an Ort und Stelle in die Lehre, in die Kur. Und die haben ihre Lektion begriffen und gelernt, historisch zu denken. Ausdruck ihres geschichtlichen Denkens, der Weisheit und Erkenntnis, für die sie Lehrgeld bezahlt hatten, ist — das Denkmal. Das sollte stehen bleiben, solange es ein Deutschland und ein Frankreich gebe, damit der Nachgeborene durch den Schaden der Vorfahren klug werde. Auf daß **wir** klug werden, errichteten sie das Mal zum Denken! **Von 1658 bis 1705** hatte Deutschland ein Kaiser regiert, der ebenso friedlich wie schwach und energielos war. Leopold I. Das ermunterte und lockte **Ludwig XIV. von Frankreich (1643 bis 1715)** Deutschland und alle seine anderen Nachbarn immer wieder mit Krieg zu überziehen. Als der anfangs unter Vormundschaft Stehende die Zügel der Regierung selbst in die Hand bekam (1661!) da setzte sich der Franzose, brennend von Ländergier, geil vor eitler Ruhmsucht allsogleich aufs Schlachtroß und trug den männermordenden, länderverwüstenden, Gut und Blut fressenden Krieg in alle Lande, daran sein Reich grenzte. Als **Raubkriege** sind sie in das Buch der Geschichte eingetragen. 1667 bis 1668 versuchte er, die Freigrafschaft Brabant und die spanischen Niederlande an sich zu reißen. **Erster Raubkrieg. 1670,** d. h. mitten im Frieden besetzte er das deutsche **Lothringen, 1672—1678** ging er auf die freien Niederlande, d. h. **Holland** los, dehnte seine Raubzüge immer mehr Rheinaufwärts aus, raubte und prozessierte im alemannischen **Elsaß** vollends zusammen was ihm noch fehlte, verwüstete die **Pfalz,** nahm zuletzt noch die freie deutsche Reichsstadt **Straßburg** weg, »die wunderschöne Stadt«, 1681, wie-

der mitten im Frieden. **Zweiter Raubkrieg.** Der Appetit kommt mit dem Essen. 1688 besetzte er die Pfalz und suchte sie im sog. **Pfälz. Erbfolgekrieg 1688 bis 1697** zu behaupten. **Dritter Raubkrieg.** Aus jener Zeit existiert ein saftiges Tagebuch einer pfälzischen, d. h. deutschen Prinzessin, die an einen französischen Prinzen verheiratet war: Die Briefe der Liselotte. **Im spanischen Erbfolgekrieg 1701—1714** setzte Ludwig XIV. wiederholt seine Heere gegen **Wien** an, und dabei wurde auch **unsere Aalener Gegend** in den Kriegsschauplatz einbezogen. **Ulm** ward überrumpelt und besetzt, der Franzmann siegte wenige Kilometer unterhalb der **Härtsfeldbahn-Endstation Dillingen,** bei **Höchstädt 1703.** Aber nun stand im kaiserlichen Heer ein deutscher Held auf: **Prinz Eugen der edle Ritter.** Im **Lamm** zu Großheppach an der Rems hielt er Kriegsrat zusammen mit dem Führer des englischen und des Reichsheeres und erfocht im selbigen nahen Höchstädt einen glänzenden Sieg über den Franzmann. **1704.** Doch brach dieser 1707 wieder in unsere Gegend ein unter greulicher Verheerung, plündernd und brennend. Während dieses spanischen Erbfolgekrieges lohten vom »**Lärmfelsen**« **des Rosensteins** immer wieder »**Lärmfeuer**« zum Himmel auf. In wilder Panik flohen dann die Bewohner unseres offenen Landes hinauf aufs Aalbuch, in das unzugängliche Gebirgsmassiv des Wollenberges bei Irmannsweiler—Königsbronn. Nicht wenige, (z. B. Essinger) Geburtseinträge aus jenen Tagen u. Jahren tragen den Vermerk: Geboren im Wollenberg. Wieviel Schrecken und Furcht, Angst und Not und Weh verbirgt sich dahinter! Auch die beiden **Alexanderschanzen** im Schwarzwald (auf dem Kniebis und bei Wildbad) erinnern an diese Zeit. Die letztere trägt auf einer Erinnerungstafel diese Inschrift: Erbaut durch Herzog **Alexander** von Württemberg im spanischen Erbfolgekrieg 1702«. Genauer focht Alexander als Prinz im Heere Prinz Eugens, während damals regierender Herzog sein Onkel **Eberhard Ludwig** war (1677—1733).

Der Franzmann und gleichzeitig (von ihm aufgehetzt) der Türke konnten sich damals so frech machen, weil Ludwigs XIV. Zeitgenosse auf dem deutschen Thron: Leopold I. ohne jede kriegerische und staatsmännische Fähigkeit war und lieber komponierte, statt campagnierte. Da endlich, endlich starb der langlebige Tatenlose und sein energischer, frischer, mutiger Sohn Joseph folgte ihm. 1705. Stadt und Land Aalen atmeten auf: Nun muß sich alles, alles wenden! Ein energischer tüchtiger Kaiser bedeutet Ende der ewigen Kriegsdrohung (seit 1661), Ende der Rechtsverdrehung u. Erpressung, u. Ende des franz. Uebermuts. Einigkeit u. Stärke ist Sieghaftigkeit. Sieghaftigkeit ist der Friede. So von staatsmännischem Denken erfaßt, jubelte die freie Reichsstadt Aalen dem tüchtigen 27jährigen zu und stellten ihn auf ihren Hauptbrunnen am Rathausplatz. Fünf Speziesdukaten ließ'n sichs die armen Aalener kosten.

Mit der Veräußerlichung des nationalen Begriffs, mit der Abkehr vom geschichtlichen Denken verfiel auch dies'r bildnerische Ausdruck vaterländischen Denkens der Mißachtung und Zerstörung. Nach Einführung der städt. Trinkwasserleitung 1871 wurde der Schwanenbrunnen abgebrochen, mit ihm das Denkmal, die 3 schönen eisernen Wappen zu Füßen der Brunnenfigur mit Hämmern gewaltsam zerschlagen: Das Wappen des Kaisers, das Wappen der Reichsstadt und das von Johann Georg Heppelin, dem hochfürstlichen Rat und Oberfaktor zu Königsbronn.

Der Brunnenmann aber ward in den Karrenschuppen des Spritzenhauses gestellt und hielt jahrelang jede Anrempelung der Stadtknaglöhner und ihrer Karren tapfer aus. Vor weiteren Mißhandlungen ward er auf Veranlassung des Herrn Kommerzienrat Schweiker, der sich immer ein Herz für unseren Joseph bewahrt hatte, durch Herrn Stadtschultheiß Bausch in den Bauhof gerettet. Im Schubartmuseum, gleich am Eingang räumte ihm Herr Schweiker eine bevorzugte Stelle ein und erhob ihn damit gleichsam zum Schutzpatron des Heimatmuseums. Bekanntlich wurde dieses im Frühjahr 1919 ausgeräumt, der schwerste Schlag, der den historischen Mann treffen konnte. Er ging in Stücke und zerbrach unter den Fäusten der Stadtknaglöhner. Als Torso trauerte er im städtisch. Kartoffelaufbewahrungsraum der Parkschu

»unter Knouen die einzig fühlende Brust
allein in der gräßlichen Einsamkeit.«
(Frei nach Schiller).

Mit den historisch denkenden Persönlichkeiten der Stad hat auch der Landesdenkmalpfleger für den Verbannten, de Schwerbeschädigten. Nicht umsonst! Der Gemeinderat be schloß seine Rehabilitierung und Herr Oberbürgermeiste Schwarz traf Ende Juli energische dankenswerte Anordnun gen. In Herrn Studienrat Zeller und Herrn Bildhaue Schmid fand er zwei Männer, die ihm mit Eifer und Ver ständnis bereitwilligst an die Hand gingen. Bildhaue Schmids kunstfertige Hand hat die Bruchstücke so tadellos zusammengefügt, daß heute weder Risse noch Sprünge meh zu sehen sind; auch hat er die durchaus passende Konsole ge schaffen. Zeichenlehrer Karl Zeller hat die alten satten Far ben getreulich aufgefrischt, sodaß die erinnerungsreiche Pla stik durchaus altes Gepräge trägt: ein schlichtes Werk gu bürgerlicher, einheimischer Handwerkskunst und Gesinnun Ein Meister solcher Art, bescheiden und ehrsam, hat bei un serem Joseph diese seine Visitenkarte abgegeben »**Gustav S mon 1850**«. Freilich, bestätigt uns ein hiesiger Achtzige »Der Bäka-Gustav hat anno 1850 den Brunnenjoseph erneu bemalt, derselbe Bäcka-Gustav, der das alte Haus mit de Traubenstock bewohnt hat, das schönste Haus der Kreuzgasse derselbe Bäcka-Gustav, von dem die jedem Leichenzug voran schreitenden »Kreuzträger« sich ihre Kreuzle haben schreibe lassen, der die Säcke der Bürger und Bauern gezeichnet, sogar in seiner Vaterstadt Zeichenunterricht erteilt hat.« Wir erinnern uns hiebei eines anderen hiesigen Vertrete nahrhafter Volkskunst im Zeichen der weißen Schürze. De Stadelbäck, der Märte betätigte sich auf dem Gebiet der Pla stik, der Bildnerei: er hat Mandele und Weibele und Hase Hirsche, Rehe in Teig geformt und gebacken. Und nun, ih Aalener von heute, schaut Euch künftig, wenn ihr um d Rathausecke biegt, den Joseph mit den biederen Augen vo Bäcka-Gustav und Märte an: »Ja, ja, Joseph, do paßt n wo doch koi' Bronna meh do ist für di. Hälst die halt d für an die alt Post und an da Gastgeb zur Krona, die a Fürsta-Herberg. Die allei ist deiner würdig. So frei un obhütet an d'Wand na brauchst net grad vor de jung Wa des respektlos Volk z'standa, des von uns alte Leut nix me woiß und nix meh wissa will und nix Alts meh ästimier B'acht! Joseph, druck de a bißele ins Eck nei, an da Erk na! Des ist a g'schmacks Plätzle für Di, a bißle hehlinge un a bißle naseweis; kannst au a bißle hintersche losne zu de Rathausherra und ihne a bißle in ihr historisches Gewis reda; ka nix schada! Des ist mei Ansicht« hät der Bäck Gustav gsagt. Ja, lieber Leser, ein Künstler aus dem Vo war der Bäcka-Gustav. Laß Dir von ihm Deine Ohren öf nen für die Stimme der Väter und Deine Augen — für ih Kunst. Wie treuherzig sie den Mann ihrer Hoffnung hing stellt haben, fast als würde es ihn befangen machen, sich ausgestellt zu sehen. Und wie kindlich farbenfroh sie ihre Patron ausstaffiert haben: mit Krone und Kreuz und Pu pur! In der Linken den Reichsapfel, das Sinnbild seine Herrschaft. In der Rechten den Wappenschild, besonder schön, im Stil der Zeit: Hochrenaissance. Und dara »das Aalener Wappentier — der Aal«; schwarzer A auf rotem Grund, ganz besonders schön herausgearbeitet, je einzelne Schuppe ausgemeißelt, so schön und sorgfältig, wi wir ihn sonst nirgends gefunden haben.

Zum Schildträger der Stadt — Schild für Stadt un Land, Haus und Volk — machten unsere Ahnen den Man als Schildträger des geschichtlichen Sinns, wahrhaft vate ländischer Gesinnung und bewußter Erinnerung begrüßen wi vom Jahr 1924 die zum Tageslicht zurückgekehrte Statu

Die Erhöhung des Schutzpatrons vom Schubart-Mu um mutet an wie eine freundliche Zusage, daß hinter ih seine Gefolge auf dem Marsch sei alle die historischen G stalten und Darstellungen und Urkunden, ein großes Vol mit einem Wort: das ganze Schubartmuseum harrt sein Erhöhung aus Nacht zum Licht.

Heinrich Häußler.



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 6 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Okt. 1924

Es steht in den Sternen ein großes Gesetz
Mit goldenen Lettern geschrieben,
Das schönste von allen: Dein Vaterland,
Das sollst über alles du lieben!

Schubart im Kerker.

Von Lehrer Schmid-Trochtelfingen.

I.

Ein kalter Wintermorgen des Jahres 1777 war eben angebrochen. Noch war der Tag nicht ganz zur Herrschaft gelangt und über der alten Donaustadt Ulm lagen noch die Frühnebel gebreitet. Ueber all den Dunst aber ragte klar u. scharf der gewaltige Turm des Münsters in den Morgenhimmel hinein als wolle er der erste sein, der die aufgehende Sonne begrüßte. Langsam begann sich der Nebel zu lichten und Türme und Giebel wurden sichtbar. Wohl suchten wallende Nebelschleier der Sonne wieder den Zutritt zu verwehren, aber sie blieb schließlich doch Siegerin u. nun glänzte die beschneite Stadt mit ihren Giebeln, Mauern und Türmen im Sonnenlicht. Nacht und Nebel waren vergessen.

Zu eben dieser Stunde fuhr ein Schlitten in frischer Fahrt durch dem Stadttor. Auf der Blaubeurer Straße ging es hinein ins schöne Blautal. Im Schlitten saßen zwei Männer. Der eine mit der hohen Stirne und den ausdrucksvollen lebhaften Augen war der Dichter Christian D. Schubart. Neben ihm saß zusammengeduckt mit unsteten Augen der Klosteramtmann Scholl von Blaubeuren. Schubart, sonst immer voll Laune und Humor, war in sich gekehrt. Er konnte sich selbst nicht Rechenschaft geben, warum ihm diesmal der Abschied so schwer wurde. War es doch eine ganz kurze Reise nach Blaubeuren. Immer wieder kam ihm seine Frau in den Sinn. Ihre Hand hatte beim Abschied gebebt und mit todesmutigem Blick flehte sie ihn an dazubleiben. Noch klang ihr der Ruf seines Sohnes Ludwig ins Ohr: Papa, Papa, kommen Sie bald. Ihn selbst hatte eine dunkle Ahnung erfaßt, als er abgefahren war. Inzwischen war die Fahrt in raschem Tempo weiter gegangen. Auf beiden Seiten rückten die Höhen der Alb näher heran. Sie waren mit prächtigen Buchenwäldern bedeckt. Weitaus reckten die mächtigen Bäume ihre Aeste und prangten im Schmuck des Rauhreifes. Manchmal schüttelte ein neckischer Windstoß einen Teil von der schimmernden Fülle herab auf die beiden. In Schubart gewann wieder die sorglose Stimmung die Oberhand. Er begann mit dem Klosteramtmann ein Gespräch: »Wie lange brauchen wir bis Blaubeuren«. »In höchstens zwei Stunden sind wir dort.« »Ist Ihr Schwager, der mich zu sehen wünscht, schon lange bei Ihnen.« »Nein.« Das Gespräch wollte nicht recht in Gang kommen. Schubart wunderte sich, wie einsilbig sein Reisegefährte geworden war. Ganz plötzlich erwachten seine dunklen Ahnungen wieder in ihm. Wenn er jetzt noch umkehrte! Noch hatte er die Möglichkeit. Der Kutscher vorne war ja ein Ulmer und hätte sicher zu ihm gehalten. Aber sogleich verwarf er diesen Gedanken wieder. Er hätte das als Feigheit angesehen. Die Fahrt ging unaufhaltsam weiter und man näherte sich Blaubeuren. Das Verhängnis nahte heran. Lieblich im Talkessel gebettet lag Blaubeuren mit seinem Kloster. Unter dem Klange der Schlittenglocken fuhr der Schlitten durch das Städtlein vor das Haus des Klosteramtmanns und dieser ließ nun Schubart eintreten und entfernte sich. Totenstille herrschte im Hause und nur in der Stube saß schweigend ein Mädchen am Spinnrocken. Schubart war es, als ob sie ihn voll Mitleid ansehe. Da sie aber schweigend mit ihrer Arbeit fortfuhr, griff er nach einem Buch. Da auf einmal ertönten schwere Tritte, das Rasseln eines Säbels, die Türe wurde geöffnet und Schubart war von den Schergen des Herzogs von Württemberg umringt. Noch konnte es Schubart nicht fassen. Als ihm aber der Offizier im Namen des Herzogs Karl Eugen seine Verhaftung ankündigte, da warf er einen Blick voll Abscheu auf den Verräter, der ihn aus Ulm fortgelockt hatte. Diesen drückte nun selbst sein Gewissen und

jammernd rief er: Mir ist's leid! Gott weiß, mir ist's leid. Das Mädchen war von der Kunkel aufgestanden und weinte still in ihre Schürze, während Schubart hinausgeführt wurde. Da fiel es auch Schubart mit ganzer Schwere aufs Herz. Nun waren Frau und Kinder verlassen und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. Da fühlte auch der führende Offizier ein menschlich Rühren und er versprach Schubart, sich beim Herzog für sie zu verwenden. Schubart mußte nun in den bereitstehenden Wagen einsteigen u. fort ging die Reise einer düsteren Zukunft entgegen.

2.

Ein früher Winterabend war hereingebrochen. Aus der dämmernden Ebene ragte still und einsam der Hohenasperg empor, gekrönt von einer mächtigen Festung. Friedlich schaute heute die Burg herab auf das ruhende Land. Wer es nicht gewußt hätte, der hätte es nicht ahnen können, daß da oben Jammer, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit wohnten. Hätte man hineinhören können in die Zellen der Gefangenen, dann hätte man wohl Zähneknirschen u. unterdrücktes Stöhnen und Schluchzen hören können. Manche bittere Träne war schon auf den harten Stein gefallen. Der war deshalb nicht weicher geworden. Und der Herzog war weit, was kümmerten den Tränen?

In eine der düstersten Zellen war ein neuer Gefangener hinein gekommen. Vornüber gebeugt saß er da und starrte in das Halbdunkel. Es war Schubart, der auf dem nächsten Weg von Blaubeuren hierher befördert worden war. Unterwegs hatte er noch gehofft, vor ein Gericht zu kommen, aber ohne Urteilsspruch war er auf den Asperg gekommen. Als er die Festung vor seinen Blicken auftauchen sah, war ihm mit einmal furchtbar klar geworden, was seiner harrte. Wen diese Mauern umschlossen hielten, den ließen sie so schnell nicht wieder los. Mancher aufrechte Mann hatte diesen »Tränenberg« gebeugt und gebrochen verlassen. Für den Herzog Karl Eugen war er ein guter Aufbewahrungsort für alle diejenigen, welche ihm nicht bequem waren.

Als die schwere Kerkertür dröhnend hinter ihm ins Schloß gefallen war, da hatte sich Schubart in wilder Wut u. Verzweiflung aufgebäumt. Was hatte er getan, daß er wie ein gemeiner Verbrecher in dies traurige Gefängnis geworfen wurde? Wohl wußte Schubart, daß er nicht frei von Unrecht war, aber in den Augen des Herzogs war doch wohl das sein schlimmstes Verbrechen, daß er in seiner »Chronik« ein allzu freies Wort gegen ihn gewagt hatte, der fast nur von kriechenden Schmeichlern umgeben war. Dem mit der Verzweiflung ringenden Gefangenen drohte der Kommandant Oberst Rieger noch, daß er an einen Ring, der über dem ärmlichen Strohlager an der Wand hing, hingefesselt werde, wenn er sich nicht ganz ruhig verhalte. Schubart richtete sich auf und seine Augen suchten das kleine Gitterfenster, durch das noch gedämpfter Lichtschein fiel. Da draußen war also die Welt. Er dachte an Frau und Kinder, die nun verlassen waren und aus seinem gequälten Herzen stieg ein Seufzer. Ob er sie wohl jemals wieder sah, oder ob sie auf dem Friedhof, der am Fuße des Aspergs lag, sein Grab zwischen den Gräbern von Verbrechern suchen mußten.

Lange Zeit ging Schubart noch ruhelos in seiner Zelle hin und her. Endlich suchte er sein hartes Lager auf, aber lange konnte er keinen Schlaf finden. Die Stunden wurden ihm zu Ewigkeiten. Schrecklicher als der Tod erschien ihm diese Einsamkeit. Zuletzt erbarmte sich aber seiner doch der Schlaf und führte ihn hinweg aus der Wirklichkeit in das Land der Träume. Er war wieder zurückgekehrt in frohe Kinderzeit. Wieder tummelte er sich, wie ehemals vor den Toren seiner Vaterstadt Aalen. Wieder rauschten über ihm die mächtigen Eichen und sein Weg führte vorbei an blühenden Gärten. Wie er weiter wandert, steht er auf einmal vor einem Pförtlein. Er öffnet es. Da sieht er, daß er auf dem Kirchhof steht und vor ihm liegt still u. einsam das Kirchlein St. Johannis. Die Sonne, sich zum Untergang neigend, umfängt noch einmal mit mildem Schein das Kirchlein und d Fenster glühen in lohender Glut. Von drüben über der Kirc hofmauer grüßt seine Vaterstadt herüber. Schon liegt do Kochertal im Abendschatten. Aber die Türme und Däch sind noch in die milde Glut getaucht. Eng aneinander g schmiegt stehen die Häuser um die Kirche, wie ängstliche Ki der um die Mutter. Eine unnennbare Sehnsucht erfaßt ih und er will heimeilen. Aber nirgends kann er mehr eine Ausgang finden, wohin er sich auch wenden mag. Weinen setzt er sich auf einen Grabhügel. Da legt sich ihm eine we che Hand auf den Kopf u. wie er aufschaut, steht seine Mu ter vor ihm. Schweigend, aber unendlich liebevoll nimmt i ihn bei der Hand. Bald stehen sie wieder am Pförtlein. E nach einiger Anstrengung läßt es sich öffnen mit laute Knarren. Dieses Knarren macht zugleich dem Traum ein End Höchst verwundert schaute der Erwachende um sich und kon te sich nicht zurechtfinden, bis sein Blick auf das Gitterfe ster oben fiel. Von dort her kam jetzt auch wieder das he sere Krächzen einer Dohle, das hatte ihm auch das Knarre des Pförtleins vorgetäuscht. Er richtete sich auf und stütz das Gesicht in die Hände. Mit verdoppelter Schwere la nun sein Elend auf ihm und aus gequältem Herzen rief e O Heimat, was bist du mir gewesen, nur einmal möchte i dich wiedersehen. Unaufhaltsam rannen die Tränen zwisch seinen Fingern herab und der starke Mann schämte sich ihr nicht.

Der Frühling kam ins Land und ging wieder. Wie jed Jahr war er durchs Land geschritten und hatte lächelnd sei Gaben ausgeteilt. Für die Gefangenen ists eine dopp schwere Zeit, denn hinter dem Eisengitter ist Frühlingsseh sucht und Wanderlust mächtig erwacht. Auch Schubart fühl sich wie lebendig begraben. Er hatte die eisernen Stäbe u klammert und preßte das Gesicht gegen das Gitter. Vor ih stieg nur eine häßlich graue Mauer auf, aber oben war e Stückchen herrlich blauen Himmels. Das war alles, w ihm von der herrlichen Gotteswelt draußen übrig geblieb war. Ein Vogel flog oben hin in der klaren Luft, da wand sich der Gefangene ab. Wut und Bitternis wollten ihn e fassen, da sah er an seinem Aermel ein Spinnchen, das wohl von der Wand abgestreift hatte und mit unendlich Sorgfalt faßte es Schubart mit der Hand u. freute sich, d wenigstens ein Lebewesen seine Einsamkeit mit ihm teil Härter als die Einsamkeit war es für den Dichter noch, d er zur Tatenlosigkeit gezwungen war. Er besaß wed Schreibzeug noch Papier. Schubarts reger Geist suchte Nähe und Weite nach Beschäftigung. Das kleinste Mü chen und die Sterne im weiten Himmelsraum erregten sei Aufmerksamkeit. Sein bester Freund wurde der Mond u wenn dieser Abends einen silbernen Streifen auf den Bod des Gefängnisses malte, dann schaute Schubart friedevoll h nauf zu dem stillen Gefährten da oben. Freundlich schau der Mond zu ihm herab, als ob er alle seine Leiden ken u. ihm wars, als schaue Gottes Auge freundl. zu ihm her

Dem Frühling war der Sommer und der Herbst gefol ohne daß sie eine Aenderung gebracht hätten. Stumm w ein Marmorbild hatte jeden Tag der Gefangenenwärter d rauhe Kost hereingestellt. Manchmal war der Oberst Rieg erschienen und suchte durch Zureden und Drohungen d Dichter zu »bessern«. Das war des Herzogs Wille.

Weihnachten, das Fest der Liebe kam heran, aber ke Strahl wärmender Nächstenliebe fand den Weg in Sch barts Kerker. Es nagte ihm am Herzen, daß er Frau u Kinder so allein wußte. Schubart spürte, wie in Kummer Elend seine Kräfte sich verzehrten. Lange konnte er das ni mehr aushalten. Müde und zerschlagen legte er sich ein Abends auf sein Lager. Nach einer qualvollen Nacht konn er sich am Morgen nicht mehr erheben. Nun glaubte er se Ende nahe. Ein Vers sollte seine Frau zum Abschied grüß

Geliebte, lebe wohl, ich scheide
Dein armer Gatte flieht von Dir

Du warst mein Glück, warst meine Freude,
Ja Lebenswonne warst Du mir.

Schubart hatte mit dem Leben abgeschlossen. Da trat nochmal eine Wendung ein. Am Morgen des 3. Februar 1778 wurde der Kranke aus seinem dumpfen Mauerloch herausgebracht und in einem hellen, luftigen Zimmer erholte er sich bald wieder. Als er sich zum ersten Mal wieder erheben konnte, da sah er mit Wonne durchs Fenster hinaus in die weite Welt und mit hundert Stimmen drang wieder das Leben an sein Ohr. Sorglos spielten unten Soldatenkinder u. ihr heiteres Geplauder weckte frohe Erinnerungen in ihm. Der Genesende konnte sich nicht satt sehen und hören an all dem Leben, wenn er auch selbst zum Schweigen verdammt war.

3.

Wieder waren zwei Jahre ins Land gezogen. Trügerisch waren alle Hoffnungen auf Befreiung gewesen. Wohl war Schubarts schwere Haft etwas erleichtert worden. Am Osterfest durfte er sogar im Kirchlein die Orgel spielen. Wohl nie in seinem Leben hat er mit solcher Wonne in die Tasten gegriffen. Düster und schwer klangen anfangs die Akkorde, aber bald klangen und brauften sie freudig, wie frohe Osterhoffnung über dem Grabe. Die Feierklänge der Orgel trugen den Spieler hinauf über alles Leid, sodaß er alles um sich her vergaß, bis ihn sein Wächter wieder in die Wirklichkeit zurückrief. Ruhig ließ er sich wieder in sein Zimmer führen. Von neuem war sein Drang nach Freiheit in aller Macht aufgeweckt. Schubart wußte, daß von Freunden Bittschriften an den Herzog gerichtet worden waren. Die Stadt Aalen hatte sich mit der Bitte um Befreiung an den Herzog gewendet. So hoffte Schubart auf den Geburtstag des Herzogs. Fast konnte er den Tag nicht erwarten und der frühe Morgen fand ihn schon wach. Heute war Festtag für die Besatzung der Festung und mancher Gefangene sah freudig der Freiheit entgegen. Am Mittag wurden die Erlasse des Herzogs verlesen. Sehnlichst erwartete Schubart die Stunde und im Geist sah er sich schon frei und glücklich den »Tränenberg« verlassen. Wie furchtbar war seine Enttäuschung, als sein Name nicht verlesen wurde und er nicht unter den Glücklichen war, denen die Stunde der Freiheit schlug. Verzweiflung und Zorn drohten ihn zu ersticken, da machte er sich Luft in dem wuchtigen Gedicht: »Die Fürstengruft«.

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer
Ehmals die Götzen ihrer Welt.

In diesem Gedicht hält er den Tyrannen ihre ganze Hohlheit und Niedertracht vor Augen. Auf Umwegen kam dieses Gedicht an die Oeffentlichkeit und auch in die Hände des Herzogs Karl Eugen. Erneut richtete sich sein Haß auf den Dichter. Wieder nahm ihn ein dunkleres Zimmer auf. Nicht lange war er darin untergebracht, so entdeckte er, daß mit dem Bewohner der nächsten Zelle eine Verbindung herzustellen war. Unter dem Ofen war eine kleine Oeffnung. Der Nachbar in der anderen Zelle war ein Herr von Scheidlein, der schon 19 Jahre lang in Gefangenschaft war, nun aber schon einige Freiheiten genoß. Er durfte z. B. schreiben, was Schubart nicht erlaubt war, und hatte auch etwas Verbindung mit der Außenwelt. Wenn nächtlicherweile ringsum Stille herrschte, dann erzählten sich beide Männer aus ihrem Leben und Schubart diktierte dem andern seine Lebensgedichte. Briefe wanderten durch das enge Mauerloch hin u. her. Sogar zu Rauchzeug kam Schubart auf diese Weise. So ging die Zeit etwas schneller dahin. Allmählich genoß Schubart wieder mehr Freiheit. Er durfte sich jetzt im Festungshof ergehen.

Schließlich starb im Jahre 1782 der Festungskommandant Oberst Rieger und die Festung erhielt einen neuen Kommandanten. Er war nicht ohne Mitgefühl für den gefangenen Dichter und suchte sein Los zu mildern. Was Oberst Rieger schon vergeblich versucht hatte, Schubart die Befreiung zu erwirken, gelang freilich auch ihm nicht. Innerhalb der Festungsmauern durfte sich Schubart nun bewegen. Bald kannte er alle Soldaten der Festungsbesatzung. Wenn kleine Feste gefeiert wurden, durfte er sogar mitwirken und durch den Gesang rauher Kriegerkehlen klang manchmal wohlklingend seine Stimme. Als eines Tages in den Kreis der harten Soldaten ein liebliches Mädchen, Regine Voßler, die Tochter eines Offiziers hereintrat und dem Klavier frohe Weisen entlockte, da konnte Schubart kein Auge wegwenden. Wie lange war nun schon seine Gesellschaft die Gefängniswärter gewesen. Mußte ihm nicht das Mädchen, halb Kind noch, halb Jungfrau, als eine Erscheinung aus einer bessern Welt vorkommen. In der nächsten Zeit durfte Schubart ihr sogar Klavierunterricht erteilen. Wie auf Sonnenblicke freute sich der Gefangene auf diese Stunden und er fühlte sich reich belohnt, wenn er ihre tiefen, klaren Augen voll Mitleid und Dankbarkeit auf sich ruhen sah. Das waren freilich nur wenig festliche Stunden in einer endlosen Kette von einsamen, traurigen Stunden. Doch gelang dem Dichter in jener Zeit eines seiner besten Lieder, das Kaplied. Er sang es jenen 1000 Württembergern zum Abschied, die der Herzog Karl Eugen an Holland verhandelt hatte, und die nun im fernen Südafrika für fremde Interessen sich opfern mußten. Mit ihnen konnte Schubart fühlen. Auch sie wußten nicht, ob sie jemals die Heimat wiedersahen und er ruft ihnen zu:

Auf, auf ihr Brüder und seid stark
Der Abschiedstag ist da

So rückte das Frühjahr 1787 heran und das 10. Jahr seiner Gefangenschaft ging zu Ende, ohne daß die Versprechungen erfüllt worden wären und Schubart die heißersehnte Freiheit erlangt hätte. Sollte er doch noch auf jenem Friedhof am Fuße des Berges ein stilles Grab finden, ohne das Land der Freiheit erblickt zu haben? Da sollte ihm seine Dichtkunst, die ihm bisher nicht blos Glück gebracht hatte, vollends zur Freiheit verhelfen. Zum Ruhme des »Großen Fritz« hatte er ein Gedicht verfaßt: »Hymnus auf Friedrich den Großen«. Dieses Lied erweckte in der Hauptstadt Preußens eine solche Begeisterung, daß der Herzog von Württemberg geradezu bestürmt wurde, dem Dichter die Freiheit zu schenken. Nun konnte der Herzog nicht länger widerstehen. Die Tore des Kerkers öffneten sich auch dem beglückten Dichter und aus tiefster Seele erklang ihm der Jubelruf: »Ich bin frei«!

Wie einem Vogel, der endlich dem engen Käfig entschlüpft sich zum blauen Aether schwingt, so war es Schubart, als er zum ersten Mal wieder als freier Mann durchs Tor der Festung schritt. Seine Frau war ihm entgegen geeilt um ihn als erste zu begrüßen. Wortlos hielten sie sich umschlungen, denn höchstes Glück ist stumm wie das tiefste Leid. Das war eine herrliche Fahrt in das maigrüne Land hinein. Die Bäume prangten im Schmucke der Blüten und den beiden war es, als hätten die Vögel noch nie so herrlich gesungen. Mit Freude und Wehmut zugleich erfüllte es den Dichter als er in Stuttgart von einer Menge froher Menschen begrüßt wurde, die dem Befreiten zujubelten. Tränen der Freude traten ihm in die Augen. Eben noch ein armer Gefangener, wurde er jetzt wie ein geliebter Fürst aufgenommen. Hinter ihm versank der Asperg mit allen seinen Leiden und Schubarts Herz war voll des reinsten Glückes.

Das Geheimnis des Brenztopfes.

Immer wieder zieht er den Beschauer in seinen Bann, cht satt sehen kann sich der Blick an der azurblauen Tiefe, den farnbewachsenen Felswänden; u. wenn gar das Licht r Nachmittagssonne gedämpft wird von dem grünen Vorhang, der über den Felsen herabhängt, dann wird der Brenztopf gestempelt zu einem richtigen Naturheiligtum. Und auch vom wissenschaftlichen Standpunkt betrachtet ist die Brenzquelle ein Mysterium, wie denn der Fluß selbst eine

wundersame Vergangenheit aufzuweisen hat.

Eine sonderbare Quelle ist es, rein äußerlich betrachtet, schon durch die Stärke der Wasserführung: 800 Liter in der Sekunde entströmen dem dunklen Schoß der Erde. Aber was für ein Gegensatz, wenn man diesen Fluß wenige Kilometer nach seinem Ursprung betrachtet: nicht rauschend und schäumend, tobt er seinen jugendlichen Uebermut aus, nein, langsam und bedächtig zieht die Brenz ihres Weges, sodaß man schon genau hinsehen muß, um zu erfahren, wohin sie eigentlich fließt. In einem für sie viel zu breiten Tal schlingt sie ihre Bögen, sie kommt sich vor wie ein kleiner Bub, der seines Großvaters Hosen an hat. Wie anders dagegen ihr Konkurrent, der schwarze Kocher! Immer weiter nähert er sich dem Brenzursprung, immer bedrohlicher wird die Situation. Schon heute wäre es ein leichtes, auf künstlichem Weg die ganze Brenz dem Kocher zuzuleiten, damit hätte der ganze Fluß aufgehört zu existieren.

Im Jahre 1902 wurde der Brenztopf abgelassen. Nachdem die Fallen wieder zu waren, hätte die Füllung des sichtbaren Topfes nach der Berechnung in 22 Minuten erfolgen sollen. Tatsächlich dauerte es aber 18 Stunden und 22 Minuten, bis der alte Wasserstand erreicht war. Das entspricht einer Zuflußmenge von fast 53 000 Kubikmetern.

Wie ist dieses sonderbare Verhalten zu erklären? Es müssen bei der Wiederfüllung des Brenztopfes auch andere Wasserbecken vollgelaufen sein, Wasserbecken, die sich in Hohlräumen im Innern des Berges befinden. Und aus de Berechnung ergibt sich, daß der unterirdische Teil 17 Mo mehr Wasser faßt als der sichtbare. Daraus, daß beim Auf stau das Wasser nicht gleichmäßig stieg, läßt sich ferner schlie sen, daß die Ufer des unterirdischen Sees anfangs flach sin und schüsselförmig steiler werden, oder, was wahrscheinliche ist, es füllen sich mit steigendem Stau weiter anschließende um weniges höher gelegene Veräftelungen mit Stauwasser Fernerhin ist anzunehmen, daß sich im Anschluß an den wa sererfüllten Teil trockene Höhlungen und Gänge ins Inner des Berges hineinziehen. Im Jahre 1905 wurde der Top wiederum entleert; die Messungen ergaben ähnliche Resul tate.

Baurat Gugenhan, der zuerst diese Schlüsse erwog, leg te der vermuteten Höhle den Namen »Königshöhle bei. De württembergische Höhlenverein ließ in den Jahren 1904/0 hinter dem Rathaus in Königsbronn einen Stollen in de Felsen treiben, um auf die Hohlräume zu stoßen. Als ma in 37 Meter Tiefe auf die dritte lehmerfüllte Doline tra wurde aus Mangel an Geldmitteln der Grabung ein En gemacht. Nach weiteren 10 Metern etwa wäre man an de vermuteten Wasserlauf gekommen, seither wurde aber di Arbeit nicht wieder aufgenommen.

Heute noch schlummert die Königshöhle ihren verborg nen Dornröschenschlaf; wer ist der Ritter, der den Schlei des Geheimnisses lüftet?

Aus dem Sagenschatz unserer Heimat.

Der Junker auf der Kochenburg.

Auf der Kocherburg bei Unterkochen lebte in alten Zeiten ein wilder Junker, der war ein so großer Liebhaber der Jagd, daß er oftmals die Bauern von Unterkochen aus der Kirche holen ließ und sie zwang, ihm jagen zu helfen. Dafür muß er schon seit vielen hundert Jahren geistweis gehen. Er fährt mit zwei feurigen Pferden von der Kochenburg herab durch die Mühle im Tal und dann um die Kirche herum, worauf er wieder zum Schloß zurückkehrt. Seinen Wagen begleiten bellende Hunde und er selbst ruft beständig: »Hoho!«« Oft hat er auch sein ganzes Jagdgefolge bei sich, das wild' Heer oder »wild gejäg«. Indes hat man schon seit längerer Zeit nichts mehr von ihm gehört. — In dem abgebrochenen Keller der Kochenburg sollen noch große Schätze verborgen sein, die ein schwarzer Pudel hütet. K.

Volkspoesie.

Im Nachlaß eines Augsburger Herrn fand sich unter vergilbten Papieren ein aus dem Bezirk stammender gereimter Nachruf. Er ist in den vierziger Jahren des 9. Jahrhunderts entstanden und ist um seiner unfreiwilligen Komik und rührenden Unbeholfenheit willen oft angeführt u. deklamiert worden.

»Gewidemet von den Eltern, Geschwistern u. Freundinnen der weiland

Creszentia Feil,

geb. den 28. Juli 1828, gestorben den 7. April 1846.

— — — — —

In der Blüte ihrer Jugend
Starb Creszens Feil,
Nicht ohne Glaub und Tugend,
Doch in aller Eil.

Sie fiel in eine Gabel
Von Heustocks Höhn herab;
Zum großen Lamentabel
Fand sie darin ihr Grab.

Schmerzvoll rang sie fünf Stunden
Mit des Todes bitterm Streit,
Hart empfindend ihre Wunden,
Bis ihr Geist, wie wir hoffen, gelangt zur ewigen Freud.

Sieh, o Mensch, in welche Gefahren
Und du, o Jugend, kommen kannst;
Tu dich davor bewahren,
Soweit und viel du immer langst.

Sei fromm und treu auf Gott,
Beflissen zu halten sein Gebot
Und denke: Tugend in des Glaubens Kraft
Ists, was ewige Seligkeit verschafft.

Hab' dein Lebtag dies vor Augen,
So wirst du einst in'n Himmel taugen
Und der Tod komme spät oder früh,
Ein Schreckensbote ist er dir somit nie.« K.

Kirchweih.

Die große Kirchweih, die fast überall in die Herbstzeit fällt, ist im Allgemeinen das hauptsächlichste Volksfest des ganzen Jahres. Auch der Arme verzehrt und vertrinkt den letzten Kreuzer, um sich einen vergnügten Tag zu machen. Früher war sie mehr zugleich ein Familienfest, indem die entfernten Verwandten und Bekannten sich an diesen Tagen besuchten, was jetzt weniger angeht, weil man die Kirchweih mehr und mehr auf einen Sonntag zu verlegen gesucht hat. — In Wildberg müssen die Wirte allen Gästen umsonst den Kuchen geben, den sie des Abends verzehren. — Im Volksmunde wird die große Kirchweih ganz gewöhnlich die Saukirwe genannt. — Hie und da, z. B. in Wurmlingen, sagt man, die Kirchweih sei eigentlich ein heidnisches Fest gewesen. (Sie trat an die Stelle der großen Opferfeste.

* * *

In Beuren bei Unterkochen war regelmäßig am Sonntag nach der Kirchweih Huttanz. Der Hut wird mit einer Schnur an einer hohen Stange hinaufgezogen, die Schnur sodann unten angebunden und ein langes Stück Schwamm daran befestigt und angezündet. Hierauf tanzt man rings um den Hut bis an ein abgestecktes Ziel, wo der Tänzer den geschmückten »Wedel« (Zweig) seinem Nachfolger übergeben muß. Die Reihenfolge der Tänzer wird durchs Los bestimmt. Bei wem nun während des Tanzes die Schnur abbrennt und der Hut herunterfällt, der hat ihn gewonnen.



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 7 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Nov. 1924

O Heimatliebe, Heimatlust,
du Born der Sehnsucht unergründet,
du frommer Strahl, in jeder Brust
vom Himmel selber angezündet,
Gefühl, das wie der Tod so stark
uns eingesenkt ward bis ins Mark,
das uns das Tal, da wir geboren,
mit tausendfarb'gem Schimmer schmückt
und wär's im Steppensand verloren,
und wär's vom ew'gen Schnee gedrückt.

Geibel.

Aus allen Zeiten.

Bilder aus der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte eines ritterlichen Dorfes (Neubronn).

Nach einem Vortrag von J. Kammerer, Neubronn.

Wie manchesmal kommt in unserer sorgenvollen und trü- n Gegenwart die Rede auf die Vergangenheit. Sie er- eint uns im Vergleich zum düstern Bild von heute als ein nd voll Licht und Sonne. Ist sie nun das gewesen: »eine te alte Zeit« oder ist diese Redensart eben nur dich- ische Verklärung? Da kann nur die Geschichte uns eine ntwort geben. Sie möge es uns sagen, wie es einst aus- ehen hat, unter welchen rechtlichen und wirtschaftlichen erhältnissen unsere Väter und Vorväter einst lebten. Jeder nn sich dann selbst sein Urteil bilden, ob er lieber jener gu- n alten Zeit mit ihrer Abhängigkeit vom Landes- und Ge- htsherrn, von der Dorfgemeinde, vom Zehnt-, Grund- und bherrn oder unserer Zeit den Vorzug geben will. Die nach- genden Ausführungen erheben keinen Anspruch auf Voll- ndigkeit; um solche zu erreichen, bedarf es jahrzehntelan- r Studien. Ergänzende und vertiefende Darstellung ein- ner Gebiete unserer Heimatgeschichte sollen später das hier zeichnete Bild ergänzen und abrunden.

Zum Verständnis des nachfolgenden sei kurz die äußere eschichte unserer Heimat gestreift.

Zum ersten Mal wird unser Heimatort Neubronn ge- nnt in einer Urkunde vom Jahr 1266, in dem der Abt von wangen zwei Höfe in Neubronnen dem Kloster Gotteszell en eine jährliche Wachsabgabe übergab. Das Kloster Ell- angen scheint in Neubronn noch weiteren Besitz gehabt zu eben, denn 1376 wurde dem Kloster vom Landgericht gegen en nicht genannten Gegner zugesprochen: Neubronn die ste und was dazu gehört, Gericht, Leute und Güter zu rf und Feld. Bald verkaufte Ellwangen Nuwenbrunnen s Burgstall mit Baumgarten, Holz und Fischbach, mit sei nen Gütern und eigenen Leuten um 786 fl. an Cunrat Adelmann 1385. Die Familie Adelmann verstand es, diesen Besitz im Lauf der Zeit durch Ankäufe zu vergrößern und abzurunden. Anläßlich einer Erbteilung im Jahr 1583 kam Neubronn an die Brüder Erhard u. Wolf Caspar von Adelmann. Um 1631 ging dann auf dem Wege des Erbgangs Neubronn in den Besitz der Familie von Wöllwarth über.

1. Das Lehenswesen.

Von den rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen unserer Gemeinde geben uns die aus alten Zeiten erhaltenen Urkunden ein anschauliches Bild. Die obrigkeitliche Gewalt über Neubronn, d. h. über den Markungsbezirk Neubronn lag in den Händen der vorhin erwähnten Junker. Sie waren Grund- und Gerichtsherrn zugleich, d. h. sie verfügten über Grund und Boden dieses Bezirks; sie hatten aber auch in diesem Gebiet die richterliche und polizeiliche Gewalt unbeschränkt inne. Damit waren in mancher Beziehung klarere Verhältnisse gegeben als wir sie in alter Zeit anderwärts antreffen, wo mancherorts der Bauer oft zwei, drei, vier verschiedenen Herren unterstand.

Der größte Teil der von Bauern bewirtschafteten Güter waren nicht Eigengüter, d. h. selbstständiges Eigentum, sondern Lehen, d. h. größere oder kleinere Höfe nebst Zubehör, die vom Grundherrn, hier also von den Junkern, anderorts oft auch von einem Kloster, einer Kirche oder Gemeinde zu Lehen gegeben wurden.

Eigene Güter, d. h. Güter, die unbeschränktes freies Eigentum des Inhabers gewesen wären, erwähnen unsere Urkunden für Neubronn nicht. Einige Spuren scheinen darauf hinzuweisen, daß es auch in unserem Aalener Bezirk früher

mehr gemeinfreie Bauern gegeben haben muß. 1489 vereinigten sich nämlich die Herrschaften dahin, daß sie den gemeinen Bauersmann nicht mehr am Waldwerk teilnehmen lassen wollen. Nur freie Bauern können dieses Recht einmal besessen haben. Diese freien Bauern, die dem Kaiser gewissermaßen unmittelbar unterstanden, konnten, wenn sie wollten, in freier Wahl sich in den Schutz eines Schirmherrn stellen. So hat z. B. 1605 ein freier Bauer in Reichenbach, Michael Röttenmaier, dessen Gut niemand vogt-, gericht- und steuerbar war, sich freiwillig in den Schutz und Schirm der Stadt Gmünd begeben. — Grund und Boden auf der Markung war also, abgesehen vom Gemeindebesitz, Eigentum der Herrschaft, die den Untertanen größere und kleinere Anteile lieh, zu Lehen gab. Verpachtung, d. h. Ueberlassung auf eine bestimmte Anzahl von Jahren kam selten vor; die Regel war, daß der Grundherr das Lehengut (meist bestehend aus Haus und Hof, Aecker und Wiesen) an den Grundholden auf Lebenszeit verlieh, zu Lehen gab. Mit der Belehnung übernahm der Bauer bestimmte Verpflichtungen, die in den Sal- oder Lagerbüchern genau verzeichnet waren. Die Abgaben, die jährlich zu entrichten waren, bestanden meist in Erzeugnissen der ländlichen Wirtschaft wie Getreide, Eier, mitunter auch (besonders wenn die Abgabe an eine Kirche oder an ein Kloster ging) in Oel und Wachs. Dazu kam dann meist eine in Geld zu entrichtende Abgabe, der Hellerzins. An Fastnacht mußte dem Herrn die sog. Fastnachthenne abgeliefert werden; diese Abgabe erinnerte den Bauern immer wieder daran, daß er das Gut, das er bebaute, nur als Lehen hatte.

Unter den Lehengütern sind zwei Klassen zu unterscheiden: die Erbgüter u. die Fallgüter. Das Erbgut war, wie sein Name andeutet, erblich verliehen, d. h. es wurde vererbt wie ein eigenes Gut, war gewissermaßen Eigentum des Bauern, der nur verpflichtet war, wenn er das Gut übernahm, etwa als Erbe, es sich vom Herrn aufs neue leihen zu lassen, d. h. ihn als Lehensherrn anzuerkennen. Ohne Wissen und Willen des Lehensherrn durfte der Inhaber sein Erbgut nicht verkaufen; der Lehensherr hatte sich meist ein Vorkaufsrecht vorbehalten, wonach er das Gut um den seinerzeitigen Kaufpreis wieder an sich bringen konnte oder auch um eine bestimmte Summe näher (d. h. billiger) als den, zu dem es einst erkauft worden war. Auf den Erbgütern lag ferner die Verpflichtung, beim Erbgang und bei sonstiger Veräußerung bestimmte Besitzveräußerungsgebühren zu entrichten (die man mit dem spätlateinischen Wort Laudemien nannte): Der (durch den Tod oder Verkauf) Abgehende zahlte eine Weglösin, der neu aufziehende Besitzer den Handlohn. Wollte der Besitzer sein Erbgut mit einer Abgabe belasten oder im Anbau eine Aenderung treffen, so mußte er zuvor die Genehmigung des Lehensherrn einholen.

Neben den Erbgütern oder Erblehen, deren es wenige gab, standen die Fall- oder Gnadengüter. Diese waren nicht erblich, sondern nur auf Lebenszeit verliehen u. hießen, je nach dem sie »auf einen Leib oder zwen«, auf eine Person oder ein Ehepaar verliehen waren, »Zweiaugen- oder Vieraugengüter«. Wie beim Erbgut, so waren auch bei den Fallgütern bestimmte Besitzveränderungsgebühren zu entrichten in der Höhe von 5 bis 10 Prozent des Gutswertes. Starb der Inhaber eines Falllehens, so fiel der Hof samt dem Gutsrecht dem Grundherrn zu freier Verfügung heim. Unter dem Gutsrecht ist die notwendige Ausstattung des Hofes zu verstehen. Dazu wurde laut Lagerbuch von 1595 in Neubronn gerechnet: »Das Dritthail Korns uff dem Veldt oder in der Scheuren. Item so einer stürb, so der Habern noch nicht eingeheimbßt were, gibt auch das Dritthail zum Guotk. Item alles Geströ u. Gesüdt so uff der Herrschaft Grundt ligt und ist. Item das Dritthail am Hew so es in der Scheuren ist; wo es aber nicht eingefangen ist, bleibt es gar bey dem Gut. Item alles Oehmbdt, es seye in der Scheuren oder uff dem Veldt. Item aller Mist. Item alles Holz, so uff der Herrschaft Grundt liegt und ist, es seye kauft oder nicht, das soll man geben für ein Klafter zwen Schilling Macherlohn. Item die Bauren lassen zu dem allem den hindern Wagen den Pfluog damit er über Herbst hat außgesehet. Item die Hahel ob dem Feuher (Haken und Kette, woran der Kessel über dem Feuer hängt). Item die Balckenscheiben in den Scheuren oder uf dem Oberling. Item den Höllhafen und was nid und nagel hält«. Fiel also nach dem Tod des bisherigen Inhabers das Lehen etwa nicht an die Erben, was aber höchst selten vorkam, so hatte der Grundherr Anspruch auf das Gutsrecht. Den Erben verblieb dann das übrige Vermögen. Das Gutsrecht diente dann zur Ausstattung, gewissermaßen als Inventar des wieder neu zu verpachtenden Hofes. Der Name dieser Lehen: Gnaden- oder Fallgüter deutet an, daß die Hinterlassenen, wenn der Inhaber eines Fallgutes starb, keinerlei Rechtsanspruch an das Gut hatten. Der Lehensherr konnte also, wenn er wollte, das Gut einziehen, es in eigene Verwaltung übernehmen oder an einen anderen verleihen. Von dieser Möglichkeit wurde kaum Gebrauch gemacht im Gegensatz zum Nordosten Deutschlands, wo man durch planmäßige Entvölkerung große Rittergüter geschaffen hat. Das Lagerbuch von 1595 bemerkt: »So die Erben taugenlich und geschickt dazu sein, das Gut zu vertreten, so ist göttlich, auch billig, ist auch also gehalten worden, daß die Erben leichtlichen dann (eher als) Fremde zugelassen und ihnen wieder geliehen werde. Doch werde es alles gehalten, darnach die Leut, auch die Güter im Wert sind.« Der Herrschaft, so berichtet J. G. Pahl in seinen Denkwürdigkeiten, machte sich fast immer das zur Regel, was das Lagerbuch als göttlich und billig bezeichnete.

Auf dem Falllehen lasteten allerlei Abgaben: neben Handlohn und Weglösin waren jährliche Abgaben zu entrichten, deren Höhe jeweils im Bestandbrief festgesetzt wurde, eine Fastnachthenne, Frucht, Eier, Herbsthühner, Heller u. ä. Hie und da wurde im Bestandbrief (Urkunde über die Belehnung) eine besondere einmalige Leistung vereinbart. In Bestandbriefen aus den Jahren 1775 ff. z. B. wird es den Belehnten zur Pflicht gemacht, »zween fruchtbare Obstbäume in eine Allee zu setzen, diese Bäume zu unterhalten und fortzupflanzen, worzu der Platz ihnen angewiesen wird«. Eine Zerstückelung der Lehen, insbesondere der größeren, sah der Grundherr ungern, da er davon eine Verminderung der Einkünfte, auch eine Erschwerung seiner Aufsicht befürchtete. Ganz umgehen ließ sich dieselbe nicht. Um die Ansprüche zu sichern, wurde die Einrichtung der Trägerei getroffen d. h. einer der Mitbesitzer des Lehens wurde als Träger für den Eingang und die Ablieferung der Abgaben verantwortlich gemacht.

Die Mängel dieses Lehensystems sind unverkennbar. Es ist doch ein Unterschied, ein Gut eben nur lebenslänglicher Pacht zu haben oder es als freies Eigentum zu besitzen. Alle Aenderungen, die an einem Fallgut vorgenommen wurden, bedurften der herrschaftl. Genehmigung. Pfarrer J. G. Pahl, dem Neubronn nicht zum wenigsten seinen Wohlstand verdankt, hat, wie er erzählt, den Versuch gemacht, diese Fallgüter unter Ansatz einer jährlichen Grundrente in den freien Besitz ihrer Inhaber überzuleiten. Es gelang ihm, die Zustimmung der Herrschaft zu diesem Vorhaben zu erlangen, bei den Bauern stieß er auf Widerstand. »Die Herrschaft«, sagten die Leute, »habe ihnen bisher die Lehensgefälle so gering angesetzt, daß dieses Verhältnis gar nicht drückend für sie geworden sei. Eine jährliche Abgabe, wenn sie auch noch so schonend bestimmt werde, falle ihnen immer lästiger als ein von Zeit zu Zeit zu entrichtendes Kapital, das nur bei Veränderungsgefällen, in denen gewöhnlich die Heiratgüter die Mittel dazu gewähren, zahlbar sei. Solange die Herrschaft das Obereigentum über ihre Güter habe, werde dieselbe bei unglücklichen Ereignissen immer mehr

für sie tun als wenn sie freie Besitzer seien. In der Verwaltung der Güter seien ja auch bisher nur die schlechten Häuser beschränkt worden. Es dünke ihnen deshalb, daß man es am besten beim Alten lasse«. Alles Zureden Pahl's war vergeblich, es blieb beim Alten. Erst die Gesetzgebung der Jahre 1817, 1836 und 1848/9 hat die Entlastung des Bauernstandes zu wege gebracht, wovon später einmal die Rede sein soll.

Mehr Erfolg war Pahl mit der Aufteilung der Allmand beschieden. An dem damaligen Dorfherrn Neubronns, dem Feldmarschallleutnant von Werneck, fand Pahl einen verständigen Förderer seiner weitausschauenden Pläne. Mit Freuden begrüßten die Gemeindeangehörigen diesen Zuwachs. »Der Anblick des neuen Besitzes«, erzählt Pahl in seinen Denkwürdigkeiten, »und die Hoffnung des Gewinns, den er gewährte, erweckten alle Kräfte, auch die, welche in dem bisherigen lahmen Betriebe des hergebrachten Schlendrians geschlummert hatten. Mit Freude griff man den Herbst und Winter hindurch zur Arbeit, um das Feld vom Gestrüppe zu reinigen u. zu ebnen, und die verdorrten und hohlen Eichen, die auf denselben zerstreut waren, und die man durch Nachpflanzungen zu ersetzen von jeher versäumt hatte, hinwegzuschaffen; im Frühling kam man mit der Hacke und dem Pfluge, um es für die Aufnahme mannigfaltiger Besamung zu bereiten; der Sommer aber bot dem Boden, der früher dem weidenden Vieh nur eine kärgliche Nahrung gewährt hatte, den reichlichsten Ertrag an Getreide, Wurzelgewächsen und Futterkräutern dar. Nach wenigen Jahren aber, als der rege Fleiß die Trümmer der alten Vernachlässigung gänzlich ausgetilgt hatte, sah man an Stelle der kahlen Heiden und des düstern Buschwerks wallende Fruchtfelder, üppige Wiesen und freundliche Gartenländer. Die Schwierigkeiten, mit denen der Uebergang von dem Weidebetrieb (dem die Allmand hauptsächlich gedient hatte) zur Stallfütterung verknüpft ist, wurden leicht überwunden. Die reichlichere Erzeugung des Düngers gewährte die Mittel zur Erweiterung des künstlichen Futterbaus und zur Kultur der Brache. Mit jedem Jahr vermehrte sich der Viehstand; der Schlag wurde schöner und gesunder, immer reichlicher lohnten die Ernten an Produkten aller Art den freudigen Fleiß der Arbeiter; die Vorräte vermehrten sich, daß es an Raum zur Unterbringung derselben gebrach; man erweiterte Häuser und die Scheunen und erbaute neue; die Gemeinde gewahrte den schönen Anblick eines gedeihenden Wohlstands, der von dieser Zeit an, wie hemmend ihm auch die bald darauf erfolgende Staatsveränderung (Uebergang an Württemberg 1806) und der schwere Druck der neuen Regierung entgegentrat, fortschreitend und blühend geblieben ist bis auf diesen Tag«. Es kamen damals bei dieser Aufteilung der Allmand auf jeden, der das Bürgerrecht besaß, 8—10 Morgen. —

Zu all den Abgaben, zu denen der Belehnte verbunden war, kamen noch weitere Leistungen, die sog. Frondienste (= Herrendienste). Fronen waren gewöhnlich auf den herrschaftlichen Gütern zu leisten mit ackern, säen, heuen, öhmden u. s. w., mit Brennholz- und Baufuhren u. s. w.; solche, die nur ein Haus besaßen, hatten Boten- und Handdienste zu leisten. Obwohl es im Lagerbuch 1595 heißt: »Die Unterthanen zu Newbron es seyen Bawren, Lehner oder Söldner, sitzen zu täglichen Diensten«, so war doch die Fronlast, soweit ich es übersehen kann, eine geringe. Die Fronarbeit hatte freilich ihre Schattenseiten. Der Untertan war in seiner eigenen Arbeit schon dadurch gehemmt, daß er nie wissen konnte, ob nicht die Herrschaft etwa im Heuet, oder in der Ernte ihn zwang, die eigene Ernte im Stich zu lassen, um zuvor die Ernte des Dorfsherrn zu bergen. Dazu stand der ganze Aufwand oft gar nicht im Verhältnis zur erzielten Leistung. So nimmt es uns nicht wunder, daß die Frondienste vielerorts mit Geld abgelöst wurden, sobald die berechtigte Herrschaft die Möglichkeit hatte, ohne großen Aufwand die nötige Arbeit durch Taglöhner ausführen zu lassen. So wurden z. B. bei der adelm. Herrschaft im 17. Jahrh. die Fronen auf Geld fixiert; ein Bauer zahlte jährlich 12 fl., ein Lehner 4 fl., ein Häusler 1 fl. Dienstgeld. Auch die von Wöllwarth haben die meisten Fronen frühe in Geld umgewandelt. In der Regel hatte der Frondienstpflichtige, wenn er Dienst tat, eine Ergötzlichkeit von 6—30 Kr. den Tag anzusprechen. Auf manchen Gütern, besonders im Ellwangischen, lastete die »Hundslege«, d. h. die Verpflichtung, herrschaftliche Jagdhunde aufzustocken, aufzuziehen und zu füttern.

(Fortsetzung folgt).

Vor 20000 Jahren auf dem Rosenstein.

Von Erwin Kaiser, Lauterburg.

Um die Höhen des Albrandes branden vom Wind gepeitscht dicke Nebelmassen. Wohl ist die Sonne schon eine Weile über die feine Linie des Volkmarsberges emporgestiegen, aber noch liegen die Täler in tiefem Schatten, verdunkelt noch durch den wogenden Dunst, der langsam nur und wie in schwerem Kampf sich vor dem wärmenden Gestirn verzieht. Mitunter klafft ein breiter Riß in den Schwaden, mächtige Felswände enthüllend, von denen hin und wieder Laute durch den Nebel dringen, die wir für menschliche halten könnten. Aber schon ist nichts mehr zu sehen, weiter wälzen sich die Wogen.

Mit einem Mal wird's Licht.

Besiegt windet sich der Nebel tief im Tal und versinkt unter die breiten Aeste des Auwaldes, der die Talhänge bedeckt. Strahlend im Tauglanz dehnt sich das Land, eine weite, weite Ebene, die im Norden scharf abreißt, nach Süden, Ost u. West aber sich unübersehbar dehnt. Ein Rennthierrudel eilt in rasendem Laufe davon, von einem Panther erschreckt, der sich aus dem wärmeren Tale auf die Steppe verirrt hat und aus dem Busche heraus das scheue Wild anzupirschen versuchte. Murrend verzieht sich das Raubtier. Von der Felswand gegenüber tönt ein Schrei und gleich darauf bietet sich ein eigenartiges Bild.

Auf Kalkfelsen zeichnet sich ein großer, dunkler Fleck ab, einem Festungstore vergleichbar. Es ist eine Höhle, die heute »kleine Scheuer« genannt wird. Und vor und in dieser Höhle regt sich eine Schar merkwürdiger Menschen. Struppige Haare sind notdürftig nach rückwärts gebunden oder fallen frei über Schultern, Rücken und Brust, Felle vom Bären oder Wolf bedecken den Oberkörper, einige — es sind die Männer, wie an den Beilen zu sehen ist, die ihnen im Gürtel stecken — haben Felle auch um die Beine gebunden.

Große Aufregung herrscht unter der Schar, die vielleicht zwei Dutzend Glieder zählen mag. Nicht alle scheinen Bewohner der »Scheuer« zu sein; etwa 10 Männer lagern vor dem breiten Eingang, als ob sie eben erst angekommen wären. Aus der Höhle gesellen sich zu ihnen ein halbes Dutzend andere, in der Hand den Bogen und den Speer, den Köcher, gefüllt mit Pfeilen, über den Rücken gehängt: Es gilt eine Streifjagd in die Gegend.

Kurze Zeit erst lebt die Horde hier. Zwei Tagereisen nach Osten hatten sie ihren bisherigen Wohnsitz, in den Höhlen der »Ofnet«. Ungern haben sie die warmen Wohnungen dort verlassen, denn nicht leicht gab es eine gleich günstige: sonnig, trocken, gut zu verteidigen und nicht zu fern vom Wasser.

Aber drückender Nahrungsmangel zwang sie zum Wandern. Die Jagd ergab nicht mehr genügend Fleisch, denn einige trockene Jahre hatten die Wälder in den flachen Tälern der Umgebung vernichtet, das Wild war ausgewandert in die dicht bewaldeten, tiefeingeschnittenen Täler weiter im Westen. Die Menschen mußten ihm folgen, denn noch war die Jagd

die einzige Möglichkeit zur Gewinnung des Lebensunterhalts.

Am zweiten Tage, sie waren am Ostfuße des mächtigen Rosensteins angekommen, beschlossen sie, durch den Taleinschnitt nach Südwesten ins Gebirge einzudringen. Der dichte Auwald konnte nur entlang und oft auch innerhalb des Bettes eines munteren Baches beschritten werden, und langsam folgte die Schar dessen Laufe aufwärts. Sie kamen bei hoher Sonne zur Quelle und machten Rast, bereit, die Nacht im Freien zuzubringen. Die Männer rüsteten sich zur Streife, denn es galt, dem hungrigen Haufen ein Mahl zu schaffen.

Jauchzend kehrten sie einige Stunden später zurück. Große Fetzen rohen Fleisches trugen sie auf dem Rücken, und bald prasselte ein riesiges Feuer, über dem die saftigen Stücke zubereitet wurden. Die Männer aber erzählten, wie sie zu der Beute gekommen waren. Da der Wald nach der Quellseite sich lichtete, waren sie weiterhin bergauf gewandert, den Speer wurfbereit, das Beil handlich zurechtgesteckt. Nach kurzer Zeit waren sie auf eine sanft ansteigende Heide gelangt, die sie nach Norden zu überquerten. Dann standen sie in schwindelnder Höhe am Rande steilabfallender Felsen und mußten ihre Schritte westwärts lenken. Wenig später hatten sie ein Geräusch gehört, das sie in lebhafte Erregung versetzte: wiehernde Schreie, dumpfes Schlagen und Poltern, dazwischen ein gieriges Brummen. Sofort wußten sie: das war ein vom Bären gerissenes Wildpferd. In wilden Sprüngen gings jubelnd dem Lärm entgegen und schon sausten Speere und Pfeile um den zottigen Räuber. Das Pferd war im Verenden, der Bär jedoch, erschreckt durch die vielen Angreifer, trottete zornig brummend zu einem schmalen Pfad, der an den Hang führte, verfolgt von den Männern, die ihr fortwährend mit Steinen bewarfen. Unter ragenden Felsen hin jagten sie das Tier, bis dasselbe plötzlich wie vom Boden verschlungen verschwand.

Vorsichtig folgten die Jäger und brachen alsbald aufs Neue in jauchzendes Freudengeschrei aus: sie hatten des Bären Höhle gefunden und nun gab es für ihn kein Entrinnen mehr. Sofort rieben sie Feuer mit zwei Holzstücken und legten eine brennende Sperre über den Höhleneingang. Niemals brach der Bär durch die Feuerkette, es sei denn, daß sein Hunger stärker war als die Furcht vor diesem Element. Das wußten die Menschen und nur zwei von ihnen blieben zurück, um das Feuer zu unterhalten. Die andern zerlegten mit dem Steinmesser das Pferd, luden einige Stücke auf und brachten den Familien die frohe Kunde. Man brach auf und vor Sonnenuntergang hatte die ganze Schar sich notdürftig in den Klüften um die Bärenhöle her für die Nacht eingerichtet. Am dritten Tag darauf versuchte der Bär auszubrechen, aber ein Hagel von Speeren trieb ihn zurück und ein wütend geführter Keulenhieb machte ihm den Garaus, als er eben über den Felsen klettern wollte, der den höher gelegenen Teil der Höhle vom vorderen abschließt.

Die Bärenwohnung aber dünkte den Jägern wohl passend zu eigenem Aufenthalt, und sie wurde alsbald wohnlich eingerichtet. Die größere Familie der Horde sah sich anderwärts um. Vierzehn Menschen bot die Höhle bequem Raum. Und heute, wenige Tage nach dem Einzug der Menschen sieht sie so behaglich aus, daß die Gäste ihre Bewunderung nicht versagen können. Reisiglager sind hergerichtet und mit Fellen bedeckt worden, zum Schutz gegen Raubtiere hat man einige Baumäste u. Felsblöcke herbeigeschleppt, die bei Nacht den Eingang verschließen. Hinter dem großen Felsklotz, der so besonders günstig zwischen die Wände eingeklemmt ist, befindet sich der Feuerherd, auf dem man gänzlich ungesehen bei Tag und Nacht braten kann, was die Männer von der Jagd bringen. Mit besonderem Stolz werden den Nachbarn die Speerschäfte gezeigt, die an der Wand aufgehängt sind, und eine Vertiefung im Boden, in der sich angemachter Rötel befindet, mit dem die Männer und Frauen der Höhle sich zu bemalen lieben.

Ein kurzer Imbiß — die Keule eines Tags zuvor erbeu-

teten Steinbocks — stärkt die gesamte Jagdgesellschaft, dann brechen sie auf ein Zeichen des ältesten Mannes auf. Gleich darauf sind sie über den schmalen Bärenpfad, der zur Höhle führt, verschwunden. Kein Laut ist mehr hörbar. Wie Jäger wissen, wie scheu die Rentiere sind, denen der Zug heute gilt. Wenn der scharfe Ostwind nicht anhält, der das so schwer zu erjagende Wild zwingt, sich in geschützten Mulden aufzuhalten, ist die Streife bestimmt erfolglos, denn nur durch Ueberraschung sind die Renner der Moossteppe zu erlegen.

In der gegen den Wind wohlgeschützten und von der Sonne warm bestrahlten Höhle gehen die Zurückgebliebenen ihren Geschäften nach. Nur ein alter Mann, eisgrau behaart, eine noch ältere Frau von erschreckender Häßlichkeit, drei jüngere Frauen und einige Kinder beleben die Höhlenwohnung ohne Sorge vor Raubtieren, denn von kleinauf lernten Mädchen wie Knaben die Steinart zu führen und den Pfeil sicher auf das Ziel zu schnellen. Die beiden Alten lassen sich unter den wuchtigen Strahlen im vollen Sonnenschein zur Erde nieder.

Der Greis hat eine Anzahl gerundeter Steine neben sich, einen kantigen hält er in den Fingern der rechten Hand. Aufmerksam folgt seinen Bewegungen ein etwa zehnjähriger Knabe, der sich neben ihm nieder gelassen hat und Haselnüsse knackt. Mit unendlicher Geduld schlägt der Alte von den runden Steinen kleine Splitter. Erscheint ein solcher ihm passend als Schaber, Messer oder Pfeilspitze, so arbeitet er die Ränder des Stückes sorgfältig nach, wobei ihm freilich ein schönes, fast fertiges Stück zerspringt. Auf seufzt der Alte dann und erzählt dem lauschenden Enkel, wie viel besser der Feuerstein gewesen, den einst eine von Mittag durchwandernde Horde mitgebracht und gegen Fleisch und Felle eingetauscht habe. Die Frauen haben sich inzwischen um die Alten niedergelassen und hören willig auf die Anordnungen, die aus zahnlosem Munde murmelt. Geschickte Finger bohren den spitzen Knochensplitter durch Tierfelle und ziehen in die Löcher zähe Darmschnüre. Eine der Frauen dreht Darmfaden zusammen zu Bogensehnen, die jüngste fertigt aus enthaarten Fell einen Beutel, in dem sie Feuersteinknollen, Nüsse, Wurzeln sammeln und aufbewahren kann. Die Alte überwacht alles mit sorgendem Blick. Mitunter ruft sie warnend den beiden jüngsten Knaben. Die ziehen unter Schreien und Balgen mit Feuersteinschabern ein Häslein ab, das sie dem fernden Fuchse abgejagt haben. Die Urahne öffnet mit dem Knochenmeißel einen Markknochen, hält ihn eine Weile über das Feuer und schlürft mit Behagen das träufelnde Fett. Dann setzt sie sich wieder, senkt den Kopf, daß die wirren Haare nach vorn fallen und sieht träumend vor sich nieder. Sie hat so viel erlebt. Gerne schaut sie sich als Jungfrau Schöne in dem prächtigen Löwenfell, mit dem einst ihr Mann sie ihrer Sippe abkaufte. Längst zerschlissen ist das Brautwand und fast undenkbar weit liegt der Schreckenstag zurück an dem ihr Gatte dem in der Grube gefangenen Mammut zu nahe gekommen, von dem wütenden Tier erfaßt und unter die fürchterlichen Hufe getreten worden war. Sie gedenkt der Söhne und Enkel, die sie großwerden und davonziehen oder sterben sah. Meist waren sie auf der Jagd umgekommen oder im Kampfe mit fremden Horden, die in Jagdgebiet einzudringen suchten. Selten war einer eines natürlichen Todes gestorben. Im Sumpf das Flußpferd, das Mammut, der Bär und der Löwe in den Höhlen waren gewaltige Feinde. Aber doch hatte sich die Horde vermehrt, viele Familien hatten sich von ihr abgetrennt und für sich gesiedelt. Stärker als die Riesen der Erde hatten sich die kleinen schwachen Menschen erwiesen.

Gellendes Kinderlachen schreckt die Alte auf. Ihre Enkel balgen und jagen sich, verlassen achtlos verstreut Muscheln und Schnecken, mit denen sie vorher gespielt. Mit funkelnden Augen fordern sich die Jungen zum Wettkampf, Mädchen zum Laufe. Befriedigt sehen es die beiden Alten, Mutter und Sohn, sie sehen sich in die Augen und beide sagen: wie wirds sein, wenn die da vor uns an unsere Stelle treten?



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 8 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Dez. 1924

Die gute alte Zeit.

Die Welt ist immer neu und reich,
Der Mensch allein kann werden alt;
Das Gut und Schlechte bleibt sich gleich
Auch unter anderer Gestalt.
In diesem Glauben grüß ich dich,
Du bessere, du schönere Zeit!
In diesem Glauben büß ich dich;
Denn du warst schlimmer als das Heut.
Steig auf aus deinem Dämmerlicht,
So dunkeltraut, so düstertrüb!
Ich haß dich nicht und lieb dich nicht —
Und haß dich doch und hab dich lieb.

Der deutsche Spielmann.

Aus alten Zeiten.

Bilder aus der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte eines ritterlichen Dorfes (Neubronn).

Nach einem Vortrag von J. Kammerer, Neubronn. 1. Fortsetzung

An dieser Stelle kann noch der Militärdienst genannt werden, der recht erträglich war. Die Fürstpropstei Ellwangen, die in unserem Bezirk begütert war, hatte eine Anzahl von sog. Landesausschuß, zu welchem die kräftigsten jungen Burschen ausgehoben und jährlich einigemal einexerziert wurden. Bei den mancherlei Streitigkeiten, die die Fürstpropstei mit ihren Nachbarn auszufechten hatte, trat dieser Landesausschuß hin und wieder in Tätigkeit, so z. B. im Jahre 1786, als die Ellwanger Regierung den ihr mißliebigen Bau eines Schmelzofens und Wasserwehrs im Roßnagel durch ein Aufgebot von 600 Mann hinderte und die bereits fertig gestellten Gebäude und Anlagen zerstörte. Die Wehrmacht der Reichsstadt Aalen bestand aus einem Korporal und 6 Gemeinen, denen der Wachdienst oblag, den über die Bürger versehen hatten. Die reichsritterschaftl. Herrschaften unseres Bezirkes haben von dem Recht, eine bewaffnete Macht aufzustellen (jus armorum), keinen Gebrauch gemacht. Das sehr geringe Kontingent zum Reichsheer brachten sie durch Werbung oder durch Zahlung einer bestimmten Summe auf.

Drückender war für den Bauern eine andere Last, der Zehnte. Der Zehnte war eine Abgabe, die schon in Israel den Priestern und Leviten gegeben wurde. In der christlichen Kirche wurde anfänglich der Zehnte freiwillig gegeben; im Lauf der Zeiten wurde aus der freiwilligen Leistung eine feste, gesetzliche angeordnete Abgabe. Der Zehnte war ursprünglich eine Abgabe an die Kirche; er ging aber vielfach (auch in Neubronn) durch Kauf und sonstwie in weltliche Hände über. Man unterschied einen großen und kleinen Zehnten. Zum großen Zehnten gehörten vor allem die Hauptfrüchte: Dinkel, Roggen, Haber. In den Dorfordnungen war es den Pflichtigen streng eingeschärft, nicht ohne Genehmigung mit der Ernte zu beginnen und vor dem Auszehnder (d. h. vor dem Auszählen der Garben usw.) die Ernte einzuführen. So heißt es 1585: »So soll niemands für sich selbst, seine Kinder, Knecht und Mägd auszehenden oder zehlen, sondern solches durch die verordnete und geschworene (vereidigte) Zehentknecht geschehen solle und derselbigen erwarten. Wan sich aber unversehentlich und schnell ein Wetter aufzüge und anfachen wollte zu regnen und die Zehender nicht herzuekommen wolten, so solle ainer zuvorzu dreien unterschiedlichen Mahlen mit ganz heller lauter Stimm, das dan zu beweisen sey, ruofen und schreyen (nämlich, so sagt die Essinger Dorfordnung von 1649: zehl auß! zehl auß! zehl auß!), so dan über den dritten Ruof abermals kein Zehender keme, so mag einer einen frembden unpartheyischen Schnitter oder einen andern anrichten, der mit aller Getreuheit und ohne Falsch außzehle.« Es ist begreiflich, daß mancher diese Last des Zehntens durch allerlei Unredlichkeiten und Listen sich zu erleichtern suchte. Da des öftern Taglöhner, Bader und Schmid in Naturalien entlohnt wurden, traf man, um Streitigkeiten darüber vorzubeugen, ob diese Garben als (Werbungskosten) an der zu verzehntenden Garbenmenge in Abzug gebracht werden dürfen, die Bestimmung, daß jeder Zehntpflichtige von einer »Jauchart« Ackers 6 Garben als Lohngarben wegnehmen darf, worauf dann erst der Zehender (auch Zehendläufer genannt) mit dem Auszählen beginnen soll. »Furohin«, heißt es dann 1726, »solle der Bader, da einer vorhanden, seine Gesellen — und der Schmied seine Dangelgarben nicht mehr im Feld auf den Aeckern sammeln noch heimtragen, sondern von einem jeden, der solche Garben zu geben schuldig ist, aus der Scheuren von ihnen erfordern.«

Auch vom Heu war der Zehnte zu reichen. Den kleinen Zehnten gab man in N. vom Flachs, Hanf, Erbsen, Linsen, Hirse. Daneben gab's noch einen sogenannten lebendigen Zehnten (auch Blutzehnte genannt), der

von jungen Tieren gereicht wurde z. B. von 5—7 jungen Hühnern ein halbes Huhn, von einem Füllen 2 Pfennig, von einem Kalb 1 Heller usw.

Eine besondere Regelung bestand für den Neubruch- oder Novalzehnten, d. h. Zehnten von solchem Lande, das erst neuerdings umgebrochen wurde. Dieser Novalzehnte stand in Neubronn der Herrschaft ungeschmälert zu; Lohngarben durften an ihm nicht abgezogen werden. Ein Teil des großen und kleinen Zehnten bildete das Einkommen des Pfarrers, der z. T. auch von auswärts (Zimmern a. d. Rems) Zehnten bezog.

Besondere Einnahmen flossen dem Dorfherrn auch durch die sog. Bannrechte zu. Dahin gehört der Mühlzwang, d. h. die Verpflichtung eine bestimmte Mühle zu benützen. Ein Bannrecht bestand in der Regel für die Wirtschaften. Die Wirtschaftsgerechtigkeit (ähnlich manche Handwerksgerechtigkeit) haftete an bestimmten Häusern u. wurde mit diesen entweder vererbt oder weiterverliehen. Der Wirt hatte aus seinem Umsatz ein bestimmtes Umgeld zu entrichten. Die Untertanen waren mit ihren Hochzeiten an bestimmte Wirtshäuser gebannt. In Essingen z. B. das seit Mitte des 17. Jahrh. an 3 verschiedene Linien der Wöllw. Familie verteilt war und wo es demnach nach den Namen der Schlösser Lauterburgische. Essingische und Heubachische Untertanen gab, waren die Unterthanen mit ihren Hochzeitsfeiern in bestimmte Wirtshäuser gebannt: so die Untertanen des Heubachischen Teils in die Sonnenwirtschaft. —

Ein anderes Abhängigkeitsverhältnis, das den Unterthanen an den Herrn band, die Leibeigenschaft, tritt in den Urkunden, die mir zu Gebot standen, sehr zurück. Es hat, wie schon oben erwähnt wurde, auch in unserem Bezirk freie Bauern gegeben, daneben aber auch solche, die leibeigen waren. Wir müssen uns hüten, beim Worte Leibeigenschaft etwa an eine Art Sklaverei zu denken, wie sie noch bis ins 19. Jahrh. herein in Rußland bestand. Da konnte es vorkommen, daß der Herr seine Leibeigenen verkaufen, verschenken, verpachten konnte. So schlimm sah es aber bei uns nicht aus. Dem Leibherrn (oder Halsherrn) — so nannte man den, dem man leibeigen war — standen nur wenige, eng begrenzte Rechte zu. Der Leibeigene hatte in der Regel eine jährl. Abgabe an seinen Leibherrn zu entrichten, dem auch ein gewisses Erbrecht an der Hinterlassenschaft des Leibeigenen zustand. Wenn in Kaufbriefen erwähnt wird, daß eigene Leute verkauft wurden, so heißt das nur, daß die dem Leibherrn zustehenden Rechte an einen neuen Besitzer übergegangen sind. Die Leibeigenschaft scheint früher durch Zahlung einer bestimmten Summe abgelöst worden zu sein. Die Bürger der Stadt Aalen waren früher schon von jeder Leibeigenschaft frei geworden; Leibeigene wurden nicht ins Bürgerrecht aufgenommen.

Mittelbar unterstanden die Bauern der ritterschaftlichen Dörfer dem Kaiser. Die Reichsritter hatten sich in drei Ritterkreisen, dem schwäbischen, fränkischen und rheinischen zusammengeschlossen. Diese Kreise ihrerseits gliederten sich in einzelne Kantone oder Orte, an deren Spitze ein Ritterhauptmann mit einigen Ritterräten stand. Die ritterschaftl. Güter unseres Bezirks gehörten dem schwäb. Ritterkreis an und zwar dem Kanton Kocher, dessen Kanzlei sich in der Reichsstadt Eßlingen befand.

2. Die Dorfordnungen.

Der Dorfsherr beanspruchte in Verbindung mit der Gerichtsherrschaft vor allem auch das Recht, »zu setzen und zu entsetzen«, d. h. Verordnungen rechtlicher und polizeilicher Art zu erlassen. Für diese Befugnis, soweit sie sich vor allem auf wirtschaftliche Dinge bezog, finden wir häufig den Ausdruck »Zwing und Bann«. Diese Rechte übte nun der Dorfsherr entweder in eigener Person oder durch Beauftragte, seinen Amtmann oder Vogt, aus. Die Rechte und Pflichten der Untertanen waren in mehr oder weniger ausführlichen Dorfordnungen in Kirchen- und Schulordnungen, Ehe-, Holz- und Weideordnungen aufgezeichnet, die der Gemeinde alljährlich durch Verlesung bekannt gegeben und aufs neue eingeschärft wurden. Was wird nicht alles in diesen Ordnungen behandelt und geregelt! Wir behalten uns den Abdruck einiger dieser rechts- und sittengeschichtlich so wertvollen Ordnungen für später vor.

Es wird nicht wundernehmen, daß besonders die nach dem 30jährigen Krieg erlassenen Ordnungen auf das sittliche religiöse Leben der Untertanen ein besonderes Augenmerk richten. So schärft die Ordnung von 1726 den Untertanen ein: Dieweil dann unter den höchsten und niedersten Ständen kein beständiges göttliches ehrbares Regimen u. Ordnung zu Lob und Preyß Gott dem Allmächtigen, auch zu Nuz und Wohlfarth Seel und Leib, nicht bestehen mag, man fange es dann zuvorderst mit Gott dem Allmächtigen an, begehre auch seiner götlichen Gnad u. Hülfe, suche auch zum ersten das Reich Gottes, welches dann ein jeder Christ von Herzen begehren und suchen soll; so ist hiemit mein als eurer zur Zeit vorgesetzten Obrigkeit ernstliches Gebott und Befehl, daß ein jeder Unterthan mit allem seinem Gesinde sich jedesmals fleißig zu Gottes Wort schicken und halten, und sich mit Genießung der heiligen Sakramenten, fleißiger Besuchung der Kirchen, absonderlich Kinderlehren und Anhörung des Worts Gottes und anderer christlicher Gebräuchen sich dermaßen verhalten sollen, wie einem jeden frommen Christen wohl anstehet und gebühret.«

Strenge wachen die Ordnungen darüber, daß der Sonntag durch allerlei weltliche Geschäfte und Händel nicht entweiht werde. Da sollen die Wächter, die während des Gottesdienstes umgehen, hierauf genau acht geben. »Welche ihre vorhabende Fuhren«, heißt es 1585, »auf die Sonn- oder Feyrtäg verschieben, an solchen laden oder verrichten thäten, zumahlen auch wer an diesen Tägen bachen, waschen, aufhencken und offentlich trücknen oder Tuech auf die Plaich legen, auch andere deraleichen knechtliche Arbeit verrichten würde, deren jeds solle dem Heyligen (der Kirchenpflege), so oft es übertretten würdt, 1 Pfund Wax zu enrichten verbunden sein.«

Gegen die »Kunckelstuben« wendet sich die Ordnung von 1726: »Demnach bisherr viel Unzucht u. allerley Bübereyen denen Kunckelstuben verübet werden, als will ich dieselben hiemit gänzlich abgestellt und verboten haben.« Das strenge Verbot wird aber doch dahin abgemildert: »Wo benachbarte arme Weiber aus Mangel der Lichter an unverdächtigen Orten zu'ammenkommen, mag solches ihnen unverwehret sein, doch sollen sie zusehen, daß keine Leichtfertigkeit bey ihnen vorgehe und alles ärgerliche und unchristliche Wesen verhüten, mithin keine junge Pursch niemahlen einlassen.« Nachts und Abendtänze werden unter strenge Strafe gestellt. Gegen den etwas freien Umgang der Geschlechter wird auch mit Nachdruck gekämpft. Ehepaare, die in Unehren zusammengekommen sind, müssen sich empfindliche Geld- und Freiheitsstrafen gefallen lassen; dazu dürfen sie nur »ohne hochzeitl. Zierdt, Kranz, Spihl u. Vorgang« eingesegnet werden.

Eine Essinger Ordnung von 1554/1649 rückt auch dem Aberglauben zu Leibe: »Item von Zauberey und Seegensprechen ist in keyßerlichen Rechten versehen, daß, so yemand in verdambliche Bündnuß mit dem Teifel gerathe, der soll mit Feyr vom Leben zum Tod gerichtet werden.« Ganz so streng wurde es in Essingen dann im Ernstfall doch nicht genommen; es heißt nur: so sich das zutrüege, daß unsere Underthanen solten Zaubermittel und Seegensprechen treiben, oder aber die solche verbottene Mittel suchen, die sollen beederseits hart gestraft werden, als der Seegensprecher umb ein Gulden, so sich seanen läßt auch umb ein Gulden, doch, so schließt dann der betreffende Abschnitt, ordenliche natürlich und rechtmeßige Mittel unverbotten.«

Immer wieder wird in den Ordnungen den Gemeindeglie dern der Gehorsam gegen die Obrigkeit eingeschärft. Jeder, der ein Lehen übernahm oder in den Gemeindeverband aufgenommen wurde, hatte der Herrschaft Treue zu geloben. Auch wurde den Dienstherrn eingeschärft, »es solle auch hinfürther keiner kein Dienstknecht annemmen, sondern zuvor der Herrschaft denselben fürstellen, damit er gelobe, was sich in Zeit seines Dienstes in Frevel oder andere Sachen zuetragen würde, daß er daßselbig vor hochherrschaftl. Gericht erörthern und außtragen wolle.« Starb der Dorfherr, so hatten die Untertanen seinem Nachfolger zu huldigen. Nach der Huldigung durften sie dann im Wirtshaus auf Kosten der Herrschaft zehren.

Daneben finden sich in den Dorfordnungen allerlei feuerpolizeil. Vorschriften. Bis ins letzte Jahrhundert hinein waren ja Strohdächer keine Seltenheit. Wie primitiv und manchmal auch feuergefährlich war die Beleuchtung und Heizung! Es hat darum seine guten Gründe, daß den Unterthanen besondere Vorsicht mit dem Feuer eingeschärft wurde. Die Türleute sollen im Sommer alle 14 Tage, im Herbst und Winter alle 8 Tage die Feuerstätten fleißig und emsig behauen »wegen der besorglichen Feuersgefahr.« Es soll auch niemand in den Häusern u. Scheuern waschen, laugen, Flachs, Hanf und anderes dörren, noch morgens vor und abends nach der Betzeit brechen. Um im Brandfall gerüstet zu sein, wird den Untertanen zur Auflage gemacht: »es soll keiner (jeder) am Morgens frühe ein Schaff in seinem Hauß haben, so ungeverlich viertzig Maß mit Wasser halten thut, welches ohne Underlaß voll Wassers seye, desgleichen ein Feuerhacken und zwen Feyerlaitern, dan bey welchem solches nicht gefunden würdt, der soll umb zwen Gülden fünf Schilling gestraft werden; es soll auch keines über ein Klafter Holz in das Hauß legen, deßgleichen soll keines in den Röhrkasten waschen, auch kein unsauber Geschirr darein segen noch tuncken bei vorgemelter Straff«. Der Feuersgefahr wegen wird das Brennen von »Schaiden oder Schlaißen« strenge untersagt.

Eine Reihe Bestimmungen tragen Sorge für die öffentliche Ordnung und Sicherheit. »Gemeinem Flecken zu guettem« stellte die Herrschaft einen Wächter auf, der von einem Betleuten bis zum andern auf der Wacht bleiben und alle Stunden »an alle Orth, die ihme bey seiner Annemmung bestimbt, gehen und schreyen« soll; in gefährlichen Zeiten soll die Wache durch taugliche Personen verstärkt werden. Wenn in der Nähe auswärts ein Brand entstehe, sollen nur die zur Hilfeleistung forteilen, die dazu bestimmt sind, die andern aber sollen »mit gewöhrter Hand« unterdessen im Dorf auf- und abgehen und auf alle verdächtigen Anzeichen und Personen ein genaues Augenmerk haben. Streng war es auch verboten, Landsknechte, Bettler und sonstige verdächtige Personen ohne Vorwissen der Herrschaft zu beherbergen.

(Fortsetzung folgt).

Neresheims Stadtumwallung einst und jetzt.

von Oberlehrer R. Schmid, Neresheim.

Das Städtchen Neresheim verdankt seine Gründung dem alten Gaugrafengericht des Donaubrenzgaues mit einer Burg auf dem »Schloßberg«, die 1095 von den Dillinger Grafen in ein Kloster verwandelt wurde. Die Stelle des Galgens wissen die wenigsten Leute und doch liegt sie, leicht zugänglich, an der Straße vom Kloster nach Hohlenstein, links im Tannenwald, kreisrund, mit einem tiefen Graben umgeben. Im Jahre 1194 war Neresheim noch ein Weiler; dieses wurde 1246—49 vom Hohenstaufen Konrad IV fast ganz zerstört; mit dem Jahre 1350 wird es schon Städtchen genannt, ohne jedoch Gräben und Mauern zu besitzen; 1343 bekam es das Marktrecht. Von 1350 an ging man an die Befestigung der jungen Stadt; man errichtete (sicher nur an der Südseite) einen Wassergraben, der natürlich von der Egau gespeist wurde, eine doppelte Mauer (eine Zwing- und eine Ringmauer), ferner 3 Haupt- und einige unbedeutende Nebentürme. Im Westen der Stadt (heute Haus M. Baum und Glaser) stand das Heidenheimer- oder Wörnertor; im Süden (zwischen Oweger und Mailänder) der Wassertorturm; im Osten (zwischen Hügel und Knöbel) der Klostertorturm; im Norden (heute »Adler«) stand der Hasnerturm, aber ohne Tordurchgang, weil erhalb dieses Turms der tiefe Zwinger lag; dieser Turm riß im 17. Jahrhundert Grießturm, anno 1824 heißt er Obere Turm. Zwischen dem Wassertorturm und dem Klostertorturm lag der kleine Farturm, zwischen dem Hasnerturm und dem Heidenheimertorturm lag der kleine Hahnenturm. Alte Stadtbilder zeigen noch einige kleine Nebentürme, deren Namen nicht festgestellt sind.

Auf den 3 Türmen mit Tor wohnten die Torwarte, der Gefängnisknecht und der Flurer; auch Gefängnisse waren darin untergebracht. Vom Abend bis zum Morgen waren die Tore geschlossen, ebenso in Zeiten des Aufruhrs und Kriegs; bei Nacht hatten die Torwächter auf etwaige Feuersgefahr zu achten; von jedem Holzfuhrwerk durfte der Torwart 2 Scheiter unausgewählt nehmen, von jedem Karren Holz ein Scheit. Beschädigte Oefen und Fensterscheiben mußte er auf eigene Rechnung machen lassen. Arme Leute, die nicht zur »Herrschaft Oettingen« gehörten, durften nicht eingelassen werden; den einziehenden Landsknechten wurde beim Tor eröffnet, daß sie in Neresheim nicht »karten« dürfen; an Sonn- und Feiertagen durfte der Torwart keine Freunde zum Spielen und Trinken oder anderen ungebührlichen Handlungen in sein »Stüble« einladen.

1405, am Tage vor Gründonnerstag, brach ein Riesenbrand aus; das ganze Städtchen wurde beinahe ein Raub der Flammen, nur 1 Stadel soll stehen geblieben sein; 30 Menschen, das Stadtbuch, Sigel, Geld, verbrannten.

Nach 200jährigem Bestehen der Stadtmauer fiel 1550 die Ringmauer zwischen Wassertor und Wörnertor auf eine Länge von 50 Meter um in den Wassergraben hinein und riß die Zwingmauer mit ein. 1556 erfolgte vom Bürgermeister Johann Saur der Wiederaufbau. 1634 wurde das Städtchen von den Kroaten nach der Schlacht bei Nördlingen stark verwüstet, gegen 200 Bürger niedergesäbelt und die Stadt ausgeplündert.

Großer Verkehr herrschte im ganzen Mittelalter durch die Handels- und Warenzüge, die von Ulm nach Nürnberg und umgekehrt zogen. Ihr Weg führte durch die Hauptstraße vom Heidenheimer- zum Klostertor, dann ums Städtchen herum dem Zwinger entlang, rechts vom Klostertor den alten Friedhof, später »Hanfacker«, liegen lassend, Ohmenheim u. Nördlingen zu. Eine Einfahrt in die Stadt durch den Hahnenturm (heute Adlerwirtschaft) gab es damals noch nicht. Zahlreiche, heute teils aufgehobene große Wirtschaften, nahmen Landsknechte, Kaufherren, Wagen und Pferde auf. Auch Schnellpostwagen durchliefen die Stadt; Pferdewechsel in Neresheim. So war Neresheim in lebhafter Verbindung mit der damaligen Welt.

Die Mauern und Türme der Stadt hielten sich bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Erst um die Zeit, als Neresheim 1810 württembergisch wurde, durften die ersten Häuser außerhalb der Mauer erbaut werden; eines der ersten war 1780 die »Traube« und 1810 das heutige Oberamtsgericht mit Gefängnis vor dem Klostertor. Es folgten langsam die anderen (der »Adler« und die heutige Vorstadt im Norden der Stadt). Der Raum in der Stadt war bis zur Aufhebung des Bauverbots außerhalb der Mauern dicht mit Häusern und Häuschen angefüllt; alle Gärten wurden überbaut und mancher heute freie Platz beherbergte bis vor kurzem noch ein Haus.

1822 ist noch die Stadt Besitzerin der Torhäuschen an allen 4 Haupttürmen, während schon im Dezember 1811 die Stadttürme (Heidenheimer-Torturm u. Klostertorturm) leider niedergerissen wurden. Die Materialien wurden zum Bau der Stadtschreiberei und der Ratsstube so viel als möglich verwendet. Anstelle des Heidenheimer- und Klostertorturms wurden Tore gebaut. Der Wassertorturm wurde an die Amtskorporation um 275 fl. (Gulden) verkauft und das Oberamtsgefängnis darin untergebracht.

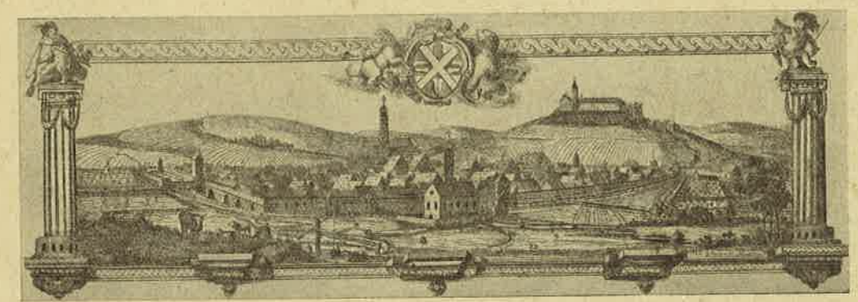
An den Kosten für sämtliche Tore und Türme und Stadt-

mauern trug die Stadt ein Drittel, die Herrschaft Oettingen-Wallerstein zwei Drittel. Seit 1754 verweigerte diese Herrschaft aber jeden Beitrag. 1824 wurde unter Stadtschultheiß Hirschmann der Hafnerturm (beim »Adler«) abgebrochen; an dessen Stelle wurde das »Neue Tor« gebaut, mit dem Baumaterial der Zwinger beim »Adler« aufgefüllt, sodaß man nun im Norden von Ohmenheim her einen direkten Eingang in die Stadt hatte. 1834—35 wurde an diesem Tor über dem Zwinger anstelle eines zur »Krone« (heute Oberamt) gehörigen Sommerkellers die heutige Adlerwirtschaft von Nuding erbaut; die heutigen tiefen Keller des »Adlers« liegen im ehemaligen Zwinger. Das Torhäuschen beim «Adler» ging von der Stadt in den Besitz des Louis Schrott über 1840/41 um 183 fl., später wurde es von der Stadt um 300 fl. zurückgekauft zum Gebrauch des Pflasterzollpächters; früher wurde es als Arrest verwendet; später vermietete es die Stadt an Bernhard Eckstein und 1884 wurde es auf den Abbruch verkauft.

Das Torhaus am Klostertor wurde um 181 fl. an B. Guggenberger verkauft; der Verkauf wurde aber nicht genehmigt und so erfolgte 1842 der Abbruch.

Nuding wurde der Abbruch der Stadtmauer von seinem B stall an bis auf die Höhe des Zwingers gestattet; das M rial fand ebenfalls Verwendung zur Auffüllung seines G tens (Zwinger.). Die Stadt hatte den Plan, einen Teil Mauern niederzulegen. Durch die Erweiterung des O amtsgerichtsgefängnisses 1847 fällt ein weiteres Stück St mauer. Die Mauer zwischen Wassertor und Klostertor st te eine beträchtliche Strecke ein und wurde vollends abge chen, auch der stehen gebliebene Teil dieser Mauerstrecke w de, da er dem Einsturz nahe war, vollends abgebrochen. 1 arbeitete Werkmeister Ruf ein Gutachten über die Nie legung der Stadtmauern aus. 1849 erfolgte der Abbruch Stadtmauer am Wassertor, da ein Stück eingefallen war; die Mauer am Garten des Stadtschultheizen Vetter 1857 wurde die Mauer hinter Philipp Hebers und Ha Kleebauers Haus baufällig; sie wurde auf die Höhe wie lerwirt Keßlers Garten niedergelegt. 1859 wurde die St mauer am ehemaligen Pfarrgarten mit einem Kostenaufw von 120 fl. repariert.

1860 wurde das baufällige Stück Stadtmauer am G ten des damaligen Posthalters Müller abgebrochen auf die



Nach einem Kupferstich von J. Müller-Nördlingen, 1786. Originalplatte im städtischen Archiv in Neresheim.

Das Torhaus am Wassertorturm wurde um 191 fl. an F. J. Kaufmann verkauft und 1870 abgebrochen.

Das Torhaus am Heidenheimer Tor wurde an Ulrich Schmid um 183 fl. verkauft und 1878 abgebrochen.

Auch das Schicksal des Wassertorturmes schritt schnell heran. Es war der letzte der vier Haupttürme, der dem Zahn der Zeit und der Verständnislosigkeit und dem Sparsinn der Stadtverwaltung zum Opfer fiel. Leider! Im Jahr 1847 ist er baufällig geworden; das Oberamtsgefängnis war in ihm untergebracht. Von Baumeister Ruf und Zimmermeister Brenner wurde der Turm untersucht im Auftrag der Stadt. Es wurde angeordnet, daß in ihm kein gespaltenes Holz mehr aufbewahrt werden dürfe. Da das Fundament gegen Westen defekt war, wurde der Turm von zwei Seiten gesprießt; weitere Arbeiten ließ eine neben dem Turm aus der Erde sprudelnde stark laufende Quelle nicht zu. 1856 erfolgte der Neubau des Oberamtsgefängnisses; der Wassertorturm, der bisher die Gefangenen beherbergte, war am Ende seiner Dienstfähigkeit angelangt und 1858 erfolgte sein Abbruch. Ein letzter Rest, eine Erinnerung an ihn, das religiöse auf Holz gemalte Bild, das über dem Tor angebracht war, ist in dem dem Turm am nächsten gelegenen Haus des Sebastian Oweger heute noch zu sehen.

Der Zerfall der Stadtmauern macht in der Mitte des letzten Jahrhunderts rapide Fortschritte. Der Stadtzwinger war um diese Zeit bereits in Privathänden. 1845 kaufte Wagner Frick von Rößlewirt Rupp einen Teil des Stadtzwingers, um eine Scheuer zu erbauen und die Stadtmauer als Giebel zu verwenden. Beim Heidenheimer Tor stürzte ein Teil der Stadtmauer ein. Schuhmacher Zimmer bekam die Erlaubnis, hinter seinem Wohnhaus die baufällige Mauer abzubrechen und den Schutt zur Auffüllung seines Stadtzwingers zu verwenden; der Platz, auf dem die Mauer stand, wurde ihm als Lohn für das Abbrechen geschenkt. Adlerwirt

be Höhe wie die Mauer am Garten des Amtspflegers Ve 1861 das Stück von Nagelschmied Kienle bis Voags östli Giebel und am Haus des Zimmermeisters Brenner auf Höhe von 1,20 Meter bis 1,50 Meter. Mit dem Mat wurde der Weg von »Schießhaus« bis zum Haus des M ners Rupp verbessert. Im gleichen Jahr erläßt die Stadt Verbot, daß die Mauer ohne Erlaubnis der Stadt durchbrochen werden dürfe. 1862 wurde dieses Verbot neuert, da ein Bürger einen Teil der Mauer teilweise ab durchgebrochen habe. Bei der »Traube« fiel ein weit Stück der Stadtmauer, da es baufällig und dem Einsturz war. Bei der Korrektion der Spitalgasse fiel ein Stück Stadtmauer ein; das Stück bei Posthalter Müllers Ga wurde auf 1,80 Meter abgebrochen. 1863 wurde dem Au as Fischer erlaubt, an seinem Garten, dem vormaligen Pf garten, die baufällige Stadtmauer abzubrechen, ferner er Traubenwirt Schmied die Erlaubnis des Abbruchs der M er von seinem Haus bis zum Gerichtsgefängnis (Höhe 1,5 1,8 Meter).

1884 fallen große Teile der Stadtmauer im Südw der Stadt dem großen Brand zum Opfer. Damit war Schicksal der Stadtmauer in Neresheim besiegelt.

Heute stehen noch klägliche Reste rings um die Stadt; aufmerksames Auge findet sie als Erhöhung am Rande Zwingers oder als Mauer der an die Stadtmauer ange ten Scheuern. Das herrliche Stadtbild von außen, der schöne Abschluß der Straßen durch Türme ist auf alle dahin. Eine verständnislose Zeit, die die Unterhaltungsk scheute, hat uns etwas Wertvolles genommen, um das wir dere alte Städte und Städtchen beneiden. Nur zwei alte der im Rathaussaal, wovon eines große Fantasie mit Wassergräben entwickelt, geben uns noch eine Uebersicht, unser Städtchen vor 110 Jahren ausgesehen hat.

R. Schmi



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 1 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Jan. 1925

Aus alten Zeiten.

Bilder aus der Rechts- u. Wirtschaftsgeschichte eines ritterschaftlichen Dorfes (Neubronn)

Nach einem Vortrag von J. Kammerer, Neubronn. (Schluß)

3. Die Dorfgemeinde.

Eine Gemeindevertretung, wie sie etwa heute der Gemeinderat darstellt, gab es damals nicht. Alle wichtigeren Gemeindeangelegenheiten wurden nach dem Grundsatz der Stimmenmehrheit in der Gemeindeversammlung geregelt, zu der alle wahlberechtigten Gemeindegenossen Zutritt hatten. Da wurden die wenigen Gemeindebeamten gewählt, die es gab: die Untergänger, die Viermänner, der Hirte usw., wobei die Bestätigung der Wahl in der Regel der Herrschaft zustand. Mit aller Strenge wachte die Obrigkeit darüber, daß keine Gemeindeversammlung ohne Vorwissen der Herrschaft, womöglich »an einem heimblichen Orth sich zusammenrottiere«.

Unter den Dorfbewohnern wurden vier Klassen unterschieden, entsprechend der Größe des Gutes: Die Bauern (Inhaber eines Hofs), die Lehner (Inhaber eines Lehens), die Seldner (die nur eine Selde-Wohnstätte mit einem Güterstück zu Lehen hatten) und die Hausgenossen (d. h. solche, die bei einem Bauern oder Lehner im Hause wohnten; meist Handwerksleute). Letztere hatten um Erlaubnis, in der Gemeinde wohnen zu dürfen, nachzusuchen, mußten 20 Gulden verbürgen und bei der Aufnahme ½ fl erlegen; sie hatten keine weiteren Rechte oder Pflichten. Sie bildeten, wirtschaftlich betrachtet, den Stand der Proletarier.

Jeder, der ins Bürgerrecht aufgenommen werden wollte, hatte z. B. in Heuchlingen (das bis 1590 zur Herrschaft Hohenrechberg gehörte) sein Mannrecht vorzulegen, d. h. eine Urkunde darüber, daß er ehelich geboren, daß er frei und ein guter Haushalter sei. »Juden, Wallen (= Wälsche aus Graubünden), Saphaier (= Savoyarden) und dergleichen loß Gesindlen« wurden nicht eingelassen. Die rechbergische Herrschaft verlangte außerdem noch, daß der neue Unterkan mit Wehr und Waffen genügend versehen sein solle. Ein Bauer sollte haben »ein lang vierspanig Wehr [1]), es sei ein Hack, Pirschbuchs oder Standrohr [2]) sampt einem Sturmhut (Hutförmige Kopfbedeckung von Eisenblech) und der Buchsen Zugehörden von Pulverflaschen, Zindstrieck, Kraut und Lot und ein gute Seytenwehr«; bei einem Söldner begnügte sie sich mit einem sog. Knebelspieß (d. h. einem mit einer das allzutiefe Eindringen hindernden Querstange versehenem Spieß) und einem Feustling (Handfeuerwaffe ähnlich dem Reiterkarabiner). Die Herrschaft machte es ihren Unterkanen zur Pflicht, an den regelmäßigen Schießübungen teilzunehmen, wenigstens an jedem dritten Sonntag. Die Waffen sollten beim Tod des Trägers beim Gut bleiben; sie durften also nicht veräußert werden, sondern bildeten einen unveräußerlichen Bestandteil des Lehens.

Von Gemeindeämtern und -Diensten erwähnen die Urkunden die Viermänner, Untergänger und den Hirten. Die Viermänner, 4 an der Zahl wurden alljährlich an Michaelis von den Unterkanen gewählt im Beisein des Vogts. Sie hatten die Flurpolizei auszuüben, darauf zu sehen, daß nicht verbotene Wege und Stege einreißen, zweimal im Jahre sollen sie einen Umgang auf der Flur vornehmen, auf Weg und Steg achten, auf die Einhaltung der Acker- und Wiesengrenzen achten, dafür Sorge tragen, daß die Hecken nicht allzu sehr gelichtet werden, die Wässerung der Wiesen geordnet vor sich geht usw. Ihnen lag auch die Feuerschau ob. Ferner waren sie verpflichtet, wenn ein Hirte neugewählt wurde, ihn in sein Amt einzuführen und ihm über »Trib und Trab« Aufschluß zu geben, d. h. ihm zu sagen, wie die Gemeindeweide abgegrenzt ist und über welche Grundstücke auf eigener und fremder Markung er zur Weide treiben darf. Ueber Trib, Trab und Weidegang wurde zwischen den Nachbargemeinden oft Streit geführt, daher wurden diese Regelungen besonders sorgfältig vereinbart und aufgezeichnet.

Eine wichtige Person war der Hirte. Er hatte das Vieh auf die Weide zu treiben und hatte dafür seinen Hirtenlohn anzusprechen. Als Weide diente die Allmand und die Brache, im Winter auch das Stoppelfeld. Letztere Weide, Winterweide genannt, stand der Herrschaft zu, die sie aber meist der Gemeinde verlieh. Die Eichenwaldungen dienten des Eckerichs wegen als Schweineweide; doch wurde zur Schonung der Wälder das Einschlagen der Schweine bald verboten und den Unterkanen nur noch das Auflesen des Eckerichs gestattet.

Der Dorfsherr hatte zugleich auch den Kirchen- und Schulsatz inne (Patronat) d. h. er hatte das Recht, Pfarramt und Schulamt mit Männern eigener Wahl zu besetzen. Dabei wurde manchmal mehr auf andere Dinge gesehen als

[1]) vier Spannen langes Gewehr. [2]) Wohl ein Gewehr, das auf einer Stütze aufgelegt wurde.

gerade auf die Eignung zum Amt. Es kamen Fälle vor (auch die Geschichte Neubronns weist solche auf), wonach eine erledigte Pfarr- oder Schulstelle dem Bewerber übertragen worden, der sich dazu entschloß, die Witwe des Vorgängers zu heiraten. Das Einkommen des Pfarrers reichte z. Teil die Herrschaft, daneben bekam der Pfarrer einen Teil des Zehnten. Eine eigenartige Verpflichtung mag wohl mit dem Bezug des Zehnten in Zusammenhang zu bringen sein: die Verpflichtung des Pfarrers, das Faselvieh (Zuchtvieh) zu halten! In N. ruhte diese Verpflichtung auf einer Wiese, deren Genuß dem Pfarrer zustand, die Hummelswiese oder der Winkel genannt. Glücklicherweise bestimmt das Lagerbuch von 1585: »Wann es aber einem Pfarrherrn nicht mehr annehmblich u. gefällig, so solle er daselbig ein Jar zuvor der Herrschaft aufkinden und zu wissen thon.« Im Altwürttembergischen hat die Reformation dem Pfarrstand diese unwürdige Auflage abgenommen, die er anderwärts noch länger behalten mußte.

4. Wald und Flur.

Besonderen Schutz genoß der Wald. Keine Eiche durfte ohne Vorwissen der Herrschaft gefällt werden. Dem Holzwart wurde es besonders zur Pflicht gemacht, auf die jungen Eichenwaldungen acht zu geben und sie vor Uebergriffen der Untertanen und des Hirten zu schützen. Streng untersagt war auch das Grasen in diesen Waldungen. Auch der Gemeindewald (das Bannholz) unterstand der herrschaftl. Aufsicht ebenso wie die Hofhölzer (d. h. die zu einem bäuerlichen Lehenhof gehörigen Waldstücke). Dürres oder gefallenes Holz durfte nur am Mittwoch und Samstag im herrschaftl. Wald gelesen werden, »doch ohne Mittragung einiges Beyhls oder Waidners«. Recht ungern sah man die Geißen. Wer keine Kuh besaß, durfte höchstens 1 Geiß auf die Weide treiben, wer nur eine Kuh besaß, durfte ebenfalls eine Geiß halten, aber er mußte sie im Stalle behalten.

Ausführliche Vorschriften regelten die Landwirtschaft. Einst bestand (bis lange in die Neuzeit herein) der Flurzwang. Das Ackerfeld war in drei Felder (Fluren, Esche, Zelgen) eingeteilt, deren jedes wieder in einzelne Gewanne zerfiel mit besonderen Namen. Von den drei Feldern wurde jedes Jahr eins mit Winterfrucht, das andere mit Sommerfrucht bestellt, während das dritte brach lag. Der Besitz des Bauern war aus leicht verständlichen Gründen über alle drei Felder verteilt. Der Beginn der Saat, der Ernte und anderer landwirtschaftl. Arbeiten unterlag der Erlaubnis der Herrschaft hauptsächlich aus zwei Gründen: einmal weil die Zufahrt zu den Aeckern oft über benachbarte Grundstücke führte, sodann auch, weil die Aecker zwischen Erntschluß u. Beginn der Saat als Winterweide dienten.

Die Markung und die einzelnen Grundstücke waren sorgfältig abgegrenzt (»verlaucht«) mit Steinen, Lauchbäumen, manchmal auch mit Hecken. Für die Instandhaltung und ihre Ersetzung der Marksteine hatten die Untergänger zu sorgen. Von Zeit zu Zeit fand ein Umgang der Markung statt. »Häufig«, so berichtet Knapp, »suchte man den Vorgang durch besondere Veranstaltungen recht eindrucksvoll zu machen; am einfachsten, indem man den jungen Teilnehmern etwa bei einem neu gesetzten Stein, eine tüchtige Ohrfeige gab, die sie nicht so leicht vergaßen. Freundlicher verfuhr Ludwig der Bayer, wenn er, als nach einem Grenzstreit ein Stein neu gesetzt war, unter die Menge Brote werfen ließ. Bei einem schlesischen Grenzbegang aber wurden allen Männern die Bärte abgeschnitten mit Ausnahme des Herrn Bürgermeisters, der sah, wo die Sache hinauswollte, u. sich heimlich noch zur rechten Zeit davonmachte.« —

5. Die Gerichtsbarkeit.

Mit dem Besitz eines adligen Gutes war meist auch die Gerichtsbarkeit verbunden. Da unterschied man eine niedere Gerichtsbarkeit, das Recht, bürgerliche Streitigkeiten und leichtere Vergehen zu schlichten, von der hohen »hochfraischlichen, malefizischen, peinlichen« Gerichtsbarkeit, dem Recht, schwere Vergehungen abzuurteilen, von der der Blutbann, das Recht, Stock und Galgen zu errichten u. eine Todesstrafe zu vollstrecken, meist als besonderes vom Landesherrn oder Kaiser zu erwerbendes Recht abgetrennt war. Die gesamte Gerichtsbarkeit in N. lag in den Händen der Junker Erhard und Wolf Caspar von Adelmann, die wahrscheinlich auch den Blutbann besaßen. Sie hatten, wie es in den Urkunden jener Zeit heißt, den Stab inne. Der Stab war das Symbol der Amts-, besonders der Gerichtsgewalt. Mit dem Stab schlug der Richter dreimal auf den Tisch, um die Gerichtssitzung zu eröffnen; vor Vollzug eines Todesurteils wurde über dem Schuldigen der Stab gebrochen und ihm zu Füßen geworfen. In Eßlingen bestand bis zum Ende des 17. Jahrhunderts für das Wöllwarthsche Gebiet ein Schöffengericht, das alle peinlichen Fälle abzuurteilen hatte. Dieses Schöffengericht setzte sich aus 14 der angesehensten aus sämtlichen Untertanenorten berufenen Männer zusammen, die aus ihrer Mitte einen »Anwalt« (Ankläger), einen »Obrichter« oder »Stabhalter« (Vorsitzender des Gerichts) wählten, während die übrigen als »Schöffen und Urteilsprecher« wirkten. Die Gerichtssitzungen waren öffentlich und fanden meist im Wirtshaus zum »Weißen Löwen« statt. Der Herrschaft stand das Begnadigungsrecht zu, das oft dahin ausgeübt wurde, daß der Vollzug der Strafe gemildert wurde. Die »Malefizkosten« wurden auf die Untertanen verteilt, wobei es mit 2 Krz. — 1 fl. 40 Kr. traf. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts kamen die Schöffengerichte in Abgang; die Untersuchungsakten von peinlichen Fällen wurden an eine Juristenfakultät (besonders nach Tübingen) geschickt, deren Gutachten für das von der Herrschaft gefällte Urteil maßgebend waren.

Bei den Strafen unterschied man verschiedene »Frevel« (damit war das Vergehen und die dafür angesetzte Strafe zugleich bezeichnet): den großen Frevel, kleinen Frevel, Zuckfrevel (wenn zwar eine Waffe gezückt, aber nicht damit zugeschlagen wird), Blutfrevel (wenn Blut geflossen ist), Schmachfrevel (bei Schmähungen), Frauenfrevel (wenn Frauen die Schuldigen waren). Diese »Frevel« waren Geldstrafen von wechselnder Größe. Daneben finden wir auch Turmstrafe, das Narrenhäuslein (Gefängnis), die Geige (flaches Holz, mit Ausschnitten, in die Kopf und Hände der zu Bestrafenden gespannt wurden) und den Pranger. In Adelmann'schen Dörfern wird um 1700 der Gartendieb mit dem spanischen Mantel bestraft: der Schuldige hatte dabei am Pranger stehend, eine große eichene mit Eisen beschlagene Tonne zu tragen oben mit einem Loch für den Kopf. In einer Abtsgmünder Gerichtsordnung von 1573 wird als Strafe erwähnt das Tragen des Steins. Da werden wir wohl ein sog. »Lasterstein« zu denken haben, der vielleicht eine besondere Aufschrift trug. Im städtischen Museum zu Jena ist solcher zu sehen; darauf sind zwei keifende Weiber abgebildet mit der Umschrift: Verflucht sind die Katzen, die vorne lecken und hinten kratzen.« Unverbesserlichen Gotteslästerern und Fluchern droht die Essinger Ordnung von 1554/1649 an, sie peinlich angeklagt am Leben gestraft oder »nach Umständen des Verbrechens mit Zungenschlitzen oder etlicher Glider nemmung (Abnahme), alsdann mit Ruten gestrichen, unser Grund und Bodens uf ewig verwisen werden.« Welche Strafen verhängt, wie sie vollzogen wurden, mögen nachstehende Beispiele aus Essingen dartun. Zwei Diebe wurden gebunden vom Nachrichter an den Pranger geführt, dann wurde die Sturmglocke angeschlagen u. die Uraicht (d. h. das Strafprotokoll) verlesen. Darauf wurden sie auf die Richtstatt geführt, wo sie »mit dem Strang druckhner Hand (ohne daß Blut floß) zwischen Himmel und Erde an den lichten Galgen« gehenkt wurden. Ein Ehebrecher mußte versprechen, daß er sein Leben lang auf Wöllwarthschem Gebiet in kein öffentliches Wirtshaus gehen, auch keine Wehre (außer »ein gebrochen Waudmesser«) tragen wolle. Ein Todschläger mußte sich verpflichten, daß er im kaiserlichen Heer Dienst tun wolle.

Besondere Bräuche galten bei der Verkündigung des Urteils. Nach Verlesung eines Todesurteils wurde der Stab gebrochen, wobei der Obrichter die Seele des Malefikanten der Barmherzigkeit Gottes, den Leib dem Nachrichter befahl. Darauf wurde der zum Tod Verurteilte auf die Gasse geführt und vor den Fenstern des Gerichtslokals auf einen Stuhl gesetzt, worauf dann ein Schreiber am Fenster stehend dem Uebeltäter und dem Publikum das Urteil verkündigte. Dem Volk wurde dabei noch eingeschärft, daß »sie dem Scharfrichter bei der Exekution und Vollstreckung dieses Urteils weder mit Worten noch Werken hinderlich seyen und da irgend jemme der Streich mißlingen wurden, nit Hand anlegen sollen.« Eine unerquickliche Sache wars, wenn etwa das Hochgericht d. h. die Richtstätte, insbesondere der Galgen der Ausbesserung bedurfte. Da sich der Nachrede willen kein Handwerksmann dazu verstand, wurden (so geschah es 1743) alle Handwerksleute dazu im Wege des Frondienstes bestellt u. ihnen ausdrücklich zugesichert, daß dieses vorgenommene Werk ihnen in keiner Weise an ihrer Reputation schaden solle!

Wir sind im bisherigen davon ausgegangen, daß die landesobrigkeitliche Gewalt in einer Hand vereinigt ist. Oft teilten sich aber mehrere Herren in den Besitz eines Dorfes. Als Grundherren waren z. B. in Bernhardsdorf begütert die Herren von Woellwarth u. von Rechberg, der Rat zu Gmünd und die Fürstpropstei Ellwangen. Da gab es manchen Streit wegen der Zuständigkeit in Straffällen, bis man sich im Jahre 1563 dahin verständigte, die Gerichtsbarkeit gemeinsam auszuüben, den Stab (d. h. die Gerichtsgewalt) jahrweise umgehen zu lassen, wobei die Wöllwarth in fünf Jahren denselben zweimal bekommen sollten, und die eingehenden Strafgelder nach einem bestimmten Schlüssel zu verteilen (Wöllwarth zwei Fünftel, die übrigen je ein Fünftel.) Mit dieser Regelung waren die mannigfachen Streitfragen gelöst, die sich gerne dort erhoben, wo die verschiedenen Häuser und Güter eines Dorfes unter der Gerichtsbarkeit verschiedener Herren standen. Da stritt man gerne darüber: wer hat über die Frevel zu Gericht zu sitzen, die nicht auf den Gütern eines Gemeindeangehörigen, sondern »auf der Gemeind«, d. h. auf den Gassen, den öffentlichen Plätzen und der Allmand sich zutrugen? In Neubronn, in dessen Besitz sich zwei Brüder teilten, war die Sache so geregelt, daß diese Frevel gemeinsam gerügt werden sollten, im übrigen aber jeder die Vergehen seiner eigenen Untertanen, soweit sie auf deren Grund und Boden vorfielen, aburteilen solle. Ein Hof in Neubronn, der sog. »Gmünder Hof« gehörte dem Kloster Gotteszell, weswegen der Rat von Gmünd die niedere Gerichtsbarkeit samt Fron und Schetzung ausübte, während die hohe Gerichtsbarkeit über diesen Hof den beiden Junkern zustand. Diese gmündische »Enklave« war Anlaß zu wiederholten Streitereien. Besonders als von der Stadt Gmünd ein katholischer Bauer mit dem Hof belehnt wurde, gab es endlose Schreibereien und Zänkereien zwischen dem wöllw. Vogt und dem Stift Ellwangen wegen der Ausübung der pfarrlichen Rechte auf diesem Hof durch den katholischen Pfarrer des benachbarten Dorfes Abtsgmünd. —

6. Schluß.

Die Kleinheit der Verhältnisse hatte ihre Licht- und Schattenseiten: der Dorfsherr konnte väterlich für sein kleines Reich sorgen, andererseits aber bekamen seine Untertanen jede seiner Launen am eigenen Leibe zu verspüren. Eine großzügige staatliche Fürsorge, wie sie ein größeres Staatsgebilde seinen Untertanen angedeihen lassen kann, war bei den ritterschaftlichen Besitzungen ausgeschlossen. Kein Wunder, daß Wege und Brücken sich in trostlosem Zustand befanden. Der Eifer um die Wahrung der Selbständigkeit verurteilte gemeinsame Unternehmungen zur Förderung allgemeiner Wohlfahrt wie Straßenbau von vornherein zum Scheitern. In größeren Herrschaftsgebieten, in die solche Zwerggebilde nicht eingesprengt waren, stand es in diesem Stück besser. Da waren in der Regel die Gemeinden sicherer vor Eingriffen in ihre Rechte als wenn sie unmittelbar einem Dorfherrn unterstanden. Ein Beispiel, wie schwer der Druck eines kleinen Herrschers auf den Untertanen lasten konnte, gibt Ruoff. Hannibal von D., der 1680—84 allein vorher mit seinem Bruder Ferdinand, das Rittergut Dürnau mit dem Dorf Dürnau und dem Weiler Gamolzhausen regierte, ist 1681 von seinem Bruder angeklagt, daß er seine Untertanen mit allzuvielmaligen Frondiensten, Jagen, Hundehalten, Botenlaufen, erzwingenden Ackerbeständen, wie auch mit unverdienten übermäßigen Geld- und Leibesstrafen, die sonst nur in Kriminalsachen statt hätten, härtiglich belege und exequiere.« Er habe sie sogar »mit Schleifung eines schweren Blocks auf harte Weiß pressen und deswegen anfesseln lassen« und überdies »bedroht, daß einem oder dem andern der Kopf für die Füß müsse gelegt werden.« Nach einem Mandat vom 13. Dezember 1681 ließ er seinen Untertanen eine Anzahl Husaren »auf den Hals« führen, »welche gleich bei die 30, 40 u. mehr in die vornehmsten Häuser in Dürnau u. G. sich gelegt« und »daselbst die Untertanen auf feindliche militärische Weise traktieret« hätten, indem sie nicht nur alles aufzehrten, sondern auch alles ausplünderten und selbst das Eisen an Türen und Geschirr mitnahmen. Einige Untertanen legte Hannibal »in harte Gefängnus«, wo sie mit Hunger u. Durst geplagt, um die Köpf mit Stricken geknebelt und recht erbärmlich traktiert« wurden. Ein andermal ließ er seinen Kutscher, »der ihn nicht wohl in der Kalesche geführt,« prügeln und als er davonlief, seinen Namen durch den Meister von Wiesensteig an den Galgen schlagen. Dafür sei wieder der Meister von seiner Herrschaft mit seinem Vermögen bestraft worden. Eine »arme, unverständige« Bauernfrau, die ihn bat, ihres gebauten Feldes mit der Durchfahrt zu verschonen, läßt Hannibal verstoßen und aus dem Flecken von ihren Kindern weg in bitteres Elend »auf ewig« verweisen. Diese Handlung wagte sein Vogt zu mißbilligen.

Dafür wurde er als »meineidiger« Mann öffentl. verrufen u. nach Konfiskation seines Vermögens aus dem Ort gejagt. Schon vorher hatte man seine Frau, weil sie dem Tyrannen einen genähten Sessel nicht verabfolate, von Mann und Kindern weggewiesen. Der Glaubenswechsel Degenfelds mit der Absicht, auch seine Untertanen seinem neuen Glauben zuzuführen, erschloß eine Quelle anderer Roheiten. So machte sich der Ritter das Vergnügen, die Untertanen im Schloßhof zu versammeln, die Zugbrücke hinter ihnen aufzuziehen u. dann von allen Seiten her Gewehrfeuer geben zu lassen. Ihr heftig verfolgter und mit »Kopfkürzermachen« bedrohter Pfarrer war mit Weib und Kind erst nach Göppingen, dann nach Hall geflüchtet. Die Klagen der Gemeinde beim Reichsgericht wegen der obrigkeitlichen Willkür hatte der Advokat Godelmann in Eßlingen geführt. H. erlaubte sich darauf vom Eßlinger Bürgermeister dessen Abberufung zu verlangen mit der Drohung: Godelmann solle nicht sicher sein und »wenn er selbst vor dem Altar stände«. — Schwer büßten seine Untertanen ihr klägerisches Vorgehen. Jedem Bürger werden als neue jährliche Abgabe 100 Straf- oder Rebellionseier auferlegt, weil man »einige unerlaubte Motus (Bewegungen, Handlungen) gegen ihn gemacht«. Auch werden »wider altes Recht und altes Herkommen« die gemessenen in ungemessene Frondienste verwandelt. Auch mit Württemberg geriet der gewaltätige Herrscher in Streit. Württ. Einkünfte wurden einfach weggenommen, etwa widersetzliche Bauern mit Einquartierung bestraft. Kein Wunder, daß unter dem Druck dieser Verhältnisse mehrere Untertanen einfach fortgingen mit oder ohne Habe: nur wenige blieben zurück. Indes Tyrannen vom Schlage dieses Dorfsherrn waren selten; die Mehrzahl der Ritter war sich ihrer Pflichten wenig-

stens einigermaßen bewußt und kam ihnen mehr oder weniger nach. Als 1605 der Inhaber des Rittergutes Bergenweiler, Heinrich von Stein, starb, rühmte ihm der Pfarrer in der Leichenrede nach: »Er hat auch seine Untertanen nicht geschunden, ausgesaugt oder für Weidenbäume gehalten, die man für und für behauen müsse«. Oder denken wir an das väterliche Wohlwollen, mit dem ein Hans Sigmund von Wö warth, der Herr von Fachsenfeld, Laubach und Polsingen, den Blütezeiten seines Geschlechts, seine Untertanen t treute und für ihr leibliches und geistliches Wohl sorgte.

Aus der Geschichte des Goldberges.

Von Lehrer Schmid-Trochtelfingen.

Ganz nahe an der bayerischen Grenze erhebt sich am Rande des Rieses der Goldberg. Nicht daß dort etwa Gold zu finden wäre. Das ist hier so rar als anderswo im Lande. Seinen Namen hat der Berg wohl von den rötlichen Sprudelkalkfelsen, die allerdings im Abendschein manchmal leuchten als wären sie aus purem Golde. Durch die Ausgrabungen, die in letzter Zeit durch Herrn Professor Goeßler nud Dr. Bersu auf dem Goldberg durchgeführt wurden, ist das Interesse weiter Kreise wieder auf diesen Berg gelenkt worden.

Der Goldberg hat eine reiche, wechselvolle Vergangenheit. Freilich liegt diese weit zurück in grauer Vorzeit. Hier oben auf der jetzt so stillen Hochfläche hat sich ein Stück Menschheitsgeschichte abgespielt, von dem uns freilich kein Buch und keine Schriftzeichen erzählen. Eine deutliche Sprache reden aber die Ueberreste aus jener Zeit, die sich in die weiche Erde gebettet so reichlich vorfanden. Im Laufe der Jahrtausende sah der Berg Kulturen erblühen und dahinsinken. In der Stein-Bronze und Eisenzeit lockte die sichere Höhe die Menschen immer wieder sich dauernde Heimstätten zu gründen. Mit immer neueren und besseren Waffen nahm der Mensch den Kampf auf gegen die feindlichen Gewalten der Natur u. gegen seinesgleichen.

Im früheren Neolithikum (Jüngere Steinzeit) war der Goldberg wohl zum erstenmal besiedelt. Das war um jene Zeit, als in den oberschwäbischen Seen die Pfahlbauten errichtet wurden zum Schutze gegen wilde Tiere und feindliche Stämme. Hier im Ries war kein See mehr, aber die Felsen, die steil aus der Ebene aufragten, boten hinlänglich Schutz. Auf der Westseite, wo der Anstieg weniger steil ist, wurde die Höhe durch Wall und Graben gesichert. Auf der geräumigen Hochfläche erhob sich eine belebte Bergstadt.

Jetzt deckt eine dicke Schicht tiefdunklen Kulturbodens die alten Stätten menschlichen Lebens. Ist diese Schicht entfernt, dann heben sich auf dem helleren Lehmgrund der Tiefe die dunklen Grundrisse der Häuser deutlich ab. Selbst die Herdstelle zeigte sich noch und die kleinen Keller unter den Hütten konnten wieder ausgegraben werden. Die kleinen rechteckigen Häuser waren aus Balken und Flechtwerk gebaut u. waren außen durch einen kräftigen Lehmverputz dicht gemacht. Innen aber verbreitete das Feuer, das auf dem gemauerten Herd brannte, eine angenehme Wärme. An den langen Winterabenden sammelten sich die Hausbewohner im Scheine dieses Herdfeuers. Da gab es für alle noch viel zu tun, denn den Leuten wurden damals nicht alle Gebrauchsgegenstände fertig in die Hand gegeben wie jetzt. Die Männer richteten ihre Geräte und Waffen. Die Frauen spannen mit ihren einfachen Spinnwirteln. Ob sie nebenher auch ihre lieben Nachbarn »durchgehechelt« haben, läßt sich nicht mehr nachweisen. — Die Waffen sind in jener Zeit im Gegensatz zur älteren Steinzeit schon sehr vervollkommnet. Mit großer Sorgfalt sind z. B. die in Hirschhorn gefaßten Steinbeile gearbeitet. Auch die Kunst zeigt sich in ihren Anfängen. Besonders die Tongefäße werden verziert und bemalt. Sicher gab es um jene Zeit auch schon »Fachleute«. Männer, die besondere Begabung für die Herstellung von Waffen u Gebrauchsgegenständen zeigten. Sie verlegten sich ganz diese Arbeit und gaben ihre Waren im Tausch ab. So der Anfang zur Arbeitsteilung gemacht.

Mit der Zeit lernten die Menschen auch Metalle zu arbeiten. Die Bronze ließ sich am leichtesten bearbeiten. ihr wurden Waffen und Werkzeuge hergestellt. Die blit den, scharfen Schwerter aus Metall mußten den Mensch der Steinzeit als wahre Wunder erscheinen. Ihnen wa ihre Waffen nicht gewachsen. Ob der Uebergang von Steinzeit zu Bronzezeit auf dem Goldberg in langsamer E wicklung vor sich ging, oder ob eine gewaltsame Umwälz stattgefunden hat, läßt sich natürlich nicht mehr nachwei Ueberhaupt sind die Spuren der Bronzezeit auf dem G berg ziemlich verwischt. Die nachfolgende Eisenzeit — war die Hallstattzeit ungefähr 1000—500 v. Chr. — mit ihren ausgedehnten Anlagen die wenig tiefliegenden ste der vorhergehenden Zeit vernichtet. Der Uebergang der Bronze- zur Eisenzeit war ein ganz allmählicher. lange wurde in der älteren Eisenzeit (Hallstatt) neben Eisen die Bronze verwendet.

Lange Zeit war die Meinung verbreitet, als ob in vorchristlichen Zeit unser Vaterland nur von Sumpf und wald bedeckt gewesen wäre. Die Ausgrabungen der le Zeit zeigen aber, daß schon in der Hallstattzeit weite Stre Deutschlands urbar gemacht waren. Das Ries scheint mals schon besonders stark bevölkert gewesen zu sein. Kulturmittelpunkt, gleichsam die Hauptstadt der ganzen gend war die mächtige Bergstadt auf dem Ipf. Doch sch auch die Ansiedlung auf dem Goldberg sehr ausgedehnt wesen zu sein. Wall und Graben umgaben das Ganze. der Westseite war die Befestigung doppelt angelegt, weil am ehesten ein Angriff zu befürchten war. Es scheinen unruhige Zeiten gewesen zu sein, denn auch die zahlreic kleineren Ansiedlungen weit in der Runde waren teilw befestigt. Die Gehöfte waren fast durchweg auf den H angelegt. So konnte man sie vom Ipf- und Goldberg alle überschauen bis hinüber zum langgestreckten Hesselb der im Norden den Horizont begrenzt. Kam der Feind Land, so flammten ringsum die Feuerzeichen. Vom fla Land bargen die Leute sich und ihre Habe in den sicher Burgen. Goldberg und Ipf konnten auch einem sta Feind Trotz bieten. Schließlich kam aber doch das hängnis. Etwa ums Jahr 550 v. Chr. drangen die Ke ins Land und eroberten es. Auch der Goldberg fiel i in die Hände. Nun war es aus mit der Ansiedlung. O vom Feind zerstört wurde, oder selbst verfiel, weiß man Jedenfalls war von da ab die Hochfläche des Berges ver samt. Zur Römerzeit war wohl noch ein Wachposten au beherrschenden Berghöhe. Jetzt aber wächst Korn und da oben und nachdenklich zieht der Bauer seine Fur im Frühjahr und Herbst durchs Ackerfeld. Dann und w wühlt der Pflug Knochen und Scherben heraus. Das die Ueberreste einer vergangenen Zeit.



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 2 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Febr. 1925.

Heimat! Dieses wundersame Wort gehört uns Deutschen ganz allein, ist eine Perle in dem reichen Wortschatze unserer Sprache, die so herrlich zu malen weiß, die mit allen Wurzeln aus deutscher Erde heraufgesprossen ist, aus der es uns heraufklingt wie Abendsäuseln und dann wieder wie einherbrausendes Sturmeswetter. Kein Volk der Erde besitzt ein gleiches Wort, es ahnt aber auch nicht, was aus ihm für das deutsche Gemüt hindurchzittert. Alle versonnene Innigkeit, die ganze Verträumtheit unseres eigensten Wesens, das Bodenständige, die heiße Liebe zu der Scholle, die uns geboren, dies alles flutet in diesem kleinen Worte zusammen: Heimat! Jauchzen und Wehmut, Mutterliebe und verhallendes Abendgeläut, so umweht es uns, wenn dieses Wort an unser Ohr schlägt.

August Trinius.

Denkmalspflege und Heimatschutz.

Die 10 Worte des Landesamts.

1. Der Mensch ist immer mehr zum Herrn der Natur geworden, die er seinen Zwecken unterwirft. Er kann die Landschaft schöner oder häßlicher machen. Diese Aufgabe schließt eine ungeheure Verantwortung in sich.
2. Nicht die so oft mißverstandene sogenannte Verschönerung der Natur ist das Ziel des Heimatschutzes, sondern die Erhaltung und Steigerung der natürlichen und kulturellen Schönheiten.
3. Der Heimatschutz wahrt die Rechte der Allgemeinheit gegenüber dem wirtschaftlichen Vorteil des Einzelnen.
4. Der Heimatschutz bekämpft nicht die von der Entwicklung geforderten wirtschaftlichen Notwendigkeiten, sondern wendet sich gegen die Verwüstung der landschaftlichen Schönheiten durch rücksichtslose Nutzbarmachung der Erdoberfläche.
5. Schön, d. h. in Uebereinstimmung mit den naturgegebenen Gesetzen der Harmonie bauen u. gestalten, ist nicht kostspieliger als häßlich bauen und gestalten.
6. Wir schützen das künstlerisch und geschichtlich wertvolle Erbe der Väter, nicht weil es alt ist, sondern weil es jung ist, weil es uns heute noch etwas zu sagen hat.
7. Wir müssen wieder sehen lernen; durch das Auge kommen wir zum freudigen Erleben der Heimat. Darauf aber beruht wahre Heimatliebe.
8. Die Reichsverfassung sagt: »Die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur, sowie die Landschaft genießen den Schutz und die Pflege des Staates«. (Art. 150).
9. Wichtiger noch als alle Gesetze ist die Erziehung des Einzelnen zum Verantwortungsgefühl im Sinne einer höheren Sittlichkeit.
10. »Es ist höchste, allerhöchste Zeit, daß Bestrebungen einsetzen, die Einhalt gebieten, daß unser Land nicht bald das rohe und freudlose Antlitz einer verkommenen Nation tragen soll, die den Sinn des Lebens zum Vegetieren entstellt«.

(Schultze-Naumburg).

Helfet mit durch freiwillige Mitarbeit beim staatlichen Landesamt für Denkmalspflege Stuttgart (Neckarstraße 8) und durch Benachrichtigung der Mitglieder des Bezirksausschusses, ehe gegen diese 10 Worte gesündigt wird.

Malerische Schönheit in der Aalener Landschaft.

Mit Skizzen aus einer Gemäldeausstellung von Studienrat Karl Zeller.
In Worte gekleidet von Oberlehrer Heinrich Häußler.

»Württemberg ist ein malerisches Land.« So lesen wir in dem Prachtwerk »Die Stuttgarter Kunst der Gegenwart.« Professor Dr. Gradmann beginnt damit seine Betrachtung über »Die Landschaftsmaler.«

Aber Württemberg ist groß, und Aalen weit — weg von Stuttgart.

Drum sag ich's nocheinmal: Württemberg ist ein malerisches Land; auch Aalen und seine Landschaft.

Auch Aalen und seine Landschaft! Das war der stillvergnügte Ausdruck einer örtlichen Kunstausstellung die sich vor den Feiertagen in einem Saal der Parkschule einem kleinen Kreis aufgetan hatte. Diese Ausstellung brachte die Tatsache zu form- und farbenfroher Darstellung, daß **der Bezirksausschuß für Natur- und Heimatschutz** in unserem Bezirk ein dankbares Feld der Betätigung hat. Eine schöne Frucht der Arbeit dieses Sommers dünkt uns diese Ausstellung intimer, ich möchte fast sagen familiärer, bodenständiger Kunst. Neben der offiziösen, internationalen großen Kunst wie wir sie kurz vorher von Münchener Künstlern dargeboten sahen (in der sie nicht in Konkurrenz treten wollte) — anspruchslos wie eigenes Brot gegenüber dem fremden.

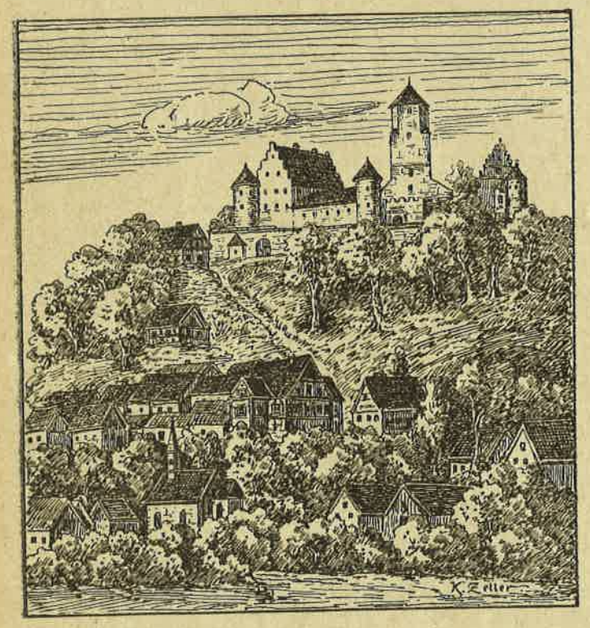
Es waren nicht wenige Oelgemälde und Aquarelle aus der hiesigen Landschaft, teilweise seit länger im Privatbesitz, teilweise während des letzten Sommers in Auftrag gegeben. Dank der Liebenswürdigkeit dieser heimatfrohen Menschen war es möglich, die Ausstellung zustande zu bringen und einem kleinen Kreis zugänglich zu machen (auch einigen Schulklassen).

Das Gegenständliche der Darstellung.

Hier ein Aquarell der abgegangenen steinernen Brücke über die Aal, der Fackelbrücke mit Brüstung, in Herbststimmung, mit der Stadt und dem »Braunen« im Hintergrund: Ein kleines Bildchen, das aber bei den älteren Einheimischen mit seinem Erinnern an versunkene Schönheit und vergangene Tage dankbare Zustimmung fand. (s. Schlußbild).

Dort ein schwerfälliges, an eine Zehntscheuer erinnerndes Haus neben dunkler Tanne, aber mit 2 reizvollen gotischen Fenstern im kahlen Giebel, wie leuchtende Aeuglein in verwelktem Angesicht. Verschämt blinzelt aus dem versteckten Fenster die älteste deutsch-eigene Kunstepoche: die Gotik herein in die öde Gegenwart. Jeder kennt's — das St. Johannis**kirch**lein.

Nun aber hinaus zu Schönheiten außerhalb Ellers! Eine richtige feudale Burg! Die schönste des Bezirks: Niederalfingen. Gewiß saß der Maler unten im Dorf, in der Nähe der Furt über den Schlierbach. Mit den Häusern hat sein Auge den Berg gemessen und — erklettert, als schon die Dämmerung hereinbrach. Das hat mir das Bild erzählt.



Burg Niederalfingen

Neben der Gesamtansicht sieh dort ein romantisches Teilmotiv! Ein losgetrennt aufragender Schwalbenschwanzgiebel. Der trauernde Rest der im Unverstand abgetragenen Burgkapelle, daneben ein Eckturm von der Burgmauer.

Und dort! Das niedrig-düstere Hallengewölbe mit der Reihe untersetzter, schwer tragender Säulen. Es läßt uns einen Blick tun in die unteren Räume des Palas, in dem einst die Augsburger Fugger und vor ihnen das Rittergeschlecht derer von Hürnheim aus- und eingegangen sind. Von packender perspektivischer Wirkung ist dieses Renaissance-Gewölbe, in welchem im Bund mit der Sonne und ihren Strahlen der Raum gemeistert ist.

Wie schön ein alter Fachwerkbau mit eichenem, ursprünglich mit Ochsenblut gestrichenem Gebälk sei, das zeigt hier das zur Burg gehörige einstige Vogteigebäude aus dem Anfang des 16. Jahrh. Vor 15 bis 20 Jahren drohte



Ehemaliges Vogteigebäude in Niederalfingen

diesem Baudenkmal Verfall und Untergang infolge Baufälligkeit. Einzig durch die Verwilligung eines in zähen Verhandlungen zugestandenen Staatsbeitrags konnte es vor Denkmalpflegern gerettet werden. Darüber freut sich der Maler und mit ihm der Wanderer, der des Weges kommt. Das

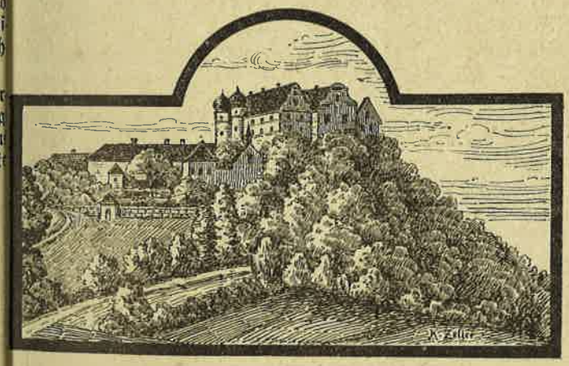
alte Haus ist's wert! Eines der schönsten Häuser, die wir im Bezirk haben.

Weggenosse ist dem Maler — seine Palette. Ihr erzählt er, wie schön die Heimat, und wann er sie am schönsten gesehen habe. Du kannst es an den Westskizzen vom Rechberg u. Staufen sehen. Morgenstimmung liegt auf dem Rechberg mit seinem südl. Gemäuer u. der — Burg und Berg verbindenden — Brücke. In lichtem Grau, ein wenig verträumt schaut die mittelalterliche Feste drein. Berg und Burg harren noch des täglichen Bades in Licht und Sonne.

Ueber dem Staufen aber ist es Abend geworden. Nacht und Nebelschwaden steigen auf aus den wald- und wasserreichen Gründen. Hin am Hang ziehen sie. Und im Hintergrund leuchtet die Lohe des Abendrots.

Diese beiden Farbklänge vom Morgen und vom Abend geben einen Eindruck davon, wie wertvoll es ist, solche Tagesstimmungen auf sich wirken zu lassen, sie erst zu empfinden, hernach mit Klarheit zu erfassen, endlich mit Pinsel und Farbe festzuhalten. So künden und stärken sich Kräfte des Geistes und des Gemüts.

Von der Kapfenburg waren 3 Bilder vertreten, in der Kleinmalerei ein Durchblick, wie er sich bei einer Randwanderung vom Braunen her im Wald bietet. Zum Zweiten: eine Gesamtansicht der Burg von Nordosten. Am Hang spielt der Herbstwald in den prächtigsten Farben. Zum Dritten: die Burg in der Winterlandschaft, von Westen aufgenommen, mit Mauer und Graben. Das Bild mit seinen kalten Tönen ist recht eigentlich eine Farbstudie von Blau nach Grau. Es malt Winter und Duft, schneeige Luft.



Deutschordens-feste Kapfenburg

Mehr noch aber als all diese Bilder mit geschichtlichem und erzählend-beschreibendem Anklang waren es zwei pünktlich sorgfältig ausgeführte Darstellungen der romantischen Naturschönheit des Aalbuchs, die aller Augen auf sich zogen. Wer könnte sich nicht begeistern für den Rosenstein und das Rental? Wer kennt sie nicht, die großartigste und schönste Grotte der ganzen Alb, die sich — 38 m lang, 11 m hoch und 8 m breit — hineinwölbt in den massigen Felsenkalk der Alb. Die »Große Scheuer«. Sie zu malen, dazu gehört Kühnheit und Meisterschaft. Wie die Perspektive, die Tiefe der Hallenbildung herausbekommen, wo Säulenreihen fehlen? Wie im engen Rahmen beidem zugleich gerecht werden: der massigen Großartigkeit der Halle und der Landschaft mit dem Steilabsturz, aus dem sie heraustritt? — — — Der Maler hat das Problem gelöst, so glücklich, daß sich mancher Besucher sagte: Bei meiner nächsten Rosensteinwanderung suche ich die Stelle, auf der er stand und stelle mich mit beiden Füßen darauf und will versuchen, nach Gegenstand, Form u. Farbe all das zu sehen, was er an der Großen Scheuer geschaut hat.



Große Scheuer (Rosenstein)

Wer von uns hat nicht schon von Steinheim aus das Wental durchwandert? Am Hirschfelsen und an der Schutzhütte vorbei in der Richtung nach Bartolomä oder noch besser vollends das Trockental hinauf nach Irmansweiler und Tauchenweiler. Aber wer hat je den herrlichen Dreiklang der Farbtöne vernommen, der uns in dem großen Gemälde Abend auf der Heide am steinernen Meer begegnet? Diesem Bild, dem stimmungsvollsten der Ausstellung wurde allgemein freudige Bewunderung gezollt. Die Szenerie dieser Stätte ist wie aus einer anderen schönern Welt. Die Wirklichkeit wird zur Symbolik, zum Märchen. Ganz geheimnisvoll ist der Eingang in das steinerne Meer: mit der Furt und etlichen Felsblöcken nur dunkel angedeutet. In der Ecke rechts unten auf dem Bild aber findet das farbentrunkene Auge nur seinen letzten Ruhepunkt. Dort träumt es, nachdem es sich vorher sattgetrunken hat an dem leuchtenden Rot der Heide, das sich mit der Diagonale aus der Ecke links oben ergießt wie ein kristallener Strom: still, groß, vornehm-feierlich. So langsam auslaufend denke ich mir den Glutstrom eines Vulkans, herab an den moosig geschwellten Hängen eines Waldkranks. Stehen gebliebene, gründunkelnde Striche und Strähnen weisen die Richtung des Glutstroms.

Die in ihrer Einfachheit glänzende Komposition findet ihre Vollendung in der schönen Ueberschneidung durch den dunkel ernsten Forchenwald aus der Ecke rechts oben. Kann man sich eine schlichtere, ruhigere Gliederung des Raumes im Rahmen denken? Und dabei wie wirkungsvoll! Was aber etwas wie Verklärung über das Bild und über den Beschauer ausgießt, das ist der Himmel mit seinem tiefen, selige Ruhe atmenden Blau. Diesem Blau, diesem Himmel, diesem wunderbar ruhig-sorgsamen, friedevollen Weben und Walten, Schauen und Schaffen gibt sich der Beschauer hin.

Ja, ich gestehe es: Erst vor diesem Bild sind mir die Augen aufgegangen für die herbstliche Schönheit, die hohen Stimmungs- und Phantasiewerte der Aalbuch-Landschaft. Wo

hatten wir unsere Augen, als wir über die Heide gingen? Milde beruhigend antwortet der Schöpfer des Bildes: Selten hat man die Heide so schön gesehen wie in diesem Jahr.

Neben dieser mit aller Feinheit ausgeführten Abendstimmung verdienen eine größere Anzahl Studien unsere Aufmerksamkeit. Sie wirken wie Vorarbeiten. Das einemal packt der Maler die massigen Felsen des steinernen Meers in ihrer klotzigen Plastik fest an u. häuft sie zur »Baste«.



Im Steinernen Meer (Wental)

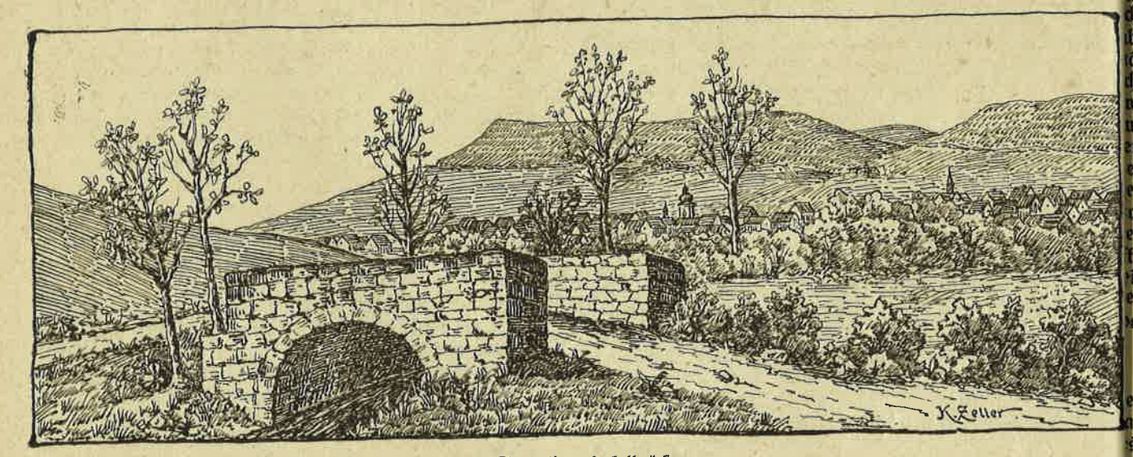
Das anderemal läßt er Phantasie und Pinsel mit den grotesken steinernen Gestalten spielen, so wie junge Birken und Buchen auf ihnen kosen und scherzen, so wie der Volksmund tut, der vom Seelöwen, Nilpferd und Wentalweible redet. Ihm gruselt. Ein Maler aber sucht u. sieht Kunst u. Künstler: Jene steinerne Gestalt — ist das nicht Michelangelo im Profil? Originell ist, wie sich der Rücken an den Kopf anschließt. Der Kopf ist unverkennbar, aber der Hals fehlt. Dafür bildet ein im Nacken sitzender Höcker die Verbindung von Kopf und Rücken.

Noch eine interessante Licht- und Farbstudie aus später Abendstunde. Die Sonne ist eben untergegangen. Aber wie vom scheidenden Ozeandampfer die Fahne zum letzten mal das entschwindende Land grüßt, so flammt der Himmel noch einmal auf in feuriger Glut. — Letztes Leuchten. Solches Naturschauspiel ist flüchtig und dauert gewöhnlich wenige Minuten. Etliche beobachten's, kaum einer bewahrt und kann's nach Tagen und Wochen aus der Anschauung wiedergeben, nicht mit Worten, sondern mit Pinsel und Stift, wie sich's gehört.

Studien sind's. Daher — blinzelt die glühende Heide durch oder sie leuchtet voll und warm im Hintergrund.

Ja, ja! Württemberg ist ein malerisches Land, auch die Gegend um Aalen mit Albuch und Härtsfeld. Naturfreunde und Wandervereine wissen es. Aber die Augen müssen weit aufgetan werden, diese Schönheit zu sehen, zu vernehmen, zu genießen als geistige Genießer und Lebenskünstler. Der Bezirksausschuß mit Herrn Studienrat Zeller als Denkmalpfleger, der alle die geschilderten Bilder in Oel und Wasserfarbe gemalt hat, sind auf dem rechten Wege, es zu tun. »Sehn, leiblichen Augs müßt Natur ihr sehn!«

Aber diese edlen Genüsse, die jeder haben kann, kostet nur ein Paar Wanderschuhe) müssen allgemein sein — wie das Sonnenlicht. Drum wäre sehr zu wünschen, daß die Aalener Kunst der Gegenwart (wir denken dabei an die farbigen Künstlersteinzeichnungen von Herrn Fo... der gesamten natur- und heimatfrohen Oeffentlichkeit zugänglich gemacht würde. Wie wäre es mit einem Aalener Heimattag? — Dem würde unter anderem auch die Aufgabe zufallen, Auge u. Herz zu öffnen für die Schönheit der heimischen Landschaft und die Aufgeschlossenen aller Stände buchstäblichen u. übertragenen Sinn an diese Schönheiten heranzuführen, damit wir uns dieses gemeinsamen Besitzes in bewußter Erkenntnis und Liebe freuten. Herr Studienrat Zeller, der in glücklicher Weise den Beruf des Zeichenlehrers mit dem Ehrenamt des Denkmalpflegers verbindet, ist auf dem rechten Weg. Wenn er die Oberklassen der Lehranstalt in eine Ausstellung der Heimatkunst einführt, so ist das praktische Arbeit auf dem Gebiet des Naturschutzes und der Denkmalpflege. Aber der Bezirksausschuß für Heimatpflege muß einen Schritt weiter gehen und der ganzen Oeffentlichkeit in Stadt u. Land dienen. Einen allgemeinen Heimatf... brauchen wir. Als führende Kräfte eines solchen Tags könnten wohl die hervorragenden Männer des Landesamts für Denkmalpflege: Prof. Dr. Gößler, Prof. Schwenkel u. der Volksdichter Lämmle gewonnen werden.



Ehemalige Fackelbrücke



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 3 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | März 1925

Die Burg.

Seh ich Trümmer ragen
Hoch am Felsenrand,
Träum' ich von den Tagen,
Wo die Burg hier stand;

Wo die Türme stiegen
In die Luft so schlank,
Wo auf hohen Stiegen
Klirrt' der Waffen Klang;

Wo die Hörner schallten
Zu der lust'gen Jagd,
Wo die Fahnen wallten
Zu der wilden Schlacht.

Männer sah man streiten
Hier mit Heldenmut,
Wilde, rauhe Zeiten
Tobten hier in Wut.

Mag der Wind verwehen,
Was die Zeit entrafft!
Eines soll bestehen:
Deutsche Heldenkraft!

Rob. Reinick.

Die Lauterburg auf dem Albuch.

Von Pfarrer H. John, Lauterburg.

Ein lohnendes Wanderziel im Aalener Bezirk ist die Lauterburg. Allerdings muß man einen für Naturschönheit und geschichtliche Vergangenheit gleich aufgeschlossenen Sinn mitbringen, um den vollen Genuß von dem zu haben, was dort zu sehen ist. Die Wanderung nach Lauterburg kann auf verschiedenen Anmarschwegen unternommen werden. Ob wir über vom Tal aus oder von der Höhe her uns Lauterburg nähern, alle Wege führen, wenn wir nicht gerade in der Ortschaft selbst die erst in neuerer Zeit angelegten Abkürzungen zwischen unterem und oberem Dorf betreten, ganz von selbst zu der Burganlage, in die wir durch ein schlichtes, aber malerisch anmutendes Burgtor eintreten. Dieses Tor, das in den äußeren Burghof führt, und ein zweites größeres Torgebäude, durch das wir zum inneren Burghof gelangen, sind noch in gutem Stand, aber das Herrenhaus am weitesten gegen das Tal vorgeschoben, einst ein stattlicher Schloßbau, ist im Jahr 1732 ausgebrannt und zur Ruine geworden; und seither ist noch manches andere, was zur ursprünglichen Burganlage gehörte, in Trümmer gesunken oder abgetragen worden.

1. Die heutige Lauterburg.

Die Lauterburg in ihrer heutigen Gestalt bietet im einzelnen manches anziehende, stimmungsvolle Bild und auch im ganzen einen reizvollen landschaftlichen Anblick. Damit dieses Urteil aber nicht den Anschein des einseitigen »Lokalpatriotismus« erwecke, sollen zunächst zwei auswärtige Besucher der Lauterburg hiezu das Wort erhalten. Gustav Schwab, unser landsmännischer Dichter, ist auf einer Wanderung, die er in seinem Buch »Die Neckarseite der schwäbischen Alb« beschreibt, vor 100 Jahren auch nach Lauterburg gekommen· er schreibt über das Schloß: »Das große, unbedeckte, hohle Gebäude, ein einförmiges Viereck mit der Menge seiner ausgebrannten Fensterhöhlen steht etwas abgesondert von dem hinterwärts gestreckten Dorfe schwermütig da. Von den verwirrten Sagen über den Brand des Schlosses heben wir die der schwermütigen Erscheinung angemessenste heraus.« Die nun folgende Dichtung, betitelt »Romanze Schloß Lauterburg«, die auf keinen besonderen dichterischen und noch weniger auf wirklich geschichtlichen Wert Anspruch macht, kann hier wegbleiben. Schwab schließt dann seine Schilderung mit den Worten: »Von diesen traurigen Gedanken erhole sich der Wanderer durch einen Umblick in der schönen Talschlucht. Wenn es ihm noch einmal recht ählich zu Mut geworden ist, so führt der Wegweiser durch einen dichten, tiefen Wald hinab, um nicht mehr heraus zu führen, in das freundliche Laukern.« Anders klingt das, was in neuester Zeit G. Stütz in seinem »Heimatbuch für Gmünd und weitere Umgebung« über die Lauterburg zu sagen weiß. Er führt den Wanderer von Laukern aus herauf, um ihn auf diesem zweifellos vorteilhaftesten Anmarschweg den Anblick der Burg genießen zu lassen: »Plötzlich tritt ein entzückendes Bild aus dem hellen Buchengrün eines Bergvorsprungs, die märchenhafte Erscheinung der Ruine Lauterburg, hervor. Daneben steht die gefällige Dorfkirche und einfache Schloßkapelle, ein schlichter Renaissancebau aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.« Nachdem Stütz vollends auf die Höhe geführt und mit dem Wanderer in der Burg Umschau gehalten hat, fährt er fort: »Epheu und wilde Reben umranken die Trümmer

und Waldbäume strecken ihr Gezweig durch die klaffenden Mauerlücken des Palas. Der grüne Innenhof flirrt im Spiel von Licht und Schatten. Statt Minnegesang und Harfenspiel durchklingt nun heller Vogelsang den Hof und die Hallen der Burg. »Und der Sage Wanderblüte flicht sich in den Lindenstrauß; Sonne, Epheu, Sang und Mythe zaubern jung das alte Haus.« Die Straße führt nun durch ein wogendes Halmenmeer, das ein Laubwald in weitem Bogen umkränzt. Wer würde auf dieser Albhöhe so gesegnete Fluren suchen! Es ist wahrlich wonnig auf dieser freien lichten Höhe im Sonnenglanz dahinzuwandern.«

Diese beiden Schilderungen sind durchaus treffend. Wer bei trübem Himmel als weitgereister, müder Wanderer, der womöglich wie Schwab im Dorf sich hat gruselige Geschichten erzählen lassen, die Ruine betritt, den mögen die ausgebrannten Fenster wie hohle Augen anstarren und die gen Himmel ragenden Mauerreste wie hilflos ausgereckte Arme schrecken; unheimliche, düstere Gedanken mögen dann das Gemüt beschleichen. Aber solche Stimmungen haben auch ihren Reiz; und wem es gegeben ist, wird auch dabei zum Dichter und Sänger. Wer dagegen unter lachendem Sonnenschein in frischer Wanderlust und fröhlicher Gesellschaft in die alte Burg einzieht, dem wird es zu Mut sein wie Stütz, ihn entzücken die einzelnen Bilder: die ganze hochgebaute Burg mit ihrer breiten Hauptfront vom Schloß bis zur Kirche, der Torbogen am Eingang, die malerische Verbindung von altem Gemäuer u. Pflanzenwuchs, der an verschiedenen Stellen sich bietende Blick auf das anmutige Kirchlein. Und dazu kommt noch, daß beim Ausblick nach der Talschlucht ein Ausschnitt aus der vorliegenden Landschaft sichtbar wird, die im Rahmen der beiderseits der Schlucht ansteigenden bewaldeten und felsgekrönten Berghänge wie ein liebliches Gemälde vor Augen liegt. Unmittelbar unten am Ende der Schlucht ist Lautern eingebettet. Ueber das Remstal mit Mögglingen schweift dann der Blick über Dörfer und Höfe, Höhen und Wälder um Lein und Kocher bis in die blaue Ferne der bewaldeten Limburger und Ellwanger Berge. Da mag es leicht geschehen, daß ein hellschmetternder Jauchzer aus der Kehle des Wanderers sich löst unbekümmert, ob nicht im nahen Kirchlein eine andächtige Gemeinde sich versammelt hat. Es wird ihm verziehen, wenn es wirklich aus lauter Freude an Gottes freier, schöner Natur geschehen ist.

Nun lassen wir die alten Mauern aber auch noch eine andere Sprache reden, sind sie doch Zeugen längst vergangener Zeiten u. liegt doch in ihren Trümmern die einstige, viel weitergreifende Bedeutung des Namens Lauterburg begraben.

2. Die Lauterburg in der Vergangenheit.

Die Lauterburg wird schon 1128 in einer Urkunde genannt; es ist eine der frühesten geschichtlichen Nennungen im Bezirke überhaupt. Damals, im Zeitalter der Ritter und Burgen, hatte Lauterburg seine höchste Glanzzeit, um dann nach und nach mit der Neuzeit und ihrer andersgearteten Entwicklung der bescheidene Landort von heute zu werden. Worin lag Lauterburgs einstige Größe?

Zunächst war für Lauterburg von großer Wichtigkeit seine Lage an einer uralten Verkehrsstraße. Die heutige Bedeutung der Eisenbahnen als Verkehrsadern hatten ja ehedem die Landstraßen. Orte, die an solchen Straßenzügen lagen, waren besonders bevorzugt. Diesen Vorteil genoß einst auch Lauterburg; denn im Mittelalter lief der rege Verkehr zwischen den großen reichen Städten Straßburg u. Augsburg auf der Straße, die vom Remstal auf die Höhe von Lauterburg und weiter nach Heidenheim führte. Die Burg, unmittelbar über dieser Straße gelegen, beherrschte sie vortrefflich und verlieh ihr daher eine hervorragende Bedeutung.

Dazu kam, daß die Lauterburg der Herrschaftssitz eines Gebiets war, dem nicht bloß der »Weiler bei der Burg« und seine Umgebung, sondern ein stattlicher Besitz im Umkreis, die »Herrschaft Lauterburg«, zugehörte. Zur Herrschaft Lauterburg zählte auch Aalen. Noch 1386 hatte Aalen, als es längst zur Stadt (1328), ja selbst zur Reichsstadt (1360) erhoben war und damit weitgehende Selbstverwaltung erlangt hatte, Einkünfte an die Vogtei Lauterburg abzuliefern, so das halbe »Umgeld«, das hauptsächlich vom ausgeschenkten Wein und Bier eingezogen wurde. Ferner erstreckte sich der Herrschaftsbereich Lauterburgs auf eine ganze Anzahl von Orten, die fast alle Burgen oder feste Häuser im Ort mit einem adeligen Adel aufweisen: Essingen (mit Herrn von Essingen und von Grüningen), Hohenroden (von Roden), Mögglingen teilweise (von Mecklingen), Lautern (von Luthrun), Heubach (von Heubach), Oberböbingen teilweise, Bartholomä, dazu noch zahlreiche Weiler und Höfe. Allerlei Rechte hingen auch mit dem Besitz der Herrschaft Lauterburg zusammen; z. B. standen ihr 2 Malter »jährlichs und ewigs Habers« zu, die das Kloster Anhausen a. Brz. aus den Ortschaften Oettingen und Heuchlingen am Aalbuch als Vogtrecht liefern mußte. Es ist einleuchtend, daß die Lauterburg als Mittelpunkt dieses Besitzzusammenhangs eine gewichtige Rolle spielte.



Ruine Lauterburg von Norden. R. B.

Endlich aber erhielt die Lauterburg besondere Bedeutung durch die Namen ihrer einstigen Besitzer.

Nach ältestem urkundlichem Nachweis war die Lauterburg eine Pfalz der Grafen von Dillingen und Sitz einer Seitenlinie dieses Geschlechts. Die Grafen von Dillingen waren die einstigen Brenzgaugrafen und ihre Familie war eines der angesehendsten gräflichen Geschlechter des alten Herzogtums Schwaben. Etwa ums Jahr 1025 zweigte sich vom Hauptstamm der Familie eine Seitenlinie ab, die ihren Sitz in Donauwörth hatte. Der Begründer dieses Zweigs ist Mangold I. Sein Enkel Mangold III. zeichnete sich durch große Tatkraft aus. Er unternahm im Jahr 1100 eine Romreise, gründete daraufhin im Jahre 1101 in Donauwörth ein Benediktinerkloster statt des kleinen Nonnenklosters, begann dort um 1125 einen neuen Klosterbau, begründete ebenfalls 1125 zu Langenau ein Benediktinerkloster, das aber von seinen Söhnen bald nach Anhausen a. Brz verlegt wurde. In der Stiftungsurkunde von 1125 wird Mangold, wie auch sein ältester Sohn Adalbert, »palatinus comes« (Pfalzgraf) genannt, freilich ohne nähere Bezeichnung, wo ihr »Pfalz« sind. In einer anderen Urkunde vom Jahr 1128 aber heißt der Adalbert ausdrücklich »palatinus de Luterburch« (Pfalzgraf von Lauterburg). So hatte also Mangold III. seine Macht weit über das Stammgebiet seiner Väter, den Brenzgau, wozu auch das Härdtsfeld gehörte, nach Westen ausgedehnt. Aus späteren Stiftungen der Söhne Mangolds u. zum Kloster Anhausen a. Br., geht hervor, daß sie auf im ganzen Aalbuch und im oberen Remstal von Forst und Mögglingen bis Alfdorf Güter besaßen. Einer der Söhne Mangolds III., Walther, wurde Bischof von Augsburg; die ganze eben bezeichnete Gegend lag innerhalb der Grenzen dieses Bistums. Ein weiterer Sohn Mangolds III., Mangold IV., erbte offenbar die väterliche Herrschaft Donauwörth. So schien Mangold III. alles wohlbestellt zu haben. Aber Adalbert, der Pfalzgraf von Lauterburg, starb ohne Erben und Mangold IV., der Letzte des Donauwörther Stammes, der im hohen Alter noch an dem Kreuzzug Kaiser Friedrichs I. (Barbarossa) teilnahm, wurde bei der Belagerung von Akkon im Jahre 1191 von der Pest weggerafft. Auch er hinterließ keine Erben. So war nicht nur der Lauterburger, sondern auch der ganze Donauwörther Zweig der Grafen von Dillingen ausgestorben. (1286 erlosch mit Hartmann von Dillingen, Bischof von Augsburg, vollends das ganze Grafengeschlecht). Die beiden erledigten Herrschaften zu Donauwörth und Lauterburg gingen nun nicht auf den Hauptstamm der Dillinger über. Daraus erhellt, daß sie den vorherigen Besitzern nur als Reichslehen zu eigen waren. Die Hohenstaufen als Herzöge von Schwaben zogen sie daher als heimgefallene Lehen an sich.

Damals war Heinrich VI. von Hohenstaufen, der Sohn Barbarossas, deutscher Kaiser. Wie alle Hohenstaufen war er, so zog es auch ihn in den Süden über die Alpen hinab nach Italien, ja er träumte von einem neuen gewaltigen Kreuzzug ins heilige Land und der Aufrichtung einer deutschen Weltherrschaft. Die Verwaltung seiner Hausmacht übergab er treu ergebenen Vasallen. Als solche saßen auf Lauterburg in dieser Zeit die Haggen (auch Hacken). 1257 ist ein Walther[us] Hagge[o] »nobilis de Luterburc« (Edler von Lauterburg). Im Jahre 1267 rüstete der letzte Sproß des Hohenstaufengeschlechts, der unglückliche Konradin, ein Heer zum Zug nach Italien und verkaufte deshalb seine Erbgüter in Bayern und Schwaben.

Das war wohl auch der Grund, warum die Herrschaft Lauterburg um diese Zeit in die Hände der Grafen von Oettingen, der alten Riesgaugrafen, überging, zunächst ohne die Burg Rosenstein mit Heubach, wo die Haggen noch länger sitzen sind. Nachdem aber die Grafen von Oettingen auch Rosenstein-Heubach sich dazu erworben hatten, hatte auf Lauterburg ein öttingischer Vogt seinen Sitz (Hans von Aalen 1357—58). Um die Mitte des 14. Jahrhunderts gaben jedoch die Oettingen nacheinander alle ihre Besitzungen am Kocher und westlich desselben wieder auf. Im Jahr 1345 verkaufte Graf Ernst Ludwig das Gut zu Essingen samt dem Kirchsatz Aalkern mit allen Vogtrechten an das Spital zu Gmünd. Hauptbestandteil der Herrschaft Lauterburg mit den Burgen Lauterburg und Rosenstein und den Städten Aalen und Bopfingen und dem Dorf Essingen wurde von Graf Ludwig von Oettingen 1358 an Graf Eberhard den Greiner (auch »Rauschbart« genannt) von Württemberg verpfändet.

Graf Eberhard von Württemberg, aus den Sagen und Dichtungen Ludwig Uhlands als ein reckenhafter Held wohl bekannt, hätte damals das neugewonnene Gebiet in seinem Lande fest angliedern können. Aber der streitbare »Greiner« (= Zänker) ließ sich in eine Fehde mit Kaiser Karl IV. ein, der ihm an Raufslust nicht nachstand und ihn an Ländergier weit übertraf. Ein alter Geschichtsschreiber vergleicht sie mit zwei Adlern: »Der eine fresse die Jungen, der andere supfe schon die Eier aus«. Der Kaiser eroberte Aalen, das 1360 zur Reichsstadt erhoben wurde und damit von der Herrschaft Lauterburg sich trennte, während die übrige Herrschaft Reichslehen wurde, aber doch wenigstens als solches den Württembergern verblieb. Der Kaiser ließ sich den dem Reich verschafften Zuwachs durch Vergrößerung seines Eigenbesitzes vergüten. Die junge Reichsstadt Aalen hatte freilich fernerhin einen schweren Stand, die neugewonnene Freiheit zu behaupten. 1447 geriet sie in eine Fehde mit den Grafen von Oettingen und im Fürsten- und Städtekrieg (1449—1454) kam sie einmal in schwere Bedrängnis. Sie richtete daher am 18. Mai 1450 an die große Reichsstadt Ulm einen Hilferuf, sie »werde angegriffen von Heuchlingen, Heidenheim, Lauterburg, Baldern usw., heute von diesen, morgen von jenen, bisweilen von allen«. Ein Bild der verworrenen Kleinstaaterei und des ewigen Kleinkriegs jener Zeit!

Der Enkel jenes Eberhard des Greiners, Eberhard III. der Milde, verpfändete Lauterburg mit Essingen und Rosenstein mit Heubach im Jahre 1413 an die Herren von Wellwart. 1579 zogen die Württemberger den Rosenstein-Heubach'schen Teil zwar wieder an sich; dagegen erhielt Rennwart von Wellwart durch Kauf 1479 Lauterburg mit Dorf Essingen von Graf Eberhard im Bart. Mit ihm stand er in naher freundschaftlicher Beziehung. Er hatte ihn im Jahr 1468 ins heilige Land begleitet auf der Pilgerfahrt, die Ludwig Uhland in dem allbekannten Lied »Graf Eberhard im Bart vom Württemberger Land« besungen hat. Mit ihm wurde er dort am heiligen Grab zum Ritter geschlagen. Bei dem Kauf von 1479 war bestimmt, daß »Schloß und Vestin Lauterburg« als württembergisches Erblehen getragen werden solle.

Die Freiherrn v. Woellwarth sind die fünften und letzten Besitzer der Lauterburg, bis sie ihre hohheitlichen Rechte im Jahre 1806 an das Königreich Württemberg abtreten mußten und die Burg (damals freilich schon Ruine) nur mehr als Privatbesitz behielten. In große kriegerische Handlungen scheint die Lauterburg nie hineingezogen worden zu sein. Nach einer mündlichen Ueberlieferung soll sie im Bauernkrieg 1525 abgebrannt sein. aber es ist nichts Urkundliches darüber erhalten; auch ist diese Ueberlieferung nicht sehr wahrscheinlich aus Gründen, die unten bei der Baugeschichte Erwähnung finden werden. Der dreißigjährige Krieg, der in der Gegend viel Verheerung anrichtete, ließ die Burg unversehrt. Im spanischen Erbfolgekrieg plünderte am 13. März 1704 ein französisches Streifkorps von Ulm herkommend Lauterburg; Daraufhin ließ Herzog Ludwig von Württemberg die Lauterburg zum Schutz mit 50 Mann besetzen, die aber nicht mehr in Tätigkeit traten. Auch die späteren Kriegszeiten hätte die Burg leicht wohlbehalten überdauern können, war sie doch in diesen Zeiten von der großen Heerstraße schon zu sehr abgelegen, um strategisch von Bedeutung zu sein, aber das Brandunglück von 1732 bereitete ihr ein unerwartetes Ende.

Ueber 500 Jahre sind es, daß der Name »von Woellwarth« mit der Lauterburg in Verbindung steht; denn der Zweig dieser Familie, der zu Beginn des 15. Jahrhunderts sich auf ihr niederließ, legte zum Unterschied von einer anderen, jetzt ausgestorbenen Linie sich ihren Namen bei und betrachtete sie als seine Stammburg. Diese Linie der Freiherrn von Woellwarth-Lauterburg floriert noch heute und bewahrt in ihrem Beinamen die Erinnerung an die einstige Bedeutung der Lauterburg als eines stolzen Herrschaftssitzes, während in Lauterburg droben nur noch eine Ruine »zeugt von verschwundener Pracht«.

(Fortsetzung folgt).

Im Klange des Glöckleins von St. Johann.

Hört's und vernehmet's
Kind, Greis und Mann:
Im Klange des Glöckleins
Von Sankt Johann
Läuten und mahnen
Die Ahnen.

Ein Orgelton heimelig von St. Johann.

Hört und vernehmet es, Kind, Greis und Mann
Den Orgelton heimelig von Sankt Johann;
Höret den Ruf aus himmlischen Höh'n
Den Menschen, die über die Erde geh'n:
Stimme des Herrn im sanften Sausen,
Zeitenwende donnernd in Sturmesbrausen,
Sprache der Menschen durch Zeiten und Weiten,
Klänge, die zu Tauf und zu Grabe läuten.



Das St. Johanniskirchlein auf dem Friedhof in Aalen.

Hier reden in Liebe und Freundschaft und Rache
Die Menschen einerlei Zunge und Sprache:
Völker zu Völkern, Enkel zu Ahnen
Und die geschworen zu jedwelchen Fahnen.
— Davon eine Menschenbrust jemals geklungen,
Das offenbaren diese Register und Zungen.
Das Wunder der Pfingsten, das einmal geschah,
Hier wird es lebendig, hier ist es uns nah.

Heinrich Häußler.

Das Landesamt für Denkmalspflege

(Stuttgart, Neckarstr. 8)

hat die Aufgabe, alle **Denkmäler der Vergangenheit** Gegenwart, d. h. die Werke der heimischen Kultur und tur, die um ihres künstlerischen, geschichtlichen, naturwiss schaftlichen oder landschaftlichen Wertes willen erhalt wert sind, aufzunehmen, zu erforschen, zu pflegen und Entstellung zu bewahren; ferner bei unvermeidlichen derungen oder Beseitigungen des Alten oder bei Neuschö ungen im Sinne einer rücksichtsvollen, zugleich aber f schrittlichen Gestaltung zu raten.

Im einzelnen unterstehen seiner Pflege:

1. Alle **Baudenkmäler vergangener Zeiten** in öff lichem oder privatem Besitz, die durch ihre Form ei künstlerischen Eindruck vermitteln oder infolge der an sie knüpfenden Erinnerungen wertvoll sind; d die Vielheit von Bauten, die als Ganzes wertvolles Zeugnis des künstlerischen Gestaltungs lens unserer Vorfahren sind, wie alte Stadtbil Straßenzüge usw.; endlich die örtliche und la schaftliche Umgebung eines in künstlerischem sammenhang damit stehenden Bauwerkes.
2. Alle beweglichen Kunstwerke der Mal Plastik und des Kunstgewerbes, sowie Gebrauch genstände von Altertums- und Heimatwert.
3. Alle Reste unserer Vor- und Frühz insbesondere die Bodenaltertümer, die Grabhügel, Siedlungen, Befestigungen, Wege und Straßen
4. Die gesamte heimische Landschaft und tur, insbesondere die Naturdenkmäler, eigenartige Landschaftsgebilde, Irrblöcke, Einzelbä bedrohte Arten von Tieren und Pflanzen, ganze bensgemeinschaften und Landschaftsausschnitte.

Um im Sinn der Ehrfurcht vor der Natur und mit Ziel der Milderung der Gegensätze zwischen den ethisch-ä tischen Bestrebungen und den wirtschaftlichen Forderun der Nutzung alle Gestaltungen des Menschen nach Mögl keit in das Gesamtbild der Landschaft einzufügen, ist Ha aufgabe des Landesamts: die Beratung bei Anlage Steinbrüchen und Bergwerken, von Straßen und Eisen nen, von Kanälen und Stauseen, von Kraftwerken und F leitungen, Brücken, Dämmen, öffentlichen Parken u. F höfen, bei Feldbereinigung und Forstgestaltung, bei S und Ortsplänen; sowie die Förderung aller Bestrebungen dem Gebiete des Tier- und Pflanzenschutzes und die S fung von Banngebieten als letzter Zufluchts- und Heim ten der freischaffenden und unberührten Natur.

Demgemäß ist das staatliche Landesamt für Denk pflege in folgende Gruppen geteilt:

1. Geschichtliche Baudenkmäler. 2. Geschichtliche Kunstd mäler. 3. Vorgeschichtliche Denkmäler. 4. Naturde mäler und Landschaft.

Dazu kommen noch Gruppe 5: **Archivalienschutz** Gruppe 6: **Volkskunde.**

Dem Landesamt stehen zur Seite ein engerer Beirat Sachverständigen der genannten Gebiete und ein weit Beirat bestehend aus den für jeden Oberamtsbezirk au stellten Pflegschaften.

Unterstützt das Landesamt für Denkmalpflege durch freiwillige Mitarbeit!

Diese Nummer umfaßt 8 Seiten.

Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 4 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | April 1925



Die Burg.

Wer einstens hier in diesen Räumen hauste!
Ging nur zum Raub der Ritter aus dem Schloß,
Wehrlose Wanderer, wenn der Nachtwind brauste,
Zu fällen mit dem meuchelnden Geschoß?
Vielleicht war es nicht Gier nur nach Gewinn,
Was einst dem Ritter hier die Wege zeigte;
Es war, wer weiß, nur freier hoher Sinn,
Unbänd'ger Stolz, der keinem Herrn sich neigte.
Der Mut, den Nacken nimmermehr zu beugen,
Er setzte diese Türme sich zu Zeugen.
Der alte Bau, von Mauern fest umschlossen,
Wie viele sah er kommen, sah er gehen!
Wie viele Thränen sind in ihm geflossen,
Und Freudenfeste hat er auch gesehen!
Dahin sind Freud und Leid vergangner Tage,
Was war, erzählt uns nur die dunkle Sage.

Die Lauterburg auf dem Aalbuch.

Von Pfarrer H. John, Lauterburg.

(Schluß)

3. Die Baugeschichte der Lauterburg.

Wann und durch wen ist die Lauterburg wohl erstmals erworden? Die Oberamtsbeschreibung von Aalen (S. 140) utet, daß an der Stelle der späteren Burg ursprünglich römische Befestigung gewesen sei. Diese Vermutung hat bis jetzt durch keinerlei entsprechende Bodenfunde eine tigung finden können. Auch die noch heute übliche Bezung des Wegs, der von der Burg aus geradlinig in er Richtung nach dem Bärenberg u. Bartholomä führt, Heergasse« ist kein Beweis dafür, daß es sich gerade um römischen Heerweg handelt.

Auffallend ist, daß die »alte Straße«, die von Lautern über den Aalbuch nach Heidenheim führte, und die wohl in vorrömischer Zeit bestand, nicht eigentlich über Lauerg, sondern östlich von Lauterburg außerhalb des heuDorfes vorbeilief. Dieser Umstand läßt eher darauf ßen, daß die Burg erst in späterer Zeit entstanden ist. mmerhin ist es möglich, daß auf dem Bergvorsprung der rburg wie auf einer Reihe benachbarter Albkuppen in vorrömischer Zeit eine Fliehburg mit Erdwällen anwar, in die sich die Bewohner der Gegend in Zeiten efahr flüchteten. Es ist auch nicht ganz von der Hand isen, daß in römischer Zeit ein Wachposten seine Aufg dort hatte. In dieses vorgeschichtliche Dunkel könnte nur durch Grabungen Licht gebracht werden.

nn die Anlage einer Ritterburg erfolgt u. wer ihr auer gewesen ist, darüber läßt sich eher Bestimmtes gen. Als ältester Besitzer wird ja 1128 Adalbert, »Pfalzgraf von Lauterburg« genannt; auch sein Vater, Graf Mangold III. von Dillingen-Donauwörth führt 1125 den Titel »Pfalzgraf«. Daß dieser Pfalzgraf Mangold der Erbauer der mittelalterlichen Burg gewesen ist, dafür sprechen folgende Gründe:

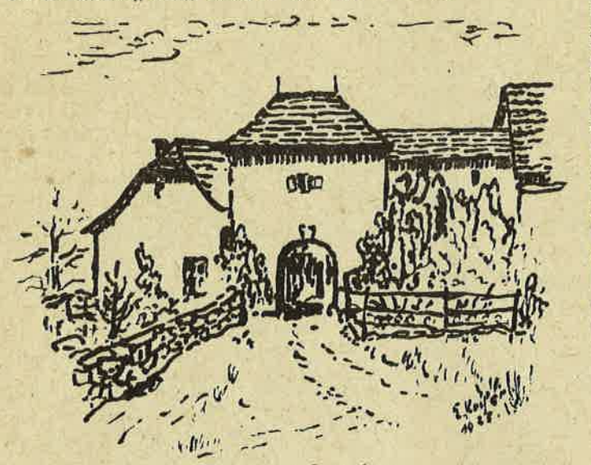
1. Die sonstige Baulust u. der Unternehmungsgeist Mangolds III. (s. oben bei Abschnitt 2!).
2. Die naheliegende Anlage einer Burg als Mittelpunkt seiner ausgedehnten Besitzungen auf dem Aalbuch und in den angrenzenden Gegenden.
3. Es ist die Zeit, in der auch sonst zahlreiche adelige Herren sich Burgen auf solchen hochgelegenen Punkten erbauten und deren Namen sich beilegten.
4. Die Annahme des Namens »Pfalzgraf v. Lauterburg« durch seinen Sohn Adalbert, unter Weglassung der vorherigen Namen »von Dillingen« oder »zu Wörth« weist auf eine Neugründung.
5. Die einstige Schloßkapelle war dem heiligen Nikolaus geweiht. Die Entstehung der Kirchen u. Kapellen, die diesem Heiligen geweiht sind, gehört einer ganz bestimmten Zeitspanne der kirchlichen Entwicklung an, die auf die Zeit um die Wende des 11. und 12. Jahrhunderts fällt.
6. Zu den Zubehörden der Burg gehörte von alters her ein jährlicher Zins für den heiligen Nikolaus aus Gärten in Giengen a. Brenz. Die Stiftung dieses Erträgnisses gerade aus einem Brenzort, weist auch auf den Dillinger Grafen.

Auf Grund dieser übereinstimmenden Tatsachen darf Pfalzgraf Mangold III. aus dem Geschlecht der Grafen von

Dillingen-Donauwörth als Erbauer der Lauterburg gelten und ihre Erbauung gegen das Jahr 1125 angesetzt werden.

Die mittelalterliche Burg nahm wahrscheinlich nur den Raum der Innenburg ein, und zwar mit geringerem Umfang als in späterer Zeit. Von ihr besteht heute so gut wie nichts mehr. Nur an einer Stelle, an der Südostecke des späteren Herrenhauses, sieht man noch aus mächtigen Buckelquadern gefügte Grundmauern, die mit dem späteren Aufbau nicht durchweg gleichlaufen.

Im Jahr **1470** erhalten wir das erstemal Kunde von einer Bautätigkeit in der Burg, als Rennwart von Wellwart für seinen Bauaufwand am Schloß 450 Gulden auf seine Pfandsumme geschlagen erhielt. Aus dieser Zeit stammt wohl der starke innere Torbau, der heute noch steht. Die tunnelartige Einfahrt weist an dem flachen Gewölbe durch erhabene Bandleisten gebildete Acht- und Sechseckfelder auf. Zur darüberliegenden Torwohnung führt eine alte Wendeltreppe. Vor allem aber wird bei dieser Bautätigkeit der mittelalterliche Schloßbau einer gründlichen Wiederherstellung unterzogen worden sein, da die Herren von Wellwarth sich hier dauernd niederlassen wollten; im Jahr 1479 nahmen sie ja dann die Lauterburg durch Kauf in ihren festen Besitz.



Eingang zur Lauterburg.

Ein weiterer Bauabschnitt wird angezeigt durch die Jahreszahl **1536**, die an dem äußeren Torbogen auf dem dort eingelassenen Wappenschild noch heute zu lesen ist. Die beiden Wappen auf diesem Schild gelten dem Bauherrn Jörg Heinrich von Wellwart u. seiner Gemahlin Ursula von Roth. In dieser Zeit also entstand die Vorburg, die für die ganze Burganlage eine wesentliche Verstärkung bedeutete. Mit dem äußeren Torbogen ist ein Gebäude verbunden, ursprünglich als Wohnung des Torwarts gedacht, das aber später erweitert und bis vor 45 Jahren als Schulhaus benutzt wurde. Mit dieser Verwendung hängt es ohne Zweifel zusammen, daß auf dem Torbogen noch bis vor etwa 150 Jahren eine Glocke und eine Uhr sich befand. In die hohe Umfassungsmauer der Vorburg waren auch einige sonstige Gebäude eingefügt. Vor dieser Mauer lag ein zweiter Graben, über den wie von der Innenburg aus eine Zugbrücke niedergelassen wurde, so daß die Burg nun doppelt gesichert war. Die Erstellung dieser Vorburg, 11 Jahre nach dem Bauernkrieg, wäre nicht recht verständlich, wenn jene mündliche Ueberlieferung recht hätte, die Burg sei im Bauernkrieg in Flammen aufgegangen. Dann hätte doch in erster Linie der Hauptbau neu aufgeführt werden müssen. In diesem Fall wäre es aber nicht verständlich, daß er nach knapp 70 Jahren schon wieder eingerissen werden mußte, wie es tatsächlich geschehen ist. Bis dahin wird also der mittelalterliche Bau nur versehrt geblieben sein.

Auf das Ende des 16. Jahrhunderts fällt nun der bedeutendste Bauabschnitt, der nicht bloß das Herrenhaus erstehen ließ, sondern die Burg in großzügigster Weise ausgestaltete. Mit dem Sohn jenes obengenannten Jörg Heinrich von Wellwart, des Erbauers der Vorburg, starb der jüngere in Lauterburg seßhafte Zweig der Familie aus und die Lauterburg fiel der älteren, in Heubach residierenden Linie zu. 1579 kaufte nun Herzog Ludwig von Württemberg den als Pfandbesitz der Wellwartschen Familie zugehörenden Rosenstein-Heubach'schen Teil der Herrschaft Lauterburg zurück, nachdem schon 16 Jahre vorher der Rückkauf angekündigt war. Nunmehr trachtete der Heubacher Zweig der Wellwart die Lauterburg zu seinem Wohnsitz zu machen. Schon hatte Georg Reinhard von Wellwart den schönen Kollmannswald (südlich von Bartholomä gelegen) im Blick auf eine umfassende Erneuerung der offenbar recht baufälligen Lauterburg verkauft; aber er starb noch im selben Jahr. Sein Sohn Georg Wolf führte dann aber mit jugendlicher Tatkraft den Plan in großartiger Weise aus. Nach einer steinernen Tafel, welche früher noch an der Schloßruine zu sehen gewesen sein soll, begann der Neubau des Schlosses im Jahre 15[illegible]. Der mittelalterliche Herrenbau wurde bis auf den Grund niedergerissen und eine breitere Plattform für die Neubauten geschaffen. Als einziges Bauwerk von der Innenburg blieb nur der feste innere Torbau stehen. Der Schloßneubau wurde in 3 gewaltigen Stockwerken aufgeführt. Im Erdgeschoß bemerkt man noch jetzt die Ansätze der Rundbögen u. Säulen, welche die Decke des mittleren Stocks trugen, und die hohen Fenster mit ihren tiefen Nischen, wie sie heute noch an der ins Tal schauenden Giebelwand zu sehen sind, lassen die weiten, hellen Gelasse der beiden oberen Stockwerke ahnen. Gegenüber diesem stattlichen Hauptbau war ein langgestrecktes Nebengebäude für Dienerschaft und Stallungen, unter dem altes Burgverließ noch jetzt erhalten ist. Im Burghof das Schloß- und Dienerbau in spitzem Winkel beinahe zusammenstoßen und nur noch einen schmalen Durchgang zu dem äußersten Bergvorsprung freilassen, war einstens ein tiefer Brunnen, der mit der Quelle am Fuß des Bergsprungs in Verbindung stand; seine Spur ist heute verschwunden. Die gesamte Hauptburg umgab eine jetzt zerfallene Mauer, die ringsum einen schmalen Zwinger bildete; sie schloß auch den breiten, wasserlosen Burggraben zwischen Haupt- und Vorburg auf beiden Seiten ab, dort verstärkte noch je ein runder Turm den Abschluß. Auch an dem äußersten Bergvorsprung flankierten 2 runde Türme. So war eine Burg geschaffen, die nach dem damaligen Stand des Kriegswesens vortrefflichen Schutz bot. Das Bauwerk nahm bei den gewaltigen Ausmaßen und der festen Bauart eine Reihe von Jahren in Anspruch. Ein Schreiben von Georg Wolf von Wellwart an den Gmünder Magistrat vom 23. April 1597 enthält die Bitte, 100 dürre Schreinbretter und [illegible] liche große Steine zum Schloßbau zu liefern. In diesem war man also noch am Rohbau. Erst vom Jahre 160[illegible] erscheint Jörg Wolf von Wellwart als Bewohner des Schlosses; bis dahin war der Bau also so weit gediehen, daß Umzug von dem Stadtschlößchen von Heubach, das den von Wellwart dort noch eigen gehörte, ins Schloß Lauterburg vollzogen werden konnte.

Damit waren aber die Pläne Georg Wolfs von Wellwart noch nicht vollendet. Auch die Vorburg erfuhr eine Umgestaltung, indem sie wesentlich erweitert wurde. Eine Zehntscheuer wurde auf dem neuen Raum errichtet. Zehntscheuer nicht bloß praktische Gesichtspunkte, sondern auch ideale Gedanken ließ der Bauherr bei seinem Unternehmen walten. Das Werk sollte nämlich durch den Bau einer der Herrschaft, wie der Dorfgemeinde gleichermaßen dienenden Kirche gekrönt werden. Diese Kirche ist bis heute erhalten und ist merkwürdigerweise das einzige, noch unversehrte Bauwerk dieses Bauabschnitts, zugleich ein ehrendes Denkmal für den hochgemuten Sinn des Bauherrn. Um der Kirche die nötige Grundlage am Bergesrand zu geben, ist, von der Vorburg aus nach Osten vorgeschoben, in genialer Weise am Berghang ein gewaltiges Gewölbe angelegt. Darauf erhebt sich in schlichtem Renaissancestil der Kirchbau. Von der Vorburg aus zieht sich ein schmales, 22 Meter langes Bauwerk nach der Kirche hin, das in seinem unteren Teil den Zugang zu dem Gewölbe bildet, im oberen Stockwerk aber einstens der Schloßherrschaft als Verbindungsgang zwischen Schloß und Kirche diente.*) Der Unterbau dieses Seitengebäudes u. der Kirche gleicht mit seinen Lucken und Schießscharten von der Talseite aus gesehen, einem starken Bollwerk. Der darüber befindliche Gang und die Kirche selbst ist mit runden Fensteröffnungen versehen, die bei der Kirche in späterer Zeit teilweise in lange Fenster verwandelt wurden. Der Kirche an der Seite neben dem Chorraum, steht ein starker Turm unregelmäßig im Viereck aufgeführt mit schmalen Fensterlucken, oben 4eckig mit doppelgekuppelten Rundbogenfenstern und schließlich in einem geschweiften Dach, sog. »welscher Haube«, endigend. Dieser Turm bildet an der breiten Talfront der Burg die östliche Flanke. Bei ihm endigte auf der Dorfseite der breite Graben der Vorburg (jetzt Pfarrgarten und Kirchhof). So war die Kirche fest in die ganze Burganlage eingegliedert.

Werfen wir noch einen kurzen Blick in die Kirche! Das Schiff der Kirche mit seiner flachen hölzernen Kassettendecke und mit seinen einfachen, die Ränder der Wände zierenden farbigen Bandornamenten (die weitere Bemalung stammt aus späterer Zeit) ist äußerst schlicht gehalten. Der Hauptnachdruck ist eben auf den Chorraum der Kirche gelegt. Dieser trägt ein Kreuzgewölbe, dessen Rippen mit Stukkaturarbeiten — Bandgeflechten an der Stirn und Eierstab an den Schmiegen — verziert sind. Einen besonderen Schmuck der Kirche bildet der Vorbogen, in seiner Rundung und an den beiderseitigen Gewänden ebenfalls mit Stukkaturornamentik versehen. An eben diesen Gesimsen, wie auch an den Ansätzen der Rippenbögen des Chors sind Engelsköpfchen angebracht. Inmitten des Chors und der beschriebenen Ausschmückung desselben erhebt sich eindrucksvoll hinter dem Altar das beinahe lebensgroße Kruzifix, das in seiner edlen, ebenmäßigen Ausführung ebenfalls Renaissancegepräge trägt und einen begabten, leider unbekannten Künstler verrät. Leider hat die mehrmalige Uebertünchung der Verzierungen im Chor, die übrigens durch rote Farben noch betont sind, ferner der Einbau einer Orgelempore, wie auch die spätere Bemalung der ganzen Kirche u. die Errichtung einer Seitenempore im Schiff manches von dem ursprünglichen, außerordentlich wirkungsvollen Gesamteindruck genommen. Aber nach wie vor wird das Urteil eines Kunstverständigen zu Recht bestehen, daß es aus dieser Spätrenaissancezeit kaum eine Kirche im Lande gebe, die sich mit dem Lauterburger Kirchlein vergleichen könnte.

Eine Inschrift auf einem Stein, der — bisher an ungeeignetem Ort — nunmehr über dem Eingangstor angebracht ist, sagt die Stiftung der Kirche an:

*) Dieses Bauwerk wurde vor etwa 20 Jahren seines Daches beraubt. Infolgedessen fließt alles Wasser, das in diesen 88 Quadratmeter messenden, offenen Raum fällt, in das Gewölbe unter der Kirche ab. Die verderblichen Wirkungen für den ganzen Baukomplex liegen auf der Hand. Leider sind die Bemühungen des Verfassers, diesen Anbau wieder zu überdachen, was die einzig wirksame Abhilfe wäre, bis jetzt vergeblich gewesen.

D.	O.	M.	S.
[deo	opus	munus	sit.

Gott gehöre das Werk zum Geschenk!]

Als Tausend sechshundert und Sieben
Nach Christi geburt wurden geschriben,
Hatt diſe Kirch auff eigen geldt,
Bawen lassen der fromme Heldt,
Georg Wolf von Wellwart genandt,
Auff daß in ihr ohn Menschenthandt
Gottes wort lauter werdt gelehrt
Und er in rechter Andacht geehrt.
Solches verleich der treue Hirt,
Deß ehr allein hie gesuchet wirdt.
Und lasse ja sein Göttlich liecht
Mit dem abent außlöschen nicht.

F. A. S. C. L. P. E.

[faustis auspiciis S... C... L... -ensis pie exstruxit.

Unter günstigen Vorzeichen ourch S. C, aus L. in frommem Sinn erbaut.

Die hier beigefügte Deutung der lateinischen Buchstaben beruht auf persönlicher Vermutung.

Im Schiff der Kirche hängt ein großes, schönes Stiftungsgemälde: ein Oelbild im Hauptfeld stellt die Verklärung Christi, ein zweites in einem unteren Feld (»Predella«) die Stifterfamilie dar. Auf letzterem ist Georg Wolf von Wellwart mit schwarzer Rüstung, die reich mit Gold verziert ist, abgebildet, seine Gemahlin Anna v. Fleckenstein zur Seite u. umgeben von seinen 10 Kindern, von welchen drei zum Zeichen ihres frühen Todes Kreuzchen zu Häupten tragen und Totenköpfe in den Händen halten. Das Ganze ist von einem gediegenen, aus Holz gearbeiteten Rahmen umgeben, in seiner Stilreinheit allerdings durch einen barocken Aufsatz und eine unten angehängte Aufschrift etwas beeinträchtigt; aber auch dieses Stifterbild ist eine gute Arbeit von Künstlerhand. Bemerkenswert ist noch auf dem Familienbild, daß der Hintergrund einen Blick in den Rittersaal des Schlosses und ins Innere der Kirche gewährt an die Bautätigkeit Georg Wolfs von Wellwart erinnernd, während auf dem Hauptbild nebenbei ein Durchblick auf einen kahlen Bergkegel dargestellt ist. Es kann damit kaum etwas anderes angedeutet sein, als daß die einstige Stammburg der Stifterfamilie mit dem Namen »Wellwart« (auf einem solchen Bergkegel im Wörnitztal zwischen Harburg und Donauwörth einst gelegen) verlassen und in Zerfall geraten ist, daß aber nunmehr durch die Nachkommen eine neue Stammburg in umso herrlicherer Gestalt erstellt worden ist.

Die neue Lauterburg sollte freilich nur 4 Generationen in ihren festen Mauern beherbergen; denn schon unter dem Ururenkel Georg Wolfs, Sebastian V. von Wöllwarth brannte der Schloßbau mit dem gegenüberliegenden Diener- und Stallgebäude in einer Vorfrühlingsnacht am 6. April 1732 völlig aus. Nach übereinstimmender Ueberlieferung brach das Feuer in der Küche im Schloßbau aus und griff offenbar derart rasch um sich, daß an ein Löschen nicht zu denken war, weshalb auch der Schloßherr Tore und Brücken sperren ließ. Schauerlich mag des Feuers wütende Flamme aus den hohen Mauern und den großen Fenstern in die schwarze Nacht hinaus gelodert haben. Viel uraltes, wertvolles Familiengut ist mit in Staub und Asche versunken. Die Familie des letzten Schloßbewohners bezog das Schloß in Neubronn. Seither ist nun der hohle Bau Wind und Wetter überlassen; ihr Zerstörungswerk ist unaufhaltsam, wenn auch die starken Mauern merkwürdig lange trotzen. Vieles, insbesondere auch die Zwingermauer mit ihren Türmen, ist im Lauf der Zeiten stark in Zerfall geraten und man kann sich heute nur noch nach den Trümmern erdenken, wie alles einst ausgesehen

haben mag, da weder ein Bild der mittelalterlichen noch der großen späteren Burg bekannt ist. Aber auch die Reste legen noch ein beredtes Zeugnis ab vom kühnen Unternehmungsgeist der einstigen Erbauer und gerade der Ausbau der Burg bei dem letzten Bauabschnitt von 1594—1607 zeigt bei aller Schlichtheit in der Ausführung, daß ein Meister der Baukunst von erstaunlicher Gestaltungskraft und ausgezeichnetem Blick und Geschmack für die Wirkung im einzelnen, wie ganzen am Werke war.

Ob sie je erstehet wieder?
Gar verwaist und kahl
Starren ihre Trümmer nieder
Nun ins stille Tal.

Wanderung auf dem Rosenstein.

Von E. Kaiser-Lauterburg.

Nun ist doch endlich Frühling geworden!

Das weiße Tuch, das der Winter noch im Lenzmond über unseren Aalbuch gelegt hatte, ist bis auf die letzten Reste verschwunden; der blaue Teppich, aus lauter Leberblümchen gewoben, der hernach unsern Waldboden schmückte, ist verblaßt, nachdem allüberall das junge Grün die graue Einförmigkeit verdrängt und allenthalben die Kinder des Frühlings hervorsprossen.

Und nun, ihr in der Stadt, die ihr eingesperrt in der Stubenluft und zusammengedrängt hinter euren Steinmauern den Winter verbrachtet, auf! Nehmt die Karte zur Hand, bringt eure Wanderschuhe und den Rucksack in Ordnung und zieht hinaus, seht euch um in eurer Heimat, die euch so Vieles und Schönes bietet, daß euch Hunderttausende eurer Volksgenossen darum beneiden möchten.

Und doch genügt es nicht, nun eben hinauszuziehen. Wie viele laufen dahin durch die Schönheit der Gotteswelt, aber sie sind nicht fähig, eine seelische Erhebung mit heim zu nehmen und noch im Alltagsleben davon zu zehren! Doch wer »zum Schauen geboren« ist, wie Meister Thoma es nennt, dem wird solch ein Wandertag zum Erlebnis, das er nie vergißt, und er gewinnt etwas Köstliches durch solches Wandern: er lernt die Heimat kennen, und wer sie erst kennt, der braucht nicht mehr lernen sie zu lieben, er muß es.

Jeder rechte Aalener zieht einmal im Jahr auf den Rosenstein, der er »seinen« nennt so gut wie der Gmünder. Denn der Heimatgedanke und die Heimatliebe machen nicht Halt an der Oberamtsgrenze. Das ist ja gerade das Erhebende: Jeder kann Besitz ergreifen von einem schönen Fleck der Heimaterde, sie gehört dem, der sie in sein Herz aufgenommen hat.

So gehört der Rosenstein vielen, sehr vielen. Denn er, der vor vielen Jahrtausenden schon Menschen beherbergte, er hat so viele Stimmen, mit denen er heute redet zu allen, die hören wollen. Ihm lauscht der Geologe die Geheimnisse der Werdung und Wandlung der Erde ab; ihn fragt der Vorgeschichtsforscher um die erste Kunde vom Menschendasein; dem Pflanzen- und Tierfreund weist der alte Berg seine Schätze, und dem bedrückten, im Alltag zerquälten Menschen zeigt er von seiner Höhe die weite, freie Welt. Der Rosenstein redet in den Bächlein, die an seinem Fuße dahinplätschern, in den Runzeln seiner Felswände, im Rauschen der alten Tannen und Buchen, in den Ueberresten uralter, von Menschen geschaffenen Bauten, in seinen geheimnisvollen Höhlen. Kein Wunder deshalb, daß auch von ihm alter Glaube und Aberglaube manch Wunderbares zu berichten weiß.

Wem es nicht vergönnt ist, den Rosenstein tagelang in Ruhe durchstreifen zu können, dem ist es doch möglich, auf einem einzigen Gang von wenigen Stunden so viel in sich aufzunehmen, daß er auf dem Heimweg sagt: Hierher muß ich noch öfter! — Es sei mir gestattet, für eine solche Wanderung als Führer zu dienen.

Wir gehen vom lieblich gelegenen Lauterm aus zur [illegible]mühle im Lappertal. Dort befindet sich eine Kalktuffwe[illegible] aus der einst ein leider verschollenes Geweih eines Rie[illegible] hirsches geborgen wurde. Durch diesen Fund war die [illegible]stehung des Tuffs in der Eiszeit bewiesen. Solcher Kalk[illegible] entsteht aber noch heute; wir können das hervorragend [illegible]sehen an der Lauterquelle, die wir talaufwärts wandern[illegible] kurzem erreicht haben. Unaufhörlich scheidet das Wasser, [illegible] hier auf der undurchlässigen Gammaschicht des Weißjura [illegible]zwungen ist, ans Tageslicht zu treten, von dem beim Du[illegible] sickern der oberen zerklüfteten Kalkschichten gelösten [illegible] kleine Mengen ab und überzieht die am Felsen wuchern[illegible] Moose. Wieder wachsen auf diesem Kalk neue Pflanzen, [illegible] dasselbe Schicksal teilen, und der Fels wächst auf diese W[illegible] verhältnismäßig rasch. Zerstörung und Aufbau, das Dri[illegible] alles Lebens, haben wir hier dicht beisammen in dem ano[illegible]nisch, unlebendig genannten Vorgang!

Nach diesem kleinen Abstecher, den niemand bereuen w[illegible] wenden wir uns ein kleines Stück rückwärts der Oelm[illegible] zu, bis wir den Zickzackweg zum »Finsterloch« erreichen. [illegible] etwas anstrengender Aufstieg bringt uns zu dem Epsilonfe[illegible] durch den die längste und schönste Höhle des Rosensteins [illegible] hinzieht. Wer nicht bei Regenwetter, wenn dicker Nebel [illegible] Tal lagert und von den Höhlenwänden unheimlich das [illegible]schen fallender Tropfen hallt, die Höhle besucht, begreift [illegible] recht den unheimlichen Namen Finsterloch, der auf Schre[illegible] und Greueltaten schließen ließe. Denn, obgleich dunkel, [illegible]ket die Höhle im Scheine künstlichen Lichtes prachtvolle [illegible]der. Die von Kalkmilch überzogenen Wände, an denen [illegible] all Nachtschmetterlinge sitzen, sind geschmückt mit wunde[illegible] verschlungenen Wülsten, die bis zum Boden herabreichen. [illegible] ist, als ob die Bäume auf der Höhe ihre Wurzeln bis [illegible] herabgesenkt hätten, um aus der Höhle geheimnisvoll L[illegible] zu saugen. Klüfte und Spalten reichen tief in die Seiten [illegible] den Boden, oder weit, einem gotischen Gewölbe vergleich[illegible] in die Höhe hinauf. Still ist es, feierlich in dem Rau[illegible] dessen Schatten im flackernden Fackellicht gespenstisch um[illegible] huschen. Etwa in der Mitte des 130 Meter langen Ga[illegible] ist vor einigen Jahren ein künstlicher Ausgang angelegt [illegible] den, der es ermöglicht, von außen den hinteren Eingang [illegible] Finsterlochs zu gewinnen, ohne den zweiten schwerer pas[illegible]baren Teil zurückgehen zu müssen. Aber gerade hier, wo [illegible] bis vor wenigen Jahren nur kriechend weiterkommen kon[illegible] wird die Höhle wildromantisch mit ihren zerrissenen Klü[illegible] in deren Dunkel manches Geheimnis noch schlummern [illegible]

Denn Schlimmes könnte die Höhle erzählen. In schw[illegible] Kriegszeit diente sie als Zuflucht schon in dem Jahrtau[illegible] vor Christi, in der Eisenzeit (Hallstattzeit, 1000—450 v. C[illegible] Das beweisen die in einer Brandschicht vor der Höhle ge[illegible] denen keramischen Ueberreste. In dieser Zeit spielte der [illegible] senstein überhaupt eine besondere Rolle, wie wir im Weit[illegible] erfahren werden. Dann aber haben sich Menschen in [illegible]

Finsterloch geflüchtet in der Zeit der Ungarneinfälle (908 bis 910), in der »kaiserlosen, der schrecklichen Zeit«, mit den Jahrzehnten der Zerrüttung des Staates, die eine Unzahl kleiner, aber erbitterter Kämpfe und Kriege im Gefolge hatte, und wieder und wieder in den folgenden Jahrhunderten, im Bauernkrieg, in den Religionskriegen des 16. und 17. Jahrhunderts, selbst noch, als der Mordbrenner Melac das Remstal unsicher machte (1689—97). Aus dem Mittelalter wurden bei den Grabungen Sanitätsrat Kellers von Heubach Scherben in großer Zahl gefunden, die uns deutliche Kunde geben über die Zeiten, in denen das Finsterloch bewohnt war. Rätselhaft ist ein Scherben römischen Ursprungs. Wie kam der in unsere Höhle? Niemand hat es bis jetzt unbestreitbar feststellen können. Aber auch unmittelbar Schauplatz von Grausigem ist die Höhle gewesen. Keller stellte Knochenreste von zwei Menschen fest; die Fundumstände weisen in das Mittelalter. Wie sind diese Menschen ums Leben gekommen? Das Finsterloch birgt noch immer das Geheimnis.

Wir gewinnen nun die Höhe und wandern am Rande der fast senkrecht abfallenden Sedelfelsen nach Nordosten, mitunter uns an dem herrlichen Durchblick auf die Oelmühle erfreuend. Bald gelangen wir auf eine freie Fläche, den Hohenfels oder Hohenstein. Eine prächtige Aussicht lohnt die Mühe des Aufstieges: Im Süden schaut noch Lauterburg hinter dem Mittelberg hervor, im Südwesten ragt der Hochberg über den kahlen Rücken des Lengenfeldes herauf, von Osten grüßt der Volkmarsberg. Nach Nordosten aber bietet sich uns ein großartiges Landschaftsbild. Tief unten wie ein Spielzeug liegt Lautern; die Leute auf der Lauterburger Steige erscheinen klein wie Ameisen. Dahinter winkt Hohenroden, Aalen mit dem Braunenberg, Ellwangen, der Hesselberg, dann weiter nach Norden das Welland, die Ellwanger und Limburger Berge, der Einkorn bei Hall. Die Fortsetzung nach Nordwesten genießen wir später von einem anderen Punkte und lassen uns in die dichten, grünen Stauden nieder, die den sonst kahlen Fels überziehen. Die Ruhe tut wohl und das Vesper mundet trefflich.

Aber die Finger, die spielend ein Blatt der grünen Stauden zerrieben haben, tragen einen merkwürdigen Geruch auf das Butterbrot. Der macht uns auf eine pflanzliche Seltenheit aufmerksam: der Hohenfels ist ganz überwachsen vom »roßkümmelartigen Laserkraut«, das in Württemberg nur an drei Stellen vorkommmt, nämlich auf dem Hohefels, bei Onstmettingen und drüben bei Aufhausen, im Hohenzollernschen auf dem Raichberg. Nun wollen wir auch die Blumen ordnen, die wir schon vom Tal mitbrachten oder beim Aufstieg zum Finsterloch fanden: Die Bachnelkenwurz, den Frühlingsenzian, von dessen Familie auch andere Arten im Laufe des Sommers am Rosenstein zur Blüte gelangen, die Traubenhyazinthe, die um Lauterburg her ganze Wiesen bedeckt, die Küchenschelle, die rote Lichtnelke, vielleicht ein verfrühtes Studentenröschen. Häufig ist auch der Lerchensporn, die Frühlingsplatterbse, der Waldmeister; für die bei uns massenhaft auftretende stinkende Nießwurz, die übrigens vom Heimatschutz aus unter die zu schützenden Pflanzen gehört, hat nur der Botaniker Interesse. Die überaus reiche Flora des Rosensteins erfreut den wirklichen Pflanzenfreund vom ersten Frühjahr an bis in den Spätherbst. Möchten nur recht viele unsern Berg besuchen, um nachher ihre Stimme mit zu erheben zum Schutz der Rosensteinflora gegen das gedankenlose Sträußemachen so Vieler!

Es ist herrlich da oben auf dem Ostfelsen, wie man den Hohenstein in Lautern und Lauterburg nennt, am schönsten in kleiner Gesellschaft. Dann scheuen sich auch unsere gefiederten Freunde nicht, ihre Lieder im nächsten Busch ertönen zu lassen, und der Kleiber turnt fast in Greifnähe stammauf und stammab. In seinem Gefolge beobachten wir verschiedene Meisen, insbesondere die zierliche Schwanzmeise. Auf einer Buche flötet ein Dompfaff. Auch der Zaunkönig wagt sich in diese Höhe, während drüben über dem Wäschbachtal der wahre König der Lüfte, der Mäusebussard, seine herrlichen Kreise zieht. Ein rascher Turmfalke huscht um eine Felszacke und Krähen verfolgen einen Sperber, der sich eiligst in dichten Jungwald flüchtet.

Unsere Wanderung führt uns am Nordrand des Rosensteins entlang. Nach kurzem Marsche kommen wir an einen schluchtartigen Einschnitt, in den ein Weg hinabführt. Ein Stahltau mit Holzgriffen ist mit eisernen Haken an der Felswand befestigt. Daran niedersteigend, erreichen wir eine eigenartige Höhlenbildung, die »große Scheuer«. Zwei kleinere und eine riesengroße Bogenöffnung lassen das volle Tageslicht in einen Raum fließen, der sehr wohl die Bezeichnung Scheuer tragen kann. Der Boden ist aus festem Lehm, eben und trocken wie eine Tenne. Eine Höhle zum Wohnen ist das nicht, zu gering ist der Schutz gegen Stürme. Wohl aber mag hier manches Jagdfeuer gebrannt haben von urältester Zeit an. Beachtenswert ist die Weiße der Hallenwände, die von der Bergmilch, einem Kalkniederschlag, herrührt, die wir schon im Finsterloch kennen lernten. In den Fugen haben sich zierliche Farne eingenistet, die sich mehr und mehr auf den Wänden ausbreiten und ihnen ein hübsches Muster verleihen.

Nun geht es unter den Felsen weiter; wenige Schritte aufwärts und wir stehen vor dem »Haus«. Ein hoher Spitzbogen bildet den Eingang, wenig ansteigend zieht sich der Lehmboden 28 Meter weit in die Felsmasse hinein. Darüber wölbt sich eine hohe Halle mit sehr unebenen, dunklen und meist feuchten Wänden. Im Hintergrund liegt auf dem Boden ein riesiger Steinklotz, der sich einst von der Decke losgelöst hat. Die umherliegenden kleineren Blöcke haben beim Volk die Vorstellung eines Tisches mit den darumstehenden Stühlen erweckt; so ist der Name Haus wohl erklärlich. Der Umstand, daß die Höhle nach Norden liegt und auch sonst einen unbehaglichen Eindruck macht, läßt vermuten, daß, wenn sie bewohnt war, es wie beim Finsterloch Zeiten der Not waren, die die Menschen da herauf führten. Und in der Not ist die Höhle oft genug die Herberge für verfolgte Menschenkinder gewesen, wie die Ausgrabungen Kellers erwiesen haben. Keller fand deutliche Reste aus der späten Bronzezeit (1200 bis 1000 v. Chr.). Dann vor allem waren wieder die Hallstätter vertreten. Und merkwürdigerweise fanden sich zwei römische Stücke aus Siegelerde, wie im Finsterloch! Wieder können wir Vermutungen anstellen. Vom 14. bis 16. Jahrhundert, also von den oben angeführten kriegerischen Zeiten, sind ebenfalls Bruchstücke von Gebrauchsgegenständen gefunden worden. Als besonders merkwürdig aber erscheint eine »Nagerschicht«. Das sind Ueberreste, meist Zähne und Unterkiefer von Nagetieren, die nur in polarem Klima vorkommen, also aus einer Zeit stammen müssen, in der das Nordlandeis sehr weit nach Süden reichte. Das war der Fall in der sogenannten Eiszeit, in der auch die eingangs erwähnten Tuffe bei der Oelmühle entstanden sind, und von der wir noch weiter unten hören werden.

Wir verlassen nun die Höhle und verfolgen weiter einen wunderbar romantischen Pfad, der sich unter den Felsen hinzieht. An einer Stelle zwängt sich derselbe durch eine Art Höhlengang, der dadurch entstanden ist, daß ein großer zusammenhängender Teil der Epsilonfelsen abrutschte, sich dann nach Süden umlegte und mit dem oberen Rand an das Massiv des Berges anlehnte. Mehrmals noch kommen wir an ähnlichen Bildungen vorbei, bis wir schließlich die Höhe wieder erreichen. Die »schöne Aussicht«, der höchste Punkt des

Rosensteins, 735 Meter ü. M., liegt etwas zurück, wir verzichten deshalb auf einen Aufenthalt dort und folgen dem Randweg weiter. Wenige Schritte später schneidet dieser einen kleinen Damm, der meist nicht beachtet wird. Und doch stellt er das nördliche Ende des ältesten Befestigungswerkes auf dem Rosenstein dar. Freilich heute nur mit besonderer Aufmerksamkeit festzustellen, ist er darum besonders von Bedeutung, weil er uns klar zeigt, daß die ersten Befestiger des Berges, die Hallstädter, ursprünglich die Osthälfte hatten befestigen wollen, ein Plan, den sie bald genug aufgaben, da sie den ganzen langen Wall vom Nord- zum Südrand des Berges nicht hätten verteidigen können. Die großartigen Werke, die sie an Stelle dieser schwachen Befestigung dann anlegten, werden wir am Schluß noch kennen lernen.

Abwärts geht es nun, dann leicht ansteigend über einen auffallenden Einschnitt, den wir vorläufig übergehen, wieder an den Nordrand zum Plicksburgweg, der uns abermals unter die Felsen führt, nachdem wir die schöne und trockene Plicksburghöhle besichtigt haben. Diese ist eine verkleinerte Ausgabe des »Hauses«, auch der »Tisch« fehlt nicht, macht aber einen freundlichen, wohnlichen Eindruck. Doch sind bis heute keine wissenschaftlichen Grabungen angestellt; das »kleine Haus«, wie es mitunter genannt wird, hat seine Geheimnisse bis jetzt behalten dürfen.

Auf ähnlichem Weg wie vom Haus her treten wir plötzlich aus dem Wald ins Freie. Gegenüber, über dem Tal, ragt der Scheuelberg, tief unter uns liegt das alte Städtchen Heubach, das in Urkunden lange vor Aalen erwähnt wird. Der schmale Weg, der wieder durch ein Seil an der Felswand gesichert ist, biegt nach links, und plötzlich stehen wir vor einer Oeffnung im Felsen ähnlich wie beim Haus.

Es ist die »kleine Scheuer«, die als Beitrag für die Urgeschichte des Rosensteins die ältesten menschlichen Spuren aufwies. Hier wohnten Menschen zur Zeit, als im Lappertal der Riesenhirsch äste und die Eulen die erbeuteten Nagetiere im »Haus« verzehrten. Die Eiszeit, wie der Geologe, die ältere Steinzeit, wie der Urgeschichtsforscher sie nennt. Auf dürftigster Stufe standen noch die Menschen, denen ein scharfer Feuersteinsplitter ein wertvolles Schneidwerkzeug darstellte, die noch keine Tongefäße, keinen Hausbau, keine Haustiere und keine Landwirtschaft kannten. Streifende Jägerhorden waren es, die des Bären Höhle als Nachtquartier benutzten, bis sie weiter ziehen mußten, dem flüchtigen Wild, ihrer einzigen Nahrung nach. Nur Beeren, Nüsse, Wurzeln brachten eine kleine Abwechselung in ihre Kost. Aber eine Kunst verstanden sie, das Schlagen des Feuersteins zu allerlei Werkzeugen und das Bearbeiten von Knochensplittern zum gleichen Zweck. (Näheres darüber siehe Spion Nr. 7 Jahrgang 1924).

Auf steilem Pfad kommen wir nun zur Höhe. Ein Stein mit kreisrundem Loch zeigt uns die Stelle eines ehemaligen Ausfallpförtchens der Burg, deren altes Mauerwerk oft kaum vom natürlichen Felsen zu unterscheiden ist. Und dann stehen wir in der Ruine, der einstigen stolzen Burg des Grafengeschlechtes der Haggen. Längst vergangen ist die Zeit, in der diese den Schrecken der Gmünder Handelsherrn und jedes Reisenden bildeten, den sein Weg durchs Remstal auf- oder abwärts führte. Aber im Volke wird noch erzählt von den Gewalttaten der ehemaligen Ritter. Von der Zerstörung der Burg erfahren wir nur Sagenhaftes, das keinen Anspruch auf geschichtliche Wahrheit machen kann. Sicher aber war vom »großen Stein«, der die Burg trägt, einst weithin die Rede im Lande und seine Bewohner waren gefürchtet und gehaßt.

Die Reste der Burg lassen die ehemalige Anlage noch gut erkennen, auch ein Verlies ist noch teilweise erhalten, während alle Türme fast spurlos verschwunden sind. Die Burg muß vor der Erfindung der Feuerwaffen geradezu uneinnehmbar gewesen sein. Ringsum senkrechte Felswände, selbst nach Nordosten, wo das Bergmassiv sich anschließt, der unheimliche Teufelsgraben! Nur Verrat, Hunger oder Durst hatten die alten Herren zu fürchten, und so mag die Burg einst auch der Zerstörung anheim gefallen sein.

Ueber die Teufelsbrücke gelangen wir zum Lärmfelsen. Unser Blick schweift in die weite Runde. Bis zum Einkorn haben wir den Ausblick schon vom Hohefels aus genossen. Nun erkennen wir auch die Löwensteiner Berge, vorn Gmünd, das Rems- und Leintal, den Kernen, vom Schwarzwald Hohloh, Hornisgrinde und Kniebis, von der mittleren Alb Breitenstein und Teck. Ganz nahe scheinen Rechberg, Kaltes Feld und Bernhardus. Der weite Umblick wie die Sichtbarkeit sind für den Lärmfelsen von Bedeutung gewesen, im spanischen Erbfolgekrieg 1702 befand sich hier ein Posten, der die Annäherung des Feindes durch Feuersignale nach Ellwangen melden sollte (eigentlich also Allarmfelsen). Den Herren vom Rosenstein mag der Lärmfelsen mitunter unangenehm geworden sein, da er höher liegt als die Burg, sie befestigten deshalb den natürlichen Graben östlich davon.

Auf der Waldwiese erholen wir uns von dem Auf und Ab, dem Hin und Her unserer Wanderung. In der Waldschenke ist ein frischer Trunk zu haben, die Nimmermüden mögen zum Sofienfelsen und der Dreieinganghöhle niedersteigen. Ein schöner Blick auf den »Steig« (kürzester Weg von Heubach nach Lauterburg) und den Hochberg wird ihnen lohnen. Die Dreieinganghöhle hat Hallstattscherben und zahlreiche Tierknochen und -Zähne herausgegeben.

Es ist Zeit, an den Heimweg zu denken. Auf breitem Weg wenden wir uns nach Osten, leicht bergab geht es, bis wir wieder an den tiefen Graben kommen, den wir schon vom Haus herkommend, kreuzten. Hier verweilen wir noch etwas, denn der Graben stellt ein Befestigungswerk dar. Die Hallstattmenschen, die teils im Tal, teils auf der Höhe des Albuchs ihre Siedlungen hatten, schufen sich für unruhige Zeiten Zufluchtsorte. Was wäre geeigneter gewesen zur »Bergung« einer größeren Zahl von Menschen als die Ausläufer des Albmassivs, die oft nur durch eine schmale Brücke mit dem Körper des Gebirges verbunden sind? Meisterhaft benutzten die Menschen den von der Natur gegebenen Schutz an dieser Stelle den tiefen Graben, der gleich dem Teufelsgraben bei der Ruine und dem Einschnitt beim Lärmfelsen durch große Erdbewegungen (geodynamische Veränderungen) entstanden war. Der Westrand wurde, um den Verteidigern einen besseren Stand zu gewähren, erhöht und noch sieht man die dicke weiße Kalkschicht, die für uns darum so von Wichtigkeit ist, weil wir in ihr die erste Verwendung eines Mörtels vor uns haben. Und doch war dieser Graben nur das Innenwerk. Die größte Befestigung findet sich am Südrand des Berges, beiderseits des Fahrweges nach Lauterburg und Heubach. Hier allein hängt der Rosenstein mit dem Albuch zusammen, diese Stelle bedurfte darum eines besonderen Schutzes. Manchen Schweißtropfen mag es gekostet haben, die beiden Mauern aufzuführen, die dem mächtigen Erdwall nach vorn und hinten Halt geben sollten! Der Eindruck des ganzen Werkes läßt sich schwer beschreiben, man muß es gesehen und auf sich wirken lassen. Die Eisenzeit, so genannt weil in ihr das Eisen erstmals zu Gebrauchsgegenständen verarbeitet wurde (Eisendraht als Schmuck in Bronze gehämmert findet sich schon früher), muß in Wahrheit eine eiserne Zeit gewesen sein. Denn auch auf dem Hochberg und dem Michelberg befinden sich gleiche Anlagen, die auf dem Hochberg sind von besonderer Stärke.

Ueber Lauterburg oder gleich durchs Lappertal abwärts über Lautern wenden wir uns der Bahnstation zu.

Vorüber ist ein Tag voll von Eindrücken. Es ist nicht möglich, alles zu sehen, noch weniger zu behalten, am allerwenigsten zu genießen auf einer einzigen Wanderung, was der Rosenstein uns zu bieten hat. Deshalb sollt ihr wiederkommen, einzeln oder in kleinen Gruppen. Dann wird der Berg anders zu euch reden, noch vieles für euch haben, was er nie dem großen Haufen sagt. Dann werdet ihr aber auch das davontragen, was ich jedem wünschen möchte, das Bewußtsein:

Heimatseele spricht zu dir mit tausend Zungen
Heimaterde wird nicht müde, Kraft zu spenden,
Heimatzauber hält dich tausendfach umschlungen:
Heimat segnet dich aus vollen Händen.

Verklungene Zeiten.

Von Dr. H. Pahl.

Das große Zeitalter der Entdeckungen, der kühnen Segelfahrten, der Eroberung unbekannter Erdräume durch die Pioniere der Wissenschaft ist vorbei. Abgesehen von den eisstarrten Flächen der Polarländer und von einigen schwer zugänglichen Urwaldgebieten besitzen wir von fast allen Teilen unserer Erde leidlich gute Karten und Beschreibungen. Aber im Bereich der Erdgeschichte, da stehen wir noch mitten drin in der Epoche der unglaublichen Ueberraschungen. Und viele Jahre werden dahingehen, bis wir auch nur einigermaßen klar sehen können in die Vergangenheit sogar unserer wohlbekannten engeren Heimat.

Ewig wechselt das Relief der Erdoberfläche. Wenn wir uns an Hand der verschiedenen Ausbildung der Gesteine den geologischen Werdegang unserer Heimat vor Augen halten, so ist es gerade, wie wenn im Kino der Film eine lange Geschichte in gedrängter Kürze und in übereilt schneller Folge der einzelnen Handlungen vorführt. Und so ist es auch mit der stets wechselnden Folge von Meer und Land, von Wüste und Wald, von Tropenglut und Schneezeit; sie alle haben ihre Spuren dem heimatlichen Boden eingeprägt. Auf der einen Seite wird neues Material zum Bau der Erdfeste angehäuft, auf der anderen sorgen Wasser, Wind und Wetter ständig dafür, daß das Geschaffene wieder zerstört wird, — „denn alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht.“ —

Wenn dich dein Weg einmal auf den Braunenberg führt, der allerdings jetzt nur noch auf Umwegen zugänglich ist, und um des schnöden Mammon wegen viel von seiner Ursprünglichkeit eingebüßt hat, dann denke daran, daß der vielfältige Wechsel von Berg und Tal, die ganze harmonisch abgestimmte Landschaft, an der sich dein Auge erfreut, nur ein einziger Bildausschnitt ist im großen Film der Erdgeschichte. Wenn eben die Aneinanderreihung, das mühsame Zusammensetzen von Einzelbildern ist es, was uns in seiner Gesamtheit einen Begriff gibt von der Geschichte der Erde und des Lebens.

Und so eine Momentaufnahme sozusagen will ich dir im Folgenden vor Augen führen. Wenn du da oben stehst an dem Platz, wo früher das Braunenbäumle als weithin blickendes Wahrzeichen des Berges sich erhob, dann liegt 280 Meter unter dir das Kochertal. Und doch stehst du hier oben am einstigen Ufer des Kochers, oder besser gesagt, der Urbrenz. Denn die ebene Terrasse unterhalb des Vorgipfels ist ein uralter Talboden, den der von Norden her kommende Fluß geschaffen hat. In die Unebenheiten und Spalten des Untergrundes hat er das Gesteinsmaterial eingelagert, das er von weither mitbrachte. Steil fällt heutzutage das Land vom geschlossenen Bollwerk der Albberge hinab gegen das Tal, um sich weiterhin langsam gegen Nordwesten zu verflachen. Damals aber muß es umgekehrt gewesen sein, das höhere Land lag im Norden und dachte sich langsam gegen Süden hin ab.

Und noch ein weiteres kommt hinzu. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß dieselbe Urbrenz auch über dem Steinbruch oberhalb von Neukochen ihr Bett hatte und ebenso über dem städtischen Steinbruch unterhalb des Aalbäumle einst floß; ja sogar beim Bau des Tunnels der Landeswasserversorgung im hinteren Osterbuch hat man die Spuren ihrer einstigen Anwesenheit entdeckt.

So fügt sich Strich um Strich zum Entwurf der damaligen Landschaft. Volle 250 Meter über der heutigen Talsohle lag das Bett eines von Norden her kommenden größeren Flusses. Sein Gefälle darf nicht zu gering angeschlagen werden, denn sonst wäre er nicht im Stande gewesen, von fernher Schotter und Sand mitzuführen und bei uns teilweise abzulagern. Flachgewellt war die Gegend weit und breit, und in dem seichten ausgedehnten Tal konnte er je nach Lage der Dinge seine Fließrinne ständig verlegen. Wo damals aber und in welcher Meereshöhe die Keuperberge lagen, deren Gesteinsgrus der Fluß mitbrachte, das entzieht sich heute noch unserer genauen Kenntnis. Vielleicht war sogar der Albrand selbst als solcher noch gar nicht vorhanden.

Und wenn du da oben in deiner luftigen Höhe stehst und daran denkst, um wie wenig in einem Jahrhundert der Kocher sein Bett vertieft, dann kommst du vielleicht darauf, welch lange Zeit der Ausräumung nötig war, um so viel Schutt wegzuschaffen, daß man das ganze Tal mitsamt dem Vorland ausfüllen könnte bis zur Höhe des Braunenberges.

Unglaublich lang erscheint dieser Zeitraum, und doch ist er nur ein letztes Kapitel im großen Buch des Werdegangs unseres Planeten.

Aus dem Sagenschatz unserer Heimat.

Die drei weißen Tauben.

Im Jahre 1582 hatte Hans Sigmund von Wöllwarth von Kaiser Rudolf II. die Erlaubnis erlangt, auf einer Anhöhe südlich vom Schlosse Laubach Stock und Galgen zu errichten. Die Sage erzählt nun, er habe gleich drei Unschuldige gerichtet und durch drei Tauben gemahnt, drei Kirchen (in Fachsenfeld, Leinroden und Polsingen) zur Sühne erbaut. Den Anlaß zu dieser Sage mag die dem Volk merkwürdig erscheinende Erbauung von drei Kirchen durch Hans Sigmund von Wöllwarth gegeben haben. Die dichtende Volksphantasie hat dabei aus der Welt der Sage und des Märchens einen Zug mitübernommen und weiter ausgesponnen, dem wir auch in alten Liedern begegnen, z. B. in der bis ins 16. Jahrhundert zurückreichenden Ballade vom Schloß in Oesterreich („Es liegt ein Schloß in Oesterreich“). Dieselbe erzählt die Hinrichtung eines unschuldig verurteilten Jünglings. Als der Henker sein Werk an ihm getan hatte,

„Da kamen drei Tauben wie Engel so weiß,
die taten dem Jungknab schön zünden
und sie zünd'ten ihm wohl in das Reich,
wohl in das Himmelreiche.“

Die Volkssage hat dann unter dem Einfluß der Glaubensspaltung die Hinrichtung der unschuldig Verurteilten mit den die Einführung der Reformation begleitenden Kämpfen in

Verbindung gebracht. Bei Birlinger, dem fleißigen Sammler schwäbischer Sitten, Sagen und Bräuche, findet sich nachstehende auf Grund von Mitteilungen des Schulinspektors Schöttle gebotene Fassung der Sage von den drei weißen Tauben, der —darüber besteht kein Zweifel — nichts Tatsächliches zugrunde liegt und die eben ein reines Erzeugnis der frei waltenden und schaffenden um die geschichtliche Wirklichkeit sich nicht kümmernden Volksseele ist.

Es war am Ende des 16. Jahrhunderts, als Hans Sigmund drei Untertanen einkerkern ließ, darum, daß sie den neuen Glauben nicht annahmen, vielmehr wieder andere abwendig zu machen suchten. Der eine davon sollte sich an einem Mädchen urtätlich vergriffen haben, dem andern bürdete man auf, einen Laib Brot gestohlen zu haben und der Dritte hätte einen Markstein herausgezogen. Diese Umstände, verbunden mit ihrem Widerstand gegen die Annahme der neuen Lehre zog ihnen anfänglich harte Haft und Folter zu. Und als sie solche standhaft aushielten und keinen Schrei des Schmerzes taten, auch nicht eingestanden, immer ihre Unschuld beteuernd, da entbrannte der Ritter in heftiger Zornesaufwallung und verurteilte sie zum Galgentode. Als der Henker sein Werk an ihnen vollbracht hatte u. die drei Leiber entseelt dahingen, da flogen drei weiße Tauben von ihnen aus, der Höhe zu, u. verschwanden in den Wolken, die sich zuerst öffneten, danach hinter ihnen verschlossen. Das Volk erkannte hieraus ihre Unschuld. Die drei weißen Tauben sollen die Seelen der Unglücklichen gewesen sein. Das Herz des Ritters erzitterte darob und zur Sühne der unschuldigen Opfer ließ er nun drei Kirchen erbauen.

K.

Der Geiger von Gmünd.

Ein armer Geiger klagte einmal vor einem Marienbilde in der Muttergotteskapelle, die zwischen Gmünd und Gotteszell hart am Wege liegt, seine Not, dann spielte er auf seiner Geige so rührend, daß das heilige Bild sich bewegte und ihm einen von seinen beiden goldenen Pantoffeln zuwarf. Als der Geiger nun aber den Pantoffel verkaufen wollte, ward er verhaftet und als Kirchenräuber zum Tod verurteilt. Er bat alsdann um die Gnade, daß er vor seinem Tode nocheinmal vor dem Marienbilde spielen dürfe, was ihm auch gestattet wurde. Viel Volk hatte sich dazu versammelt und als er nun sein letztes Stück ausgespielt hatte, da bewegte das Gnadenbild sich abermals und warf ihm auch den andern Pantoffel hin, woraus das Volk unter großem Jubel die Unschuld des armen Geigers erkannte und ihm gern die goldenen Pantoffeln ließ.

Noch vor etwa 100 Jahren hing in der Muttergotteskapelle ein altes Bild, welches diese Geschichte darstellte, wie nämlich der zum Tode verurteilte Geiger im roten Mantel noch einmal vor dem Bilde spielt und von der Maria mit dem zweiten Pantoffel beschenkt wird. (Mündlich aus Gmünd).

Das Fräulein auf dem Rosenstein.

Ein kleines weißes Fräulein, das man gewöhnlich das „Schloßfräulein" nennt, geht vom Hohberg auf den Rosenstein und kommt dann bis an das sogenannte „Schloß" vor Heubach. Niemand wagt, das weiße Fräulein anzureden. Es führt die Menschen auf Irrwege. Auf dem Hohberge überhaupt ist es gar nicht geheuer. Hier tanzen auf der sogenannten Riet-Eben, wo im Grase ein Hexenring ist, alle Freitagnacht die Hexen. Ihre Hauptversammlung halten sie hier aber in der Karfreitagnacht und reiten dazu hin auf Besen und verwandeln sich in Katzen. (Mündlich aus Heubach).

Der Ulmer Kuhhirt.

Der Ulmer Kuhhirt versah sein Amt dergestalt lässig und liederlich, daß der Stadtrat beschloß, ihn abzusetzen. Während dieser Beschluß gefaßt wurde, hatte jedoch der Ulmer Kuhhirt an der Tür gehorcht und trat deshalb, um seiner Absetzung zuvorzukommen, selbst herein und verlangte seinen Abschied. — Seitdem wiederholt sich die Geschichte öfters, daß ein Beamter abdankt „wie der Ulmer Kuhhirt." (Mündlich).

Die Gelbfüßler.

Ein Bauer aus Derendingen hatte einst eine große Lieferung Eier zu besorgen u. tat sie in einen Sack; weil aber nicht alle hineingingen, so nahm er seine Füße zu Hilfe und stampfte die Eier dicht zusammen, wovon ihm die Füße ganz gelb geworden. — Es ist zwar schon lange her, daß diese Geschichte passiert ist; allein man hat sie nicht vergessen und nennt die Derendinger deshalb noch immer „Gelbfüßler".

Denselben Spottnamen führen von Alters her auch die Bopfinger, wie wir aus der Geschichte von den sieben Schwaben wissen. Wer aber den guten Einfall zuerst gehabt haben mag, das hat man bis jetzt noch nicht herausbringen können. (Mündlich).

Zum Aalener Heimattag.

Ein schwerer Wahlkampf liegt erst hinter uns. Langsam beginnen sich die Wogen zu glätten, wenn auch die Erbitterung des Kampfes noch lange nachwirken wird. Und nun ein Heimattag, ein Festtag, an dem sich alle beteiligen, gleichviel welchen Standes oder welcher Parteirichtung. Da fragen sich jetzt vielleicht manche, ob es jetzt gut und ratsam ist, ein solches Fest zu feiern. Nun kommt es freilich sehr darauf an, wie ein solches Fest gefeiert wird. Der Heimattag soll uns wieder einmal so recht vor Augen führen, was uns die Heimat ist. Er soll uns zeigen, daß wir nicht in erster Linie Parteimitglieder sind, sondern Menschen einer gemeinsamen Heimat, die aufeinander angewiesen sind in Lust und Leid. Was Heimat heißt, hat nur der ganz empfunden, dem einmal bitteres Heimweh die Augen dafür geöffnet hat. Wie mancher Auswanderer hat draußen im fernen Land erst gemerkt, was er an der Heimat verloren hat. Da ist ihm dann ihr Bild klar und deutlich vor die Seele getreten, mit Bergen und Tälern, mit Wäldern und Fluren, mit Stadt und Dorf. Die Klänge der Heimat belebten seine Träume und ihre Menschen wurden ihm jetzt erst recht vertraut. — Der Heimattag erlangt für uns auch erst seine volle Bedeutung, wenn es ein Tag der Besinnung wird, an dem wir die Heimat mehr erkennen und erfassen. Sie muß uns immer vertrauter und lieber werden. Nichts ist mehr geeignet als gemeinsame Freude, uns alle auch wieder einander näher zu bringen. So werden wieder alle guten Geister geweckt und neue Antriebe gegeben zu allem Guten. Deshalb muß zum Aalener Heimattag jeder kommen, ob alt oder jung, ob Städter oder Bauer.

Nicht wenige würden allerdings gerne kommen, wenn sie eine Möglichkeit hätten. In aller Herren Länder sind sie. Wie mancher hat jenseits des Ozeans sein Glück gesucht und steht nun bitter enttäuscht drüben und kann nicht mehr umkehren. Wie wäre es, wenn am Heimattag all derer gedacht werden könnte, wenn jedem wenigstens ein Gruß gesandt werden könnte, etwa in Form eines besonderen Kartengrußes oder etwas ähnlichem. Wir haben in Deutschland dadurch unendlich viel gesunde Volkskraft eingebüßt, daß wir nicht in Verbindung geblieben sind mit all' denen, die ins Ausland gegangen sind, weil es ihnen in der Heimat aus irgend einem Grund zu eng geworden ist. Die Heimat hat sie vergessen und deshalb haben sie bei fremden Völkern Anschluß gesucht. Das waren oft gerade die Tüchtigsten. Ihr Verlust ist doppelt schmerzlich, weil sie nun ihre Kraft in den Dienst fremder Völker stellten, die uns feindlich gesinnt sind.

Hier wäre also auch eine dankbare Aufgabe des Aalener Heimattages: Gedenket derer in der Ferne und laßt sie's auf irgend eine Weise merken, daß ihr an sie denkt. Wenn das der Heimattag erreicht, die Verbindung untereinander und mit der Heimat zu knüpfen und fest zu machen, dann hat er jedem einzelnen unter uns und dem ganzen Volk einen wichtigen Dienst geleistet.



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 5 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Mai 1925

Joh. Gottfried von Pahl.

Im armen Dorf ein armer Seelenhirte,
Gewaltig doch von Miene, Blick und Gang,
Im Auge Feuer, heitre Seelenwürde
Auf der Apostelstirne breit und lang.

So stand er, als in jenen bösen Tagen
Auf's arme Deutschland, jeder Drangsal voll,
Und unerschöpft an Geißeln und an Plagen
Von jenseits Rheins die heiße Lava quoll.

Und jener Riese der die Erd' zertrümmert,
Wie einen Ball sie aus den Angeln hob,
Vor dem die Welt im Sklavenjoch gewimmert,
Vor dessen Sporenklang ein Heer zerstob.

Der Titan! den nichts irdisches erschüttert,
Das Erd und Himmel stürzende Genie,
Hat vor dem Mann im schwarzen Rock gezittert
Der Lobau's Schlachtendonner überschrie.

Und Bayonette zuckten nach dem Heldenbusen
Vor Palms Geschick bewahrt ihn Gottes Schild
Und spart ihn für den keuschen Dienst der Musen
Für spätre Friedenswerke, stark und mild.

Und als man ging, die Streiter auszuwählen
Fürs Volkes Recht, da durfte doch wohl nicht
Der große Sohn des Vaterlandes fehlen,
Erprobt im Kampf für Wahrheit, Recht u. Licht..

Seeger.

Johann Gottfried Pahl.

Ein Vortrag von Dekan Rohrer.

Aalen ist stolz auf seinen Schubart. Darum hat es ihm auf dem Platz vor dem Bahnhof ein Denkmal errichtet. Aber neben den Dichter Schubart darf ruhig Johann Gottfried Pahl gestellt werden. Ist er auch die meiste Zeit seines Lebens nur ein schlichter Pfarrer gewesen, so war er doch ein wirklich bedeutender Mann, geliebt von den Gemeinden, denen er diente, hochgeschätzt in den Kreisen der Gelehrten, der Schriftsteller, der Volksfreunde und Politiker, bekannt u. teilweise sogar gefürchtet bei den Gewaltigen seiner Zeit, bei den Monarchen und ihren Ministern. Schubart war wohl das mächtigere geistige Talent. Aber Pahl hatte bei gleichfalls bedeutender geistiger Veranlagung den Vorteil, daß auf seinem Temperament, auf seinem Charakter und Wandel nicht die Schatten gelegen sind, die bei Schubart; und Pahls Wirken ist vielseitiger, solider, konstanter und darum auch ersprießlicher gewesen als das von Schubart. Die beiden sind einmal neben einander gestanden. Schubart war nach Aalen gekommen, um die Verheiratung seines Bruders, des Stadtschreibers, mit seiner (des Dichters) Jugendgeliebten Katharine Heuchelin geb. Darm mitzufeiern. Da wurde ihm ein ausnehmend begabter Bub der Aalener Lateinschule vorgestellt, der siebenjährige Gottfried Pahl. Schubart freute sich über diese heraufwachsende Aalener Intelligenz, legte seine Hand auf des Knaben Kopf und sprach zu ihm mit Prophetenstimme: „Gottfried, werde ein ganzer Kerl und mach deiner Vaterstadt Ehre — wie ich!"

Am 13. Juni 1768 ist Pahl in Aalen geboren. Schon Jahrhunderte lang waren die Pahl in Aalen ansäßig und vielfach auch im Rat der Stadt vertreten. Ein Johannes Pahl hat tätig mitgewirkt, als 1575 in der Reichsstadt die Reformation durchgeführt wurde. Die Eltern unseres Pahl waren der Lebküchner und Händler Georg Kaspar Pahl u. Helene Christiane geb. Simon. Georg Kaspar war Vierundzwanziger, d. h. Mitglied des Kollegiums, das die Vertretung der Bürgerschaft darstellte; es stand neben dem Rat ähnlich wie früher der Bürgerausschuß neben dem Gemeinderat. Im Namen der Vierundzwanziger führte Georg Kaspar Pahl einen Prozeß gegen den Magistrat, der bis an den Reichshofrat in Wien ging. Aber nicht bloß der Prozeß ging verloren, im Zusammenhang damit auch der frühere Wohlstand der Familie Pahl. Ein Aeckerlein ums andere mußte verkauft werden, der Vater wurde mißmutig, saumselig u. gleichgiltig im Geschäft, saß vermutlich zuviel im Wirtshaus und die Kinder sahen daheim die Mutter ob dieses Elends oft bittere Tränen weinen. Es scheint aber eine treue verständige Mutter gewesen zu sein, die auch für die Erziehung und geistige Heranbildung ihrer Kinder das Nötige tat. Die Anfangsgründe der Weisheit, Lesen und Schreiben, lernte der kleine Gottfried schon, bevor er in die Schule ging, von den älteren Brüdern. So durfte er schon im 6. Jahre den täglichen Morgen- und Abendsegen und am Samstagabend eine Predigt in der Familie vorlesen. An die Volksschule, die er nur kurze Zeit und nur lückenhaft besuchte, hat er später kaum mehr eine Erinnerung. Er spricht nur sein Bedauern aus, daß die Volksschulen damals in kläglichem Zustand sich befanden; u. er leitet diesen Uebelstand davon ab, daß die ärmlich ausgestatteten Schulstellen großenteils mit Leuten besetzt wurden, die in ihrem Handwerk Schiffbruch gelitten hatten. Aber in ausgezeichnetem Zustand war damals die Aalener Lateinschule. Ein Aalener Bürgerssohn, der theologisch und philologisch gebildete Johann Leonhard Rieger, verstand es vortrefflich, den Geist der ihm anvertrauten Jugend zu bilden und ihren Fleiß und Eifer anzuspornen. Günstig war für Gottfried Pahl, daß mit ihm noch ein anderer hervorragend begabter und annähernd gleichalteriger Knabe in der Lateinschule saß, Christian Heuchelin, der Sohn des im Nebenhaus wohnenden Stadtschreibers. Als Konkurrenten haben beide einander gefördert u. sind zeitlebens gute Freunde geblieben. Gottfried war ein richtiger Bü-

cherwurm. Selten sah man ihn bei den spielenden Knaben. Nur wenn es Kriegsspiele gab, taute er auf; wie er denn gerne des Abends sich einfand und gespannt aufmerkte, wenn etliche Bürger am Stadttor zusammenstanden und von den Kriegstaten des großen Friedrich erzählten. Sonst war er meist allein. Mit einem Buch in der Hand ging er lustwandelnd an den Ufern des Kochers auf und nieder oder zog er sich mit den Büchern, die er aus der ganzen Stadt zusammentrug, in seine Studierstube zurück, auf die Bühne des väterlichen Hauses. Ging er mit den Eltern ab und zu auf die Märkte in den Nachbarstädten, so blieb er nicht bei der Bude stehen, sondern lief in den Kirchen umher, um Gemälde und andere Sehenswürdigkeiten zu beschauen. Bei Schulprüfungen und Sonntags in der Christenlehre erregte er Aufsehen durch sein ungewöhnliches Wissen und mit der Anfertigung von Personalien für Verstorbene verdiente er sich manchen Kreuzer. Ab und zu erfreute er auch schon seine Verwandten mit kleinen Gedichten. Den Konfirmandenunterricht erhielt er von dem Vikar und späteren Schwiegersohn des Stadtpfarrers Koch, Vötter. Er rühmt diesen Unterricht als einen anregenden und eindrucksvollen. Jetzt mußte auch die Berufswahl getroffen werden. Zum Handwerk, so hieß es, taugt er nicht. Einem höheren Beruf ihn zuzuführen, waren die Mittel nicht vorhanden. Auf einer Schreibstube war augenblicklich kein Platz offen und die Gelegenheit, drüben in Göppingen als Apotheker zu lernen, zerschlug sich durch den dortigen Stadtbrand. Da schlug der Nachbar Stadtschreiber Schubart das theologische Studium vor mit Unterstützung durch die Stadt; und im Hause Pahl ging man auf den Vorschlag ein. Aber wie sollte Gottfried die für den Besuch der Hochschule nötigen Kenntnisse sich erwerben? An den Besuch eines Gymnasiums war nicht zu denken. Da wußte der gute Präzeptor Rieger Rat. Er erteilte seinem begabten Schüler freiwillig und ohne Entschädigung Unterricht in den Fächern des Obergymnasiums, in Latein, Griechisch, Hebräisch, Französisch, in Geographie und Geschichte, in Philosophie und Redekunst und 2 Jahre nach seiner Konfirmation war der talentvolle Jünaling fähig, die Universität Altdorf im Stadtgebiet von Nürnberg zu beziehen.

Herbst 1784 ging es im Postwagen über Ansbach und Nürnberg nach Altdorf. Die Immatrikulation machte keine Schwierigkeiten. Ein Reifezeugnis wurde nicht verlangt. Die Empfehlung des Präzeptors Rieger, der selber in Altdorf studiert hatte, genügte. Aber bald fühlte Pahl, unter welch ärmlichen Verhältnissen er studieren sollte. Die 50 Gulden, die ihm der Rat der Stadt mitgegeben hatte, waren bald verausgabt. Mußte er doch, um nicht dem Gelächter preisgegeben zu sein, sein altväterisches Aalener Wams sofort ablegen und sich ein neues, studentenmäßig zugeschnittenes Gewand kaufen. Und wenn er um weiteres Geld nach Aalen sich wandte, so kam wohl ab und zu eine magere Unterstützung, aber in der Regel gespickt mit brummigen Bemerkungen. So konnte er denn nur die allernötigsten Vorlesungen besuchen. Von anderen schrieb er das Heft eines Freundes ab. Seine Wohnung hatte er in einem ärmlichen, nach dem Hof gelegenen Stüblein; und von den Freuden des studentischen Lebens konnte er nur herzlich wenig sich gönnen. Dagegen hatte er sehr darauf zu sehen, daß er sich etwas verdiente. Das tat er — der erst 17 jährige! — durch reichliches Predigen, womit er den Pfarrern in der Nachbarschaft aushalf. Manch anderer wäre unter solchen Verhältnissen zeitlebens ein kümmerliches Gewächs geblieben. Aber Pahls reiche Begabung, seine starke Gesundheit, sein riesiger Fleiß, sein unverdorbenes Gemüt, sein sittenreiner Wandel halfen ihm über alle Schwierigkeiten weg. Trotz aller Entbehrung war er doch ein fröhlicher Student. Im Kreis guter Freunde fühlte er sich wohl und die Bildungsgelegenheiten, die ihm die kleine, etwas zopfig sich gebärdende Universität bot, nützte er aufs redlichste aus. Freilich 3 Jahre, wie es damals üblich war, aufs Studium zu verwenden, schien ihm aus finanziellen Gründen unmöglich. So entschloß er sich denn, schon nach drei Semestern Schluß zu machen. Weil das aber immerhin ein unnormaler Abgang war und Pahl auch seine Schulden nicht hätte bezahlen können, so verduftete er in aller Stille, stellte Frühjahr 1786 wieder in Aalen sich ein und bewies durch eine in der Stadtkirche gehaltene Predigt, daß er zum angestrebten Ziele gekommen sei. Die Predigt gefiel und machte Eindru… Freudentränen flossen nicht wenige bei den rührseligen Land… leuten. Zahlreiche Spenden ermöglichten es, seine Garder… auf den für einen Kandidaten der Theologie nötigen Stand … bringen. Selbst der Rat der Stadt wurde auf einmal freun… lich und verwilligte das nötige Geld, um die Altdorfer Sch… den zahlen zu können.

Bald fand sich für den Kandidaten auch eine Verwendun… Der alternde Pfarrer von Fachsenfeld brauchte einen Gehilf… und so trat denn Pahl, kaum 18 Jahre alt, nachdem er in Aa… sich hatte die Ordination erteilen lassen, in Fachsenfeld als … kar seine erste Stelle an. Ein Jahr darauf, als Pfarrer Ho… mann gestorben war, kam er als Vikar zu Pfarrer Schülin n… Essingen; und nachdem er dort 3 Jahre gedient hatte, erhi… er durch patronatische Ernennung als 22jähriger seine e… ständige Anstellung als Pfarrer von Neubronn. Mit gewiss… haftem Eifer und hervorragendem Geschick erledigte der ju… Vikar seine Geschäfte. In Fachsenfeld und in Essingen me… man bald, daß der junge Vikar die stärkere Kraft war geg… über dem alternden Pfarrer. Als Pahl von Essingen nach N… bronn übersiedelte, bewies ein mit 4 Pferden bespannter Wag… mit allerlei Einrichtungsgegenständen für den zu gründend… Haushalt, wie lieb ihn die Gemeinde gewonnen hatte. Er na… sich insbesondere auch um die Jugend und um die Schule … auf seinen Antrag wurde an der Essinger Schule eine dr… Lehrkraft angestellt. Nächst seiner direkten Amtspflicht … Pahl seine Hauptaufgabe darin, die Lücken in seinem bisher… gen Bildungsgang auszufüllen. Bei 60 Gulden Jahresl… die er erhielt — Bauernknechte erhielten ebensoviel — kon… er nicht viele Bücher sich kaufen. Aber aus den umliegend… Pfarrhäusern, bis von Heidenheim her, holte er sich zusamm… wesen er irgend habhaft werden konnte. Mit riesigem Fleiß … er seinen theologischen, philosophischen, geschichtlichen Stud… obgelegen. Wenn er im Sommer zum Frühstück in die …-… stube herunterkam, hatte er oft schon 4 Stunden auf sein… Vikarszimmer gearbeitet; und winters saß er oft noch um M… ternacht hinter seinen Büchern und Exzerpten. Aber er w… kein einseitiger Bücherwurm, sondern schaute hell und klar … Leben hinein. Hochinteressant ist für uns, wie er in sei… Selbstbiographie die ihn umgebende Umwelt geschildert … Für das hartschaffende Volk hat er viel Anerkennung. … Fleiß und zufriedenem Sinn waren die Leute bei ihrer Arb… Gottvertrauen, Pflichttreue, Genügsamkeit, williges Sichfü… in göttliche und menschliche Ordnung waren wertvolle Früch… welche die jahrhundertelange Arbeit der Kirche und Schule … Volke gezeitigt hatte. Aber es waren doch mancherlei verrott… Zustände vorhanden, die darauf hinwiesen, daß nicht bloß … Frankreich, sondern auch in Deutschland eine Neuordnung … Dinge nötig war. Fachsenfeld, Essingen und Neubronn wa… reichsritterschaftliche Gebiete. Die adeligen Grundherren hat… als reichsunmittelbar unbeschränkte Regierungsgewalt i… ihre Dörfer. Pahl hat mit vortrefflichen Vertretern des … maligen Adels zu tun gehabt. Er hat hohes Lob für den E… ger Patronatsherrn Karl von Wöllwarth, der später als M… ster im Dienst des Kurfürsten Friedrich von Württemberg st… und der Schwiegersohn der Neubronner Patronatsherrsch… der österreichische General Franz von Werneck, muß eine se… edle Persönlichkeit gewesen sein. Aber auf dem Spitzschafh… bei Fachsenfeld lebte der sogenannte wilde Wöllwarth mit ei… liederlichen Dirne zusammen. Er verfiel später dem Wahnsi… und mußte auf der väterlichen Burg Laubach eingesperrt w… den, bis er dort eines elenden Todes starb. Eine recht eig… artige Vertreterin des damaligen Adels war die auf Sch… Neubronn als Witwe lebende Freifrau Karoline von W… warth. Sie war der Meinung, Adel und gemeine Leute s… zwei verschiedene Rassen des Menschengeschlechts und di… Unterschied werde auch im künftigen Leben fortdauern. … Untertanen betrachtete sie als ihre Sklaven, die nicht and… als mit abgelegten Schuhen ihr Zimmer betreten durften. … sie ihre Audienzen meist im Bette erteilte, so durften die Fr… en vom Dorf, statt ihr wie sonst den Rock zu küssen, diese H… digung dem Zipfel ihres Leintuchs erweisen. Sie griff oft … rauher Hand in die persönlichen Schicksale ihrer Untertan… ein. Darum war sie der Schrecken des Dorfes. Wenn sie …

…nd zu zum Fenster hinausschaute, flüchteten sich nicht bloß …inder, sondern auch Erwachsene in die Häuser. Den größten …eil des Tages schlief sie. Bei Nacht aber hütete sie ihre Schätze, …mgeben von einigen Weibern aus der Gemeinde, die für die …nädige Frau strickten und spannen und dafür eine Tasse Kaf…ee ohne Zucker erhielten. Sie war entsetzlich geizig und darum …hlte im Dorf jegliche Liebe zu ihr. Vor den anrückenden fran…zösischen Heeren brachte man sie nach Ansbach in Sicherheit. Als sie dort 1795 starb, erregte die Nachricht in Neubronn einen wahren Freudenjubel. Die Barone der Nachbarschaft, die zum Leichenschmaus nach Neubronn gekommen waren, warfen die vollen Weinflaschen nur so zum Fenster hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die geschichtliche Entwicklung des Oberamts Neresheim.

Von Oberlehrer Schmid, Neresheim.

Das Jahr 1924 wird in der Geschichte des Oberamts Neresheim gut vermerkt. Durch die Sparmaßnahmen kam der „Abbaufimmel“ in Schwung und er wollte 7 württembergischen Oberämtern den Garaus machen. Bei diesen abzubauenden Oberämtern war auch das Neresheimer mit seiner kleinen Oberamtsstadt dabei. Mutig kämpften die „Sieben“ um ihren Bestand und boten kompagnienstarke Abordnungen auf, die retten sollten, was zu retten war. Kiloweise mußten die Zeitungsdruckereien Proteste abdrucken. Das Resultat war: Das Oberamt Neresheim und die anderen 6 waren gerettet. Ob nun nicht die jetzige Ruhe jene verdächtige Ruhe vor dem Sturm bedeutet? Wer weiß? Trau — schau — wem? Wer sieht hinein in die Geheimkanzleien der Regierung, wo im Stillen Pläne über die neue Bezirks- und Gemeindeordnung ausgebrütet werden? Die Gedankeneier sind gelegt, man ist schon fest am Brüten! Wann kommt das Junge zur Welt? Wie wird es aussehen? Zieht sich nicht die Schlinge nochmals über den sieben Oberämtern zusammen, fester, sicherer als im Frühjahr 1924? Manches Amt, das sich sicher fühlt, ist vielleicht heute schon dem Tode geweiht. Hoffen wir das Beste!

Schauen wir zurück! Es ist ein interessantes Ding, das Werden des Oberamts Neresheim zu verfolgen. Die Fäden führen weit zurück in der Geschichte unserer Heimat:

Schon zur Zeit der Entwicklung klösterlichen Lebens und seiner zeitlichen Eigentumsrechte suchte der wehrlose Mönch weltlichen Schutz, denn die Roheit der Zeiten erforderten kräftigen Arm. Edikte der fränkischen Könige verordneten Schutzherrn für die Klöster. Ihre Aufgabe war, ein Kloster in seinen Einkünften, Rechten, Diensten und Besitzungen zu beschützen und persönliche Sicherheit, ungestörte Uebung ihres Amtes zu gewähren. Diese Schutzherren hießen auch Vizeherren, welche öffentlich die Rechte des Klosters vor Gericht vertraten. Die Klöster wählten diese Schutzherren entweder selber oder waren die adeligen Gründer eines Klosters und seine Nachkommen die natürlichen Schutzherren ihrer Stiftung. Für diese freie Wahl der Schutzherrn sprechen schon die Capitularien Karls des Gr. vom Jahre 802.

Doch nicht nach Belieben, sondern nur dann, wenn sie Befugt hatten oder an bestimmten Tagen und Zeiten war ihnen der Zutritt ins Kloster gestattet. In zeitlichen Dingen war das Kloster seinem Vogt Gehorsam schuldig. Dieser erhielt seine Jahresbelohnung aus dem Klostereinkommen. Im Jahre 860 kommt der Name „Klostervogt“ vor, auch Kirchenvogt. War kein eigener Klosterökonom aufgestellt, so besorgte der Vogt den äußeren Klosterhaushalt. War aber ein besonderer Oekonom vorhanden, so hatte der Vogt damit nichts zu schaffen, was schon Kaiser Friedrich I. 1188 bestätigte. Wider Wissen, wider Willen des Klosters durfte er nichts vornehmen; allein die Vögte glaubten sich gern und oft Eingriffe in das Klostereigentum, daß sich ein Kloster oft mit bewaffneter Hand seines Schutzherrn entwehren mußte.

Anfangs hatten diese Vögte keine Gerichtsbarkeit. Nürnberg hatte die kaiserliche Gerichtsbarkeit über unsere Gegend bis ins 14. Jahrhundert finden sich nur einige Spuren Oettingischen Gerichts, wie zu Goldburghausen das Schrannengericht, das aber ein kaiserliches Privilegium war. Seine Gerichtsbarkeit war damals noch nicht der Ausfluß seiner Landeshoheit; sie entwickelte sich erst seit 1448. Kleinere Gerichte finden sich vielfach schon von Anfang an, woraus allmählich die Vogteien entstanden zu sein schienen, die im Laufe der Zeit erblich wurden. Die Kriminalgerichte blieben in den Händen des Kaisers bezw. seiner Gaugrafen. Starb ein Graf, so gaben die Kaiser ihre „Domainen“ wieder an andere ab, ebenso die niedere Gerichtsbarkeit. Diese wurde allmählich mit der Domaine erblich oder ging käuflich an einzelne Besitzer über. Das ist der wesentliche Ursprung der Spezialadvokazien, die später Pfleger, Obervogteien oder Oberämter heißen.

Diesen Ursprung hat auch das Oberamt Neresheim, das unstreitig eines der ältesten ist, dessen Bestand immer mehr erweitert wurde. Ob es seinen Ursprung auf die Klostervogtei zurückführen kann, was wahrscheinlich ist, oder erst auf das „Freie Reichsvogtei Neresheim'sche Stadtgericht“ vom 13., 14., 15. Jahrhundert, das stets nur mit Adeligen besetzt, in guter Blüte stand und zu dem, da es ein „Oberhof“ war, die Auswärtigen in ihren Rechtsstreitigkeiten sich wandten und Urteil holten, ist nicht mehr genau zu ermitteln. Immerhin war seit den ältesten Zeiten in Neresheim ein stehender Gerichtshof, ein Amt, das der ganzen Umgegend zu Diensten stand. Seit 1448 hatten die öttingischen und klösterlichen Untertanen vor dem Wallerstein'schen Vogt in Neresheim Recht zu holen.

Anfangs war der Amtssitz noch im Klostergebäude und zwar seit 1258 (bezw. 1263), wo Oettingen die Klostervogtei an sich zog. 1477 hat Oettingen Landgericht, Zölle, Geleit, Halsgericht, Münz und alle Regalien inne. Der Bauernkrieg gab Veranlassung und Vorwand, das Gericht in das befestigte Städtlein Neresheim zu verlegen und so einen weiteren Schritt zur Separierung und Ausscheidung vom Kloster zu tun. Bald bildete Neresheim, die Vogtei, einen Bezirk von nicht unansehnlichem Umfange: Auernheim, Dossingen, Ebnat, Elchingen, Hohlenstein, Kösingen, Groß- und Kleinkuchen, Stadt Neresheim, Ober- und Unterriffingen, Ohmenheim, Weilermerkingen, Stetten = 14 Ortschaften.

Ueber diese Orte war Wallerstein Landesherr; jeder, der als Bürger auf- und angenommen wurde, huldigte dem Grafen Oettingen-Wallerstein als seinem Landesherrn. Der Grundherr übte durch seinen Vogt Gebot und Verbot. Befehle wurden an die Kirchentore angeschlagen. Oettingen-Wallerstein schickte jährlich einen Landleutnant nach Neresheim, der die ausgehobene, gemusterte Mannschaft exerzierte. Alle Zünfte hatten ihre Privilegien und Ordnungen der gnädigsten Landesherrschaft zu danken. Sie verlangte öffentliches Gebet, Trauergeläut bei Todesfällen des regierenden Fürsten oder eines Mitglieds aus dem fürstlichen Hause. Bei besonderen Anlässen gab die Vogtei dem Landesherrn Geschenke.

Seit Anfang des 18. Jahrhunderts nahmen die Vögte den Namen „Oberamtmann“ an und der Bezirk hieß „Gräflich Wallerstein'sches Oberamt.“

Das Jahr 1764 brachte große Veränderungen; denn das Kloster Neresheim wurde reichsunmittelbar (Reichsabtei) und bildete von 1764—1802 ein eigenes Kloseroberamt; zu diesem gehörten Mariabuch, die Steinsägmühle, der Hochstatterhof, Auernheim mit Waldzierterhof, Groß- und Kleinkuchen mit Rotensol, Nietheim, Diepertsbuch, Ebnat und Affalterwang, Elchingen, die Klosteruntertanen der Buchmühle, zu Eglingen, Dischingen, Hofen, Schrezheim, Ballmertshofen und Iggenhausen; später kamen noch dazu Ziertheim, Hagenbuch, Huberswieler, Riesitz, Muttelhof und Steinweiler.

Das Wallerstein'sche Oberamt dehnte sich weiter aus und umfaßte: Stadt Neresheim, Stetten, Dorfmerkingen, Weilermerkingen, Dossingen, Dehlingen, Ohmenheim, Kösingen, Fluertshäuserhof, Altenbürg, Unter- und Oberriffingen, Härtsfeldhausen. Dieses Oberamt bestand wie das Kloseroberamt bis 1802.

Neben diesen Oberämtern bestand seit 1724 das Taxis-

sche Oberamt Eglingen mit Osterhofen, Baumgrieserhof; später kamen dazu Demmingen, Wagenhofen, Duttenstein, Trugenhofen, Dischingen, 1786 Ballmertshofen und der Syrgenstein'sche Anteil von Dunstelkingen, Schrezheim, 1753 wurde der Oberamtssitz von Eglingen nach Dischingen verlegt, wo er bis 1816 blieb.

Das Oberamt Lauchheim bezw. Kapfenburg umfaßte Hülen, Waldhausen, Arlesberg, Brastelburg, Simmisweiler und hatte seinen Sitz in Lauchheim. Dazu gehörten die Deutschordensuntertanen in Michelfeld, Hohenlohe, Ober- und Unterriffingen, Beuren, Dehlingen, Dossingen, Härtsfeldhausen undDorfmerkingen. 1796 kamen aber Ober- und Unterriffingen, Dehlingen, Härtsfeldhausen und Dorfmerkinger Untertanen durch Kauf an Oettingen-Wallerstein.

Das Oberamt Wallerstein faßte in sich Dirgenheim, Dorfen, Trochtelfingen teilweise, Flochberg u. Schloßberg, Kerkingen, Dehlingen teilweise, Utzmemmingen mit Altenbürg, Härtsfeldhausen teilweise, später ganz, Dorfmerkingen, Ober- und Unterriffingen von 1796 an.

Zum Ellwängischen Oberamt Kocherburg gehörten Geiselwang, Hohenberg, Ettenberg, Bernlohe.

Zum Oberamt Baldern seit 1623: Baldern, Röttingen, Aufhausen und 1765 kamen Flochberg, Kerkingen, Oberdorf und etliche Mühlen an der Eger dazu.

Das Pflegamt Katzenstein von 1627 an umfaßte Dunstelkingen, Katzenstein, Frickingen, Hofen, Iggenhausen, Schrezheim bis 1807, wurde aber dann dem Oberamt Baldern unterworfen.

Zur Reichsstadt Bopfingen gehörten Hohenberg u. die Bopfingischen Untertanen in Oberdorf.

Zur Reichsstadt Nördlingen: Schweindorf, Goldburghausen, Pflaumloch, Mörtinger Höfe und Untertanen in Kirchheim, Trochtelfingen und Dehlingen.

Das Kloster Kirchheim war exempt; seine Untertanen gehörten zu Wallerstein.

So war das heutige Oberamt Neresheim damals in 7 Oberämter, 1 Pflegamt und an 2 Reichsstädte verteilt. Dieser Musterkarte machte das Jahr 1802 durch den Reichsdeputationshauptschluß ein Ende. Sämtliche Orte des Klosters Neresheim kamen zum Haus Thurn und Taxis und damit zum Oberamt Dischingen, so daß dieses von jetzt an bis 1806 aus 2 Aemtern bestand. Schon 1799 fiel Baldern an Oettingen-Wallerstein. 1806 wurde unsere ganze Gegend bayrisch. Die Geistlichen und Gemeindevorsteher, seit etwa 1750—1760 Schultheißen tituliert, mußten alsbald huldigen. Mit Militär nahm Bayern Besitz von unserer Landschaft. Unter der bayrischen Oberhoheit behielten die mediatisierten Fürsten von Taxis und Wallerstein noch eine Gerichtsbarkeit erster und zweiter Instanz, die sie durch Mediatgerichte und Justizkanzleien ausübten. In Neresheim Stadt war ein Kgl. Bayrisch Fürstl. Oettingen-Wallerstein'sches Mediatgericht mit einem Mediatrichter, Assessor und einem Sekretär; in Wallerstein war die Justizkanzlei mit einem Direktor und Räten. Für die andern Teile war ein bayrisches Justizamt von 1807—1810.

Im Jahre 1810 wurde unsere ganze Gegend württembergisch vermöge Vertrags zwischen Napoleon I., Württemberg und Bayern vom 12. April, 18. Mai und 2. Oktober zu Compiegne und Paris. Württemberg wurde in 12 Landvogteien eingeteilt und jeder Vogtei ein Landgericht vorgesetzt. Jede Vogtei wurde in Oberämter eingeteilt, dem ein Oberamtmann vorstand. Steuerrat Tafel von Ulm nahm die Besitzergreifung für Württemberg vor.

Die Oberämter Neresheim, Heidenheim, Aalen, Ellwangen, Crailsheim und Gaildorf bildeten zusammen die Landvogtei am Kocher; deren Sitz war in Ellwangen. Unterämter waren in Schmiedefeld, Lauchheim, Gerstetten, Sontheim a. Br., Giengen und Baldern. Kameralverwaltungen waren in Aalen, Ellwangen Stadt und Ellwangen Land, Gaildorf, Heidenheim, Herbrechtingen, Kapfenburg, Neresheim, Hohnhart und Crailsheim. Das Neresheimer Kameralamt wurde jedoch bald nach Langenau verlegt.

Am 18. Mai 1810 begann die Grenzregulierung zwischen Bayern und Württemberg. An der Grenze des Le gerichts Lauingen lief die Linie nach Norden, sodaß Bechin Zöschingen, Staufen bei Bayern, Sontheim, Hermarin Wahlberg, Hohenmemmingen, Oggenhausen und Fleinheim Württemberg verblieben. Diese Linie wurde durch die Fü Taxis'schen Besitzungen derart gezogen, daß Ziertheim, Dat hausen, Reistingen und Amerdingen bei Bayern, Ballme hofen, Trugenhofen, Demmingen, Duttenstein, Eglin Baumgries an Würtemberg fielen.

1810 trat das Oberamt Aalen an Neresheim Bernlohe, G misweiler und Beuren ab. Das Oberamt Ellwangen trat len, Waldhausen, Kapfenburg, Arlesberg, Brastelburg, Ge wang, Hohenlohe, Michelfeld, Röttingen, Ober- und Unter fingen, Dossingen und Utzmemmingen an das Oberamt Ne heim ab. Zu Ellwangen gehörten noch Itzlingen, Pflaum Goldburghausen, Baiersmühle, Schlägweidmühle, Wiesmü die Kreithöfe und Aufhausen. Das Oberamt Heidenheim ab Kleinkuchen, Auernheim, Ohmenheim.

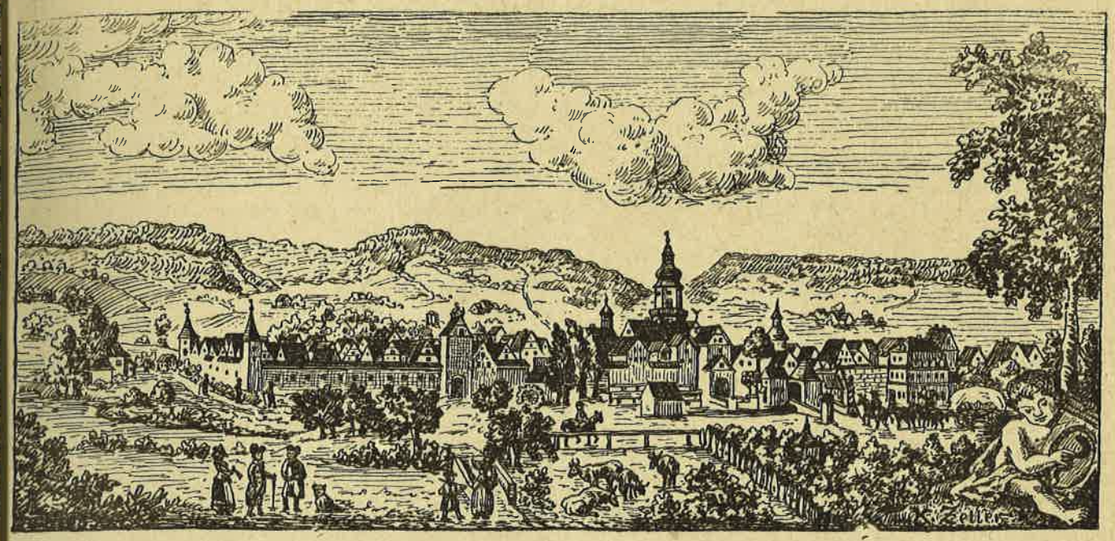
Neresheim wurde zum Oberamtssitze bestimmt. dern bildete ein Mediatuntergericht. Bei der 1811 erfol Einrichtung der Schultheißereien wurde auf Verlegung des teramtes nach Bopfingen angetragen. Das Unteramt Bop gen mit Baldern, Bopfingen, Kirchheim, Oberdorf, Zöbin zählte 5500 Personen. Bald kam Zöbingen nach Ellwan während Goldburghausen, Benzenzimmern und Pflaum vom Oberamt Ellwangen an das Oberamt Neresheim über gen. Das ganze Oberamt zählte damals 20 650 Einwohner; Flächeninhalt nach war es das elftgrößte.

Mit der äußeren Organisation wurde auch die innere schleunigt. Eine Menge Dekrete und Verordnungen erschie Das Oberamt hatte seinen Aktuar, mußte aber anfangs 10 chen lang seinen Amtssitz in einem Wirtshaus nehmen. En wurde das vorige Justizamtshaus angekauft und bezogen. dem Brand des großen Gasthofs zur „Krone" wurde an d Stelle ein Geschäftshaus 1842—43 erbaut, das 1844 der G als Amtsgebäude für das Oberamt für 10 000 fl. kaufte. diesem Gebäude ist das Oberamt bis heute untergebracht. für das Oberamtsgericht mangelte es an einem Gerichts- Amtslokal. Durch Bau des jetzigen Gerichtshauses (1810) de Abhilfe geschaffen. In Neresheim wurde ein Amtsphy (Fürstl. Hofrat Zeller) aufgestellt, der in gutem ärztlichem moralischem Kredit stand. Der Fürstlich Taxis'sche Opera wurde beeidigter Hebammen-Instrukteur; ferner wurde Apotheke, ein Oberzollamt, ein Oberaccis und Oberumgelds eine Amtspflege, ein Oberamtschirurgat, ein Bürgermeister ein Eichamt, eine Feuerpolizei, ein Postamt organisiert. Fe wurde ein Zinkenist in der Person des 1857 gestorbenen Sc brei aufgestellt und dadurch allen Musikanten und Spielle welche nicht vom Zinkenisten bestellt waren, das Handwerk gestellt; er allein hatte bei Hochzeiten aufzuspielen. (1849 w er pensioniert; von da an war die Ausübung des Musikge bes nicht mehr von seiner Erlaubnis abhängig, dagegen h die Musiker einen Pensionsbeitrag zu leisten und zwar größeren Hochzeiten 1 fl. 30 kr., von kleineren 1 fl.). ein Kaminfeger, eine Polizei usw. wurden eingeführt un ganisiert.

Am 5. Dezember 1810 wurde die Militär-Conskription geführt, wozu die Geistlichkeit mitzuwirken hatte; Familie Pfarrbücher, Bevölkerungslisten wurden angelegt und Schulwesen organisiert. Das Notariat wurde in Schloß N heim, ein anderes in Bopfingen untergebracht. Aerzte w in Neresheim, Dischingen, Bopfingen; Apotheken auch in d 3 Orten, das Kameralamt in Kapfenburg.

Die Reihe der Oberamtmänner unter württembergi Hoheit waren: 1. v. Spittler 1811; 2. Diemer 1813; 3. Schiller; 4. v. Ovelog 1819; 5. Schweigländer 1834; 6. 1838; 7. Müller 1851; 8. Rentschler 1858; 9. Schüßler 186 Leipprand 1870; 11. Schickhardt 1877; 12. Stamer 188 Lang 1888; 14. Quintenz 1892, 15. Baur 1894; 16. Sc 1900; 17. Weihenmaier 1904; 18. Knapp 1911; 19. S 1916; 20. Hofmeister 1920; 21. Fiederer 1921.

Sonderausgabe des „Spion von Aalen" anläßlich des Heimattages.



Die ehemalige freie Reichsstadt Aalen um das Jahr 1800 von Westen gesehen.

Nach einem alten Stich gezeichnet von Studienrat Zeller.

Der Bezirks-Heimattag

in Aalen am 15., 16. und 17. Mai 1925.

Zum ersten Male wird vom 15.—17. Mai in Aalen ein Heimattag veranstaltet. Es ist etwas Neues und darum für viele etwas Unverständliches. Und so wird wohl mancher fragen, was soll der Heimattag, was wird er uns bringen.

„Heimat" ist ein Wort, das jeder im Munde führt, von dem unsere Volkslieder singen, und doch ist es oft gerade die Heimat, die wir am wenigsten kennen.

Wen die Wanderlust, der Beruf, die Not unserer Zeit hinausführt auf längere oder kurze Zeit, dem wird sein Gefühl wohl künden, was die Heimat dem Deutschen und besonders dem Schwaben bedeutet. Und doch es bleibt ein Gefühl, eine Idee, die schwer zu fassen, schwer in Worte zu kleiden ist.

Und nun sollen wir sie einmal kennen lernen, unsere Heimat; aus berufenem Munde sollen wir erfahren, was unsere Heimat ist, welche Werte sie birgt.

Wie die heimatliche Umgebung, das Haus, die Wohnung, Hof und Garten uns wohl vertraut, lieb und unersetzlich sind, ist auch dem Gefühl der große Rahmen der Heimat ein Begriff, den wir von Jugend auf kennen und lieben.

Und doch, wie wenig wissen wir oft von ihr, ihrer geschichtlichen Bedeutung, ihrem geologischen Aufbau und ihren besonderen Werten, die sie von anderen Stätten und Gegenden unterscheiden.

Wir wachsen auf in unserer Heimat, wir erblicken in ihr was Alltägliches, an dem wir achtlos vorübergehen. Wenn wir uns aber die Mühe geben, uns in den Gedanken ernstlich zu vertiefen, wie die Heimat ein unzertrennlicher Bestandteil unseres eigenen Ichs ist, wie vielgestaltig unsere Person mit der Heimat verwachsen und verknüpft ist, so werden wir den tieferen Sinn dieses Wortes erfassen und dann wird uns auch der Ruf zu einem Heimattag willkommen sein.

In allgemein verständlichen Vorträgen sollen wir erfahren, welche Schicksale in dem großen Weltgeschehen unsere Heimat schon erblickt hat, wir sollen erfahren, was unsere Väter in ihr geschaffen, was der Künstler in ihr gebaut, was die Natur ihr geschenkt hat. Ja noch weiter zurück sollen wir gehen, wir sollen erfahren, wie sie entstand in dem unermeßlich weit zurückliegenden Weltgeschehen.

Und wenn wir dann ihren Wert kennen, dann wird uns von selbst das Gefühl dafür aufgehen, was wir an ihr erhalten müssen, was wir in ihr schaffen müssen, um uns würdig zu erweisen der Taten und Schöpfungen unserer Vorfahren und der Allmutter Natur.

Die unvergänglichen Worte unseres großen Landsmannes Schiller sollen uns ein bleibendes Mahnwort sein:

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Die Schriftleitung.

Aalen, den 9. Mai 1925

Allen zum Gruß!

Du! — Es jammert mich des Menschen, der ein Jäger ist nach Brot,
Der ein Jäger ist nach Ehre, der nur spricht von Daseinsnot.
Aber Glück zu! Glück dem Menschen, der ein Kind ist der Natur,
Der in jeder freien Stunde fröhlich wandelt ihre Spur;
Der sich eine Brücke bauet in des Schöpfers Reich Natur,
In das Weltand, auf den Albuch. Wär's auch eine schmale nur.
Drauf Natur mit Wiesenblumen und mit Bergluft und mit Lied.
Und mit Sage und Geschichte ein in unsre Seele zieht.
Glücklich preis ich jeden Menschen, der still durch den Virngrund zieht,
Und am Blümlein und am Falter allerschönste Schönheit sieht.
Dreimal glücklich solch ein Stiller, dem gesellt sich ein Prophet:
Wegeweiser, Führer, Seher, der, was jener schaut, versteht;
Der erkennt in Wall und Mauern eine steingefügte Schrift,
Kunde: Ur-Kund überliefert, wenn er Bodenfunde prüft;
Der in Kraft und Geistesstärke uns die Heimat neu erbaut,
Daß, wer in die Erde schauet, damit in den Himmel schaut.

Allen zum Gruß! Der großen Heimatgemeinde des Bezirks Aalen. Nebst den schon Genannten grüße ich Euch von „de Bäch" und von „de Wäld", vom Kocher-, Lein- und Remstal, vom Härtsfeld u. von der Hohenstadter Ebene.

Ich sage nicht, daß ich das Land grüße und die Stadt. Stadt und Land!

Das gibt's auf dem Heimattag nicht. Unsere Väter sind alle rechte Bauern gewesen. Ein geistig hochstehendes kultiviertes Bauernvolk (keine Wilden und Halbwilden) sind unsere Ahnen ab 213 nach Chr. über die Grenzmauer der Welschen gesprungen.

Wenn ich auf der Höhe des Spitalwaldes stehe und auf den Rohrwang sehe, wie er, der Richtung nach, von der Teufelsmauer herkommt und stracks Wegs aufs Römerkastell bei den Maueräckern los zieht, dann will mich's dünken, das sei der Wagenzug der Germanen, und das Bergrund um Aalen, wie sichs z. B. vom Knabenschulhaus darstellt, ist's nicht wie eine felsgewordne, stehengebliebene Wagenburg, eine Naturerinnerung des Einzugs der Väter in unser Land. Die Männer den weichenden Römern im Nacken, die Weiber und Kinder kampf- und todbereit auf der Wagenburg. Mein Stammvater war auch dabei und der Deine. Denn der meine ist der Deine. Dich grüße ich zuerst: Heimatgemeinde, stammesbewußte Nachkommen des Heldenvolks der Germanen, Euch, die Ihr in Aalen und im weiten Umkreis drum herum wohnet, Euch wird dieser Tag bereitet.

Aber wißt Ihr auch etwas von meiner und Eurer Ahnfrau?

Vom Aussehen und der Tracht der Germanen in römischer Zeit?

Der israelitische König Saul war von Gibea im Stamm Benjamin und der Held Simson vom Stamme Dan. Das weißt Du. Und wer in einer höheren Schule war, der weiß von andern fremden und toten Völkern noch viel mehr. Aber von welchem Stamm bist denn Du? Und Ariovist? Und Siegfried und Armin und Barbarossa? Und Bissula, das Alemannenmädchen und Hadwig vom Hohentwiel? und der Ahelfing und der Hacho von Lauterburg und die wilde Burga vom Rosenstein?

„Mer sott halt mehr wissa!" hot selbiger Bauer gsagt, der auf Markung Hüttlingen ein Alamannengrab öffnete und die andern von Essingen und Lauterburg.

Hast Du das Alamannenschwert aus Zöbingen, die Spatha schon gesehen und einen alamannischen Totenbaum?

Kennst Du Gustav Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit? Oder: Deutsche Vorzeit. Einführung in die germanische Altertumskunde? Oder: Asgard, die Götterwelt unserer Ahnen?

Kennst Du die Sagen vom germanischen Licht- und Sonnengott nicht? der in den Namen Aalen, Osterbuch, Rosenstein, Herrgottstritt, Teufelsklinge, Himmelreich umgeht und heute noch als eine Lichtgestalt von Osten nach Westen über unsere Berge geht. Was weiß Du von der Tierwelt, die im Nibelungenlied, in Elchingen und Ellwangen und Aurich, in den Rosensteinhöhlen und in den Sand- und Kiesgruben von Aalen und Lauter umgeht? Du Essinger, Zöbinger, Möglinger, Böbinger, Heuchlinger, Killinger, Röttinger, Alfinger und ihr Inger alle miteinander, was wißt Ihr von eurem Stammvater: Esso, Böbo, Zöbo usf.!

Und Ihr Hoh-, Lein- und andere -Roder und Weiler und Forster und -Hardter und Wäldler, wißt Ihr, wie und wann Eure Väter gerodet und Deutschland gemehrt haben durch innere Kolonisation? Ich weiß wenig und Du wahrscheinlich nichts. Aber die Heimatforscher, die wir für den Aalener Heimattag gewonnen haben, die wissen viel. Euch laden wir Für Euch wurde Wochen und Jahre lang gearbeitet und gesucht und geforscht und gegraben und gesammelt. Eigens für Euch kommen die Gscheitsten und Besten und Treusten ihres Faches, zugleich die „g'moinsten" d. h. leutseligsten und volkstümlichsten Männer Eures Stammes von Stuttgart nach Aalen: Professor Dr. Gößler, Prof. Dr. Schwenkel, vielleicht auch Prof. Hertlein, der Weg- und Limesforscher und der Bauernsohn Lämmle, der mit Eurer Zunge redet und dichtet, wie ihm und Euch der Schnabel gewachsen ist:

„A Schwob wird au no schwäbla dürfa".

Du darfst auch nicht sorgen und sagen: Ja, wenn des hochgstudierte Leut sind, die wird a O'gstudierter gar nicht verstehen.

Ich garantier Dir: Grad des ist die Gscheitheit von de Gscheitste, daß die so schwätzet, daß alles sie versteht Gstudierte und Nichtstudierte, d'Leut über Vierzig und unter Vierzig.

Und eben diese schlicht schwäbisch empfindenden Männer, diese heimischen Gelehrten und Forscher und Dichter von Ru grüße ich nun respektvoll in aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit. Und Ihr, grüßet und ehret sie auch! Danket ihnen für das, was sie in nimmermüder Forscherarbeit und Dienstbereitschaft auch am Bezirk Aalen tun, dadurch,

Daß wir in Haufen und Scharen
Zum Heimattag laufen und fahren.

Wir Leute vom Land (auch Aalen gehört zum Land, wenn wir unsre Oberamtsstadt mit den Großstädten vergleichen) sind vom gleichen Schrot und Korn wie diese Gelehrten, wenn wir die Heimat lieben. Wir und sie haben eine Liebe, sonst kämen sie nicht nach Aalen. Wir haben eine Liebe — die Heimat. Da sind wir alle gleich. Der Gelehrte wie der Bauer, der Bauer wie der Gelehrte. Der Bauer liebt festen Boden unter den Füßen. Und der Forscher auch. Ich habe einen Bauernsohn von Hüttenhöfe nach der Teufelsmauer gefragt. Ja, sagte er, ich weiß, wie sie lauft. Wir Bauern spüren sie. Wenn ich Garben ein- und Mist ausführe, da halte ich mich an diesen festen Grund. Von der Art ist auch mein pädagogisches Glaubensbekenntnis — heimatliche Bildung! Das ist eine Bildung voller Saft.

Eine Bildung voller Saft.

Ach, daß die innre Bildungs-Kraft
durch meinen Sinn erschölle
und eine Bildung voller Saft
aus meinen Fingern quölle!
(Goethe).

Wer alamannisches Stammesbewußtsein hat, der geht auf den Aalener Heimattag. Und wer's spürt, daß in ihm auch noch Volkstum lebendig ist. Wer dazu noch Anspruch auf Bildung macht, der wird sich's natürlich dreimal sagen: Da muß ich dabei sein von A bis Z. Wer nicht soviel geistige Beweglichkeit und Anpassungskraft hat, sich mit seiner, sagen wir mal: internationalen Bildung in das Leben und auf den Boden der Aalener Oberamtskarte zu stürzen — der mag einen großen Büchersack auf dem Buckel haben, aber ein Arbeiter und Bauer mit 5 gesunden Sinnen und gesundem Menschenverstand ist mir lieber. Nur die Bildung ist was nutz, die fragt und forscht. Das Kind und der wachsende Geist will forschen, mit dem Ding selbst sich beschäftigen, nicht mit den Büchern. Forschen ist Kindesart:

Wie sehn ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lustger Springbrunn wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen;
Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern
Und dieses enge Dasein hier
Zur Ewigkeit erweitern.
(Goethe).

Erweitern! Das heißt vom Mittelpunkt aus. Der Mittelpunkt muß bleiben. Und der Mittelpunkt des geistigen und nationalen Lebens ist die Heimat. Nur ein Haus, das auf guten Fundamenten steht, kann erweitert, gehoben werden. Das wissen die Aalener seit 1765, wo es ihnen der württ. Landbaumeister Groß und der Turmeinsturz gesagt hat. Den Hirsch in Nagold hat der Ruckauer heben wollen, no isch er eigfalla. Der Ruck-Auer und der Kalauer taugt nicht für geistige und nationale Bildung und Hebung. Wachstümlich, von den Wurzeln aus, muß es gehen. Es ist das Naturgemäße, daß der kleine Kreis zum größern wird. Nur das verbirgt Wachstum und Dauer und Beständigkeit. Erst kommt das Vaterhaus, dann d'Gmoind, dann s'Ländle. Und dann? — Für mich nix mehr. Denn mit meim Schwobaländle werd i mein Lebtag net fertig, das merk ich seit meim 40. Geburtstag und hab's gestern wieder g'merkt, wie ich etliche Jahrgäng Albvereinsblätter durchgeblättert und Lämmles Schwabenbuch (Lämmle und Reyhing) Das Herz der Heimat in die Hand genommen habe. Dieses Heimatbuch muß in jedem zweiten Haus des Oberamts sein. Ja, mei Schwobaländle ist für mich der Mittelpunkt der Welt, ganz genau ist's Dußlingen bei Tübingen. Wieso? Wenn du's wissen willst, erzähl ich Dir's vielleicht auf dem Heimattag. Mußt eben kommen!

Was geht uns die Geographie von Europa an? hat der Sparsame gsagt im Ortsschulrat. Ja, aber Kuppenga g'hört fei au zu Europa, hat der Lehrer gsagt. „No isch ebbes anders". — Was gehen mi der Orient und die alten Sprachen an? hot der Korntaler Bauer gsagt. Ja, aber in der Offenbarung kommt's: von der Wiederkunft Christi. Wenn er in Kürze kommt von Osten her, dann wandelt er auch über unsern Zeahnta (Markung). „No isch freilich was anders", hat er gsagt und schnell da Kittel (zum Schaffe zieht mer da Kittel aus) an den östlichsten Baum von seinem Baumacker hinghängt, daß er gwiß kein Schritt umgehen muß, unserem Heiland vom Acker weg entgegenzugehn.

In meinem Religionslehrplan der Fortbildungsschule steht: Elisabeth Fry, Amalie Sieweking, Am. v. Lasanlx. Was gehen uns die Französinnen und Engländerinnen an? Von dene hat a sauberer Schützengrabensoldat auch im Feld nix wissa wölla. Wir haben auch im Oberamt Aalen rechte Leut ghabt und überdies hent mer da „Michele" und da „Gottlieb" und da Kolb und Kullen und Flattich und Vater Werner und sei Rosabäbele und Beate Paulus u. u. u. . . . . Daß ich den Sebastian Sailer von Obermarchtal nicht vergesse! Dieser Seelsorger und Volksdichter schaut nicht bloß die Welt, sondern auch den Himmel mit schwäbischen Augen an und die Bewohner des Himmels sind ihm alle richtige Schwaben.

Das St. Johanniskirchlein mit seinem Kanzelspruch redet hier auch ein Wort mit: Ich sage Euch, tut rechtschaffene Frucht der Buße! Will in diesem Zusammenhang sagen: Wer das überlieferte Heimatliche an geweihten Stätten: Volkstum, -Brauch und -Sitte, das Stilechte, weiterhin die Esche, den Efeu am Fachsenfelder Kirchlein, das Kruzifix von Leinroden, jede Linde, unter der ein Kruzifix steht, das Fußwegle, das zum landschaftlichen und kirchlichen Wallfahrtsort geht, die Mark- und Grenzsteine mit J. H. S. und J. N. N. J. und jed's alte Bildstöckle nicht ehrt, der verschließt mir und dem Volk die Möglichkeit, ehrfürchtig, d. h. fromm zu sein.

Mich geht alles gar nix an, was ich nicht mit den heimatlich bedingten Armen und Händen meines Geistes, der in eine württembergische Leiblichkeit gefesselt ist, greifen kann.

In der Geschichte.

Was gehen mich z. B. die 18 römischen Kaiser an, die von 31 vor bis 260 nach Chr. regierten und im Lehrbuch stehen? Gar nichts!

Aber die, welche auf der Reichenau, an den Donauquellen, am Alb-, Rems- und Bockschafhauslimes, beim Fackelwasen, im Hofherrnhaus, beim Stollen der Landeswasserversorgung, im Dauerwang und Kügelesteich, auf dem Theussenberg, in Unterkochen, in der Sophienbrauerei ihre Visitenkarte abgegeben und durch ihre Kriegsknechte haben Münzen liegen lassen, die interessieren Dich und mich mächtig. Und das sind so ziemlich alle Römerkaiser, die in der Zeit von 31 vor bis 260 n. Chr. regiert haben. Unsere Markung und unser Rosenstein mit seinen Steinen, Pflanzen, Tieren und Menschen ist doch auch mitgewandelt durch die geologischen, vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zeitalter der Entwicklung, Erd- und Menschenbildung, durch die Geistes- und Kulturgeschichte. Diese Ahnung, dieses Sehnen wird Dich durchzucken bei jedem Bild und Wort, das Du auf dem Heimattag siehst und hörst. In seinem Rosensteinbüchlein hat das Sanitätsrat Keller lückenlos nachgewiesen.

Geologie, Geognosie, Mineralogie.

Was geht mich der Bau der Erdrinde an, und was von Petrefaktenkunde in den Büchern steht! Nichts!

Aber die Ammonitenschlachtfelder der Oberalfinger Bauern — die interessieren mich und der Ammonites Aalensis vom „Birkle" bei Wasseralfingen und die weltberühmte Hammerstädter Bank und alles, alles, was Dr. Pahl im „Spion" 1924 Nr. 4 schreibt: von der Osterbuchsteige und von den Goldshöfer Sanden und vom nahen Ries. Und der zieht mich durch die ganze Erdrinde, so wie die Urgesteinsbrocken am Bahngeleis Goldshöfe—Bopfingen bei der kolossalen Riesexplosion die ganze Erdrinde durchschlagen haben.

Wer von irgend etwas, das hier getupft wurde, Genaues hören und sehen will, der muß auf den Heimattag kommen. Der Georg und der Johann von Lauterburg hent's scho gsagt. Siea kommet au. (Häußler).

Mir kommet fei au, mir vom Land dußa!

Georg: Wia isch, Johann, gascht au uff Aola am Freidig on Samsdig?

Johann: Worom, was isch do loas?

G.: Hascht et g'lesa, do ischt doch der Bezirkshoimatdag!

J.: Was gat des mi an? Iben jo derhoimd! Ond außerdem hau i z' schaffe.

G.: Ha Du brauchscht et ällaweil z'wuala! Ond no sag mer amaol, worom bischt hia derhoimd? Gel jetzt guckscht me domm an! Du bischt et von hia, on doch do derhoimd. Grad deswega muascht Du au nei uff da Hoimetdag; do sait ma dir, was d'Hoimat ischt ond was d' an der Hoimat hascht.

J.: Narr des haune schoa gschbiert, wo e en de Rokitnosempf ond em flandrische Dräg romgwatta be! Aber was des eigentlich ischt, was ein do so ennadrenna anpackt ond ein hoimtreibt, des kan i freile net saga.

G.: Siehscht, i ben a Bauer wia Du, bloß daß meine Ahnla, glaub schoa a baar hondert Johr hia anfäßig gwea send. Wenn i jetz so denk, wia do mei Vader, mei Aehnle, mei Urähnle ond so emmer weiter z'ruck älle ieber dean Boda ganga send, den i heit bau, ond was des Schwoiß koscht hat, bis des draus woran ischt, was heit mir gheart, no ischt so a Gfiehl von Achdong do ond von Dank, ond der Bode ischt mir wirklich ebes Heiligs —

J.: Jo, aber was der Hoimetdag — —

G.: Laß me no weiterschwätza! Ond so moin i: Wenn in Aola a Hoimetdag aghalte wurd, no ghear i dao au derzua, des gat mi au an, was dau von meir Hoimet verzählt wurd. Dia gschtudierte Leit wisset woll no mea, was mi endressiera dät. Ischt doch a Schand, wenn die Durrischta, wo da ganze Sommer durch kommet mit ons über onseren Rosaschtoi schwätza wellat, oder ieber onser Ruine, no schtandet mer dau ond wisset nex!

J.: Jo, des dät schao naot! I be, i muaß grad saga, en deane dreizeha Johr, wo i hia be, bloß oimaol nomkomma uff da Rosaschtoi. S isch jo wohr, mannigmaol hätt ma schao der Weil!

G.: Jo freile, mir rackeret es so z'viel a; s Gmüat sott au nett z' kurz komma. — Du, haune Dir den alta Briaf no net zoigt, wo drenna schtat, wia vor 150 Johr meim Aehnle sei Urähnle en dan Ausdeng gangan ischt? Des muaß i Dir zoiga! Der Lehrer hat mern erscht verdeitscht, weil er so schnörkelig gschrieba ischt. Er hat gmoit, den Briaf sott i em Schbion adrucka lassa. Des dua i au; s wär guat, wann d'Leit mea wießtet, wias onsere Alte ghet hend, se wäret zfriedener.

J.: Des sieh i schoa ein, daß du neigascht. Aber für mi hats doch koin Weart, i be jo net von der Gegend!

G.: Grad dia Moinong ischt falsch. Deine Kender ond dei Weib send doch Lauterburger, ond schbäter denkt ma an di amaol grad so wia i an dia, wo vor mir do gschaffet hend. Du muascht erscht recht nei. Ond no isch grad bei Dir nomaol ebes. Domma em Wehrafeld, en deim Acker, send dia Bickel, wo di beim Aeckera schao oft g'ärgert hent —

J.: Der Bauer von Herlikofa, wo am Sonndeg bei mir gwea ischt (mir hend mitanander Russawach gschoba), der hat verzählt, er häb au so Deifelszeigs en seim Acker, en Schtoiweg grad mittla durch, se hoißets Deifelsmauer selt.

G.: Ja, dia selbig hent no dia Remer bauet, em Schbion isch schoa dervon komma. Aber du muascht doch net bloß denka, daß do ongschickt zom Aeckera ischt, noi, die Greber oder dia Nemerschdroaßa saget Dir au no ebes, nemlich wia onsere Vorfahra vor ganz alter Zeit schoa ihr ganz Denka ond Schaffa, ja sogar ihr Bluat drangsetzt hent, om daß dse do leba hent kenna, wo jetzt onser Hoimet ischt. Des mueß ons doch ans Herz greifa, ob mer Alteigsessane send oder schbäter zuazoga! Ond des derfet mir net vergessa, ond drom gat der Hoimetdag, wo von älle deane Sacha gschwätz wurd, ons älle an, **ond älle gheret mer derzua, gat der Vader net, no gat der Bua!**

J.: Hoscht recht, i wills richta, daß e au nei kann. Aber, gel, am a Freidig ond Samsdig ischs? Do hett ma aber doch z'schaffa!

G.: Johann, **mir wellat ons von de Rieser Baura net lompa lassa!** Dia hent vor a baar Johr a ganze Woch g'opfert für ihr Hoimet. Do werret doch mir für onser schene Hoimet au oin oder zwoi Däg narichta kenna! Hia duat mer sowiaso z'viel wuala; 's geit nex, der 16. Mai ghert der Hoimet, ond ons soll mer seha en Aola drenne!

J.: 's ischt guat, no wellet mers no au de andere saga!

Erwin Kaiser.

Auch der Albverein

grüßt den Aalener Heimattag. Arbeit im Sinne der Heimatbewegung hat er immer gewollt und immer geleistet. Wir von der Ortsgruppe Aalen wissen das. Unsere Albvereinsblätter haben die Aalener Gegend treulich und ausgiebig beackert. Aalbuch und Härtsfeld sind Wandergebiete prächtigster Natur, für den Hauptstrom der Wanderer wohl etwas abseits gelegen, aber von Kennern: Landschaftern, Geologen, Botanikern und denen, welche die Einsamkeit und Stille und den Waldesfrieden lieben, in's Herz geschlossen.

Wer singt seit Jahrzehnten das Lied vom Rosenstein? Wer durchforscht dort Berg und Höhle, Wall und Wald? Unser Obmann vom Nordostgau: Herr Sanitätsrat Keller von Heubach, der Rosensteindoktor. Ihr Albvereinler vom Bezirk Aalen, auf zum Rosenstein am 17. Mai bei jedem Wetter. Begrüßt dort oben, auf „seinem Berg" euren Obmann und lernt von ihm Heimatsinn und Heimatliebe pflegen und ausüben und wie man sich dabei Geistesfrische und Frohsinn erhält bis in's vorgerückte Alter.

Vom Kastell Aalen wisset Ihr und auf der Teufelsmauer seid Ihr gewandert. Aber wisset Ihr auch, wer in den Albvereinsblättern die wissenschaftlich bedeutsame, weithin anerkannte Arbeit: „Der Alblimes" geschrieben hat?

Professor Nägele, der Leiter des Albvereins.

Die Heimattagung wird weit über die Kreise des Albvereins hinaus ein Verlangen wecken, selbst mehr zu sehen, zu finden, zu erlauschen und zu erforschen. Ihnen erweise ich wohl einen Dienst, wenn ich aus der großen Zahl von Aufsätzen, die für Aalen lokales Interesse haben, einige herausgreife und nachweise:

Viele Bilder aus Aalen: Jahrgang 1901 Nr. 11,

Die Kocherburg und ihr Gebiet. (Unterkochen. 1914 Nr. 6 und 7,

Ober-, Wasser- und Niederalfingen. 1910 Nr. 2,

Die Bohnerzgruben der schwäbischen Alb und ihr ehemaliger Bergbau. 1912 Nr. 12,

Der Virngrund und seine Umgebung. 1916 Nr. 6—8,

Aus des Rosensteins Urgeschichte. 1921 Nr. 1 und 2,

Von den Albhöhlen. 1920 Nr. 2 und 3,

Alblimes, Remslimes, äußerer Limes. 1909 Nr. 1 bis 4 und 9, 1911 Nr. 11, 12 mit einer Römerkarte von der Alb, 1912 Nr. 3, 1914 Nr. 5, 1917 Nr. 5 und 6, 1919 Nr. 1 und 2, 1920 Nr. 6 bis 8,

Aus der Arbeit des Württ. Landesausschusses für Natur- und Heimatschutz. 1917 Nr. 1 und 2,

Richtlinien für die Erstellung von Kriegserinnerungen. 1916 Nr. 3.

Neben einer reichen Fülle von Heimatbildern, wie viel wissenschaftliche Arbeit, wieviel kulturgeschichtlich bedeutsame Beiträge allein aus unserem Bezirk!

Wir vom Albverein freuen uns von Herzen, daß der Bezirksausschuß Aalen für Natur- und Heimatschutz großzügig aufruft: „Seht es Euch an, Ihr aus Land und Stadt Aalen, das Bild der Heimat".

Und wir Albvereinler gehören auch hinein in den großen Rahmen des Aalener Heimattags.

Und nun noch ein Wort über den Braunenberg! Das Schicksal, das den Hohenasperg u. die Hegauberge betroffen hat und dem Schönberg bei Pfullingen drohte, abgebaut zu werden, ist auch unserem Braunenberg zugefallen. Das Hüttenwerk Wasseralfingen braucht Kalksteine bei der Verhüttung des Erzes. Das Erz wird unter dem Braunenberg gegraben, was lag dann näher, als den Kalkstein da zu nehmen, wo er am nächsten zu erreichen war, auf dem Braunenberg.

War es aber unbedingt notwendig, den Steinbruch an dem schönsten und am meisten in die Augen springenden Teil des Braunen anzulegen?

Daß mit dem Steinbruch ein schönes Stück Heimat vernichtet wurde, wird wohl Niemand bezweifeln. Wäre eine andere Lösung nicht auch möglich gewesen, wenn auch mit ein wenig Mehrausgaben?

Der Albverein hofft auf eine Aussprache darüber beim Heimattag und verlangt ein Naturschutz-Gesetz.

Eis.-Ob.-Insp. Geiger,
Vertrauensmann des Schwäbischen Alb-Vereins.

Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren!

Das 4. Gebot verdeutscht und vergegenwärtigt zu Nutz und Frommen derer, die über die Jugend von heute klagen.

Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren,
auf daß Du als Volk ein langes Leben habest
im Lande Deines nationalen Erbteils!

*

Wie können Deine Kinder Deine 50 Jahre ehren,
wenn Du die 2000 Jahre Deines Volkes nicht ehrst?

*

Wie können Deine Kinder Dich, den kleinen Einzelnen ehren, wenn Du nicht das Ganze ehrst? Das ganze deutsche Volk mit all seinen Stämmen der Gegenwart, und mit all seinen Generationen, die vor Dir gewesen sind.

Wie können sie Dein kleines Lebenswerk ehren, wenn sie wissen, daß die letzten 100 Jahre alles: die Türme, Mauern u. Sitten gebrochen haben, an denen ein reichsfreies Gemeinwesen 400 Jahre gebaut hat?

Wenn wir Erwachsene erst wieder tief im Herzen ehrfürchtig geworden sind gegenüber der Natur und den geschichtlichen und kulturellen Zeugen, gegenüber dem, was Jahrtausende geschaffen und gearbeitet haben;

Wenn der von alamannischer Kultur gesättigte Boden wieder kulturtätige Kraft aushaucht, dann wird wie von selbst das heranwachsende Geschlecht den Eltern und Aeltern wieder die Ehre geben, welche die Generation von heute der Vergangenheit schuldet.

Ohne das süße Heimatgefühl kann sich der Deutsche das große Staatsgefühl nicht bewahren.

Es ist mir gesagt worden: Nur der Deutsche habe das wundersame Wort „Heimat."

Das heißt für einen nachdenklichen Menschen: Mit der Heimat nimmt man dem Deutschen sein Vaterland.

Volkstum und volkstümliche Wissenschaft.

Gibt's das? Gewiß. — Beides. Aber nur heimatliche Bildung ist volkstümliche Wissenschaft. Die Bergleute der Wasseralfinger Grube machen mit und weiter, ein richtiger Naturkundevereinler, „Naturfreund", „Albvereinler" und „Deutschösterreicher". Am letzten Sonntag hat man den Taglöhner Georg Göhringer von Hofherrnweiler begraben. Der hat hehlingen auch mitgemacht. (Von den Lebenden plaudere ich nichts aus). Er hat Sonntags Feld- und Waldblumen-Sträuße geholt. In Botanik habe ich etwas von ihm gelernt und zu seinem Bühnenläde drückt heute noch sein „Naturalienkabinett" hinaus.

Jeder gscheite Bauer praktiziert auf seinem Acker Naturwissenschaft und Volkstum. Letzteres spiegelt sich in jedem Charakterkopf, der im Oberamt herumläuft. In jedem Alamannenschädel wohnt es. Kennst Du keinen und keine, über die August Lämmle einen saftigen Vers machen könnte? Ich viele. Unter „Alte Kinder- und Volksreime" stellt sich einer vor, aus „de Wäld." Zur Pflege des Volkstums gehört auch die

Familienforschung.

Auch auf diesem Gebiet hat die Oberamtsbeschreibung Aalen 1854, die gewiß in manchem Haus vergraben und vergessen liegt, im Original vom Helfer Dr. Bauer und in der gleichfalls vergriffenen Neubearbeitung von Hansjörg Röhm Treffliches geleistet. Selbstverständlich ist man in den letzten 70 Jahren in der Familienforschung weiter gekommen, also muß Bauers Arbeit weitergeführt und ausgebaut werden. Für viele Orte unseres Bezirks hat das Adelsgeschlecht Wöllwarth und dessen Stammbaum geschichtliche Bedeutung: Essingen, Laubach, Leinroden, Fachsenfeld u. a.

Georg Thierer-Gussenstadt ist neue Wege gegangen. Er hat von jedem dortigen Bauernhaus Geschichte geschrieben und auf diese Weise den Stammbaum und damit die Geschichte alter Bauernfamilien gewonnen: Thierer, Bosch, Hofele.

„Den Verstorbenen zur Ehrung,
den Lebenden zur Freude,
den Kommenden zur Nacheiferung."

Denn so ein Stammbaum ist Ausweis der Tüchtigkeit und vorbildlichen Ehrbarkeit auch der hand-arbeitenden Stände: „Gibt es denn irgend ein Geisteswerk ohne Hand-Werk?" (Jean Paul) Thierer vertritt die Auffassung: Ebenso wie im Haus und in der Familie die Wurzel des Daseins aller liegt, so müsse auch die Hausgeschichte, welche in ihrem Ausbau zur Familiengeschichte wird, zur Grundlage der Ortsgeschichte gemacht werden. Die ganze Lebensentfaltung der Vorfahren tritt vor die Jetztlebenden hin. In der Familie sehen wir genau dasselbe Blühen und Vergehen, dasselbe Hoffen und Enttäuschen, denselben Auf- und Niederstieg, dieselben Entwicklungsstadien, dieselben Tugenden und Fehler wie im Gemeinde- und Volksleben.

Darum ist auch die zur Ortsgeschichte ausgewachsene Familiengeschichte nichts anderes als ein Spiegelbild der gesamten Volksgeschichte in lokaler Ausprägung. Wir sehen: Thierer schaut die Verquickung von Einzel- und Volksschicksal. Und es steckt hinter dem Sprachgebrauch, daß der Mann im Krieg Weib, Vater und Kind d. h. die eigene Vergangenheit u. die eigene Zukunft verteidige, eine tiefe Wahrheit, die ganz persönlich wirkt.

Auch für unseren Bezirk hat Thierer recht. Wenn ein neuer Bauer auf den Hof kommt, so übernimmt er den Hausnamen, hinter dem der eigene zurücktritt.

Auf dem Gebiet der Familienforschung betätigen sich zur Zeit eifrig Pfarrer Kammerer-Neubronn und Oberlehrer Braun-Aalen. Wer in Koffer und Kasten archivalische Aktenstücke, alte Kauf- und Lehensbriefe, Ehe- und Kindsverträge, militärische Entlassungs- sog. Abschiedsbriefe, Denkmünzen u. a. ausgrabt und sammelt und sehen läßt, der hilft mit. Sucht nur in den Winkeln Eurer Häuser! Ihr habt Alters- u. Geschichtswerte im Haus. Stellet sie aus auf dem Heimattag!

Kinder- und Volksreime.

Erlauscht u. bewahrt von Pfarrer Kammerer-Neubronn.

Oola ist e schöne Stadt
außerom mit Maure;
wer e Schätzle drinne hot,
der ist zom bedaure.

Wie n e ben z'Wöllste gwest,
ist mer's am wöhlste gwest,
wurd mir mei Lebatag
nemme so wohl.

Von Laube auf Rode
gat's schnurebe zue
auf lauter Was'bode
vertritt me kein' Schue.

Vom Wald komm i füre
von de grobe Leut her,
I ka net flattiere,
drom sag i's vorher!

s'ist e Bue von Ruitel do
der hot so grauße Schue
er hot e zwilches Wammes a
und vorne gat's net zue.

Der Dangeljörg vom Mäderhof
des ist der Ann ihr Soh
der setzt se auf de Dangelstock
und wartet auf de Mo.

Bue, wann d' uf d'Lix naus gahst,
schuib d'r e Stuck Broat en d'Tasch;
Mensch, wann d' en Wecka witt,
do host e Broat.

Aus dem vielblumigen Rombacher Heckenrösles-strauß alter Volksreime ein andermal ein Versucherle!

Unsere Bilder.

Ein Stück Vorgeschichte, Geschichte und Volkstum.

Vorrömische und römische Straßen um Aalen.

Die Karte verdanken wir Herrn Prof. Hertlein, früher Heidenheim. Das Klischee Prof. Nägele vom Albverein. Albvereinsblätter 1920 Nr. 6/7.

Das Land um Aalen ist altes Kulturland.

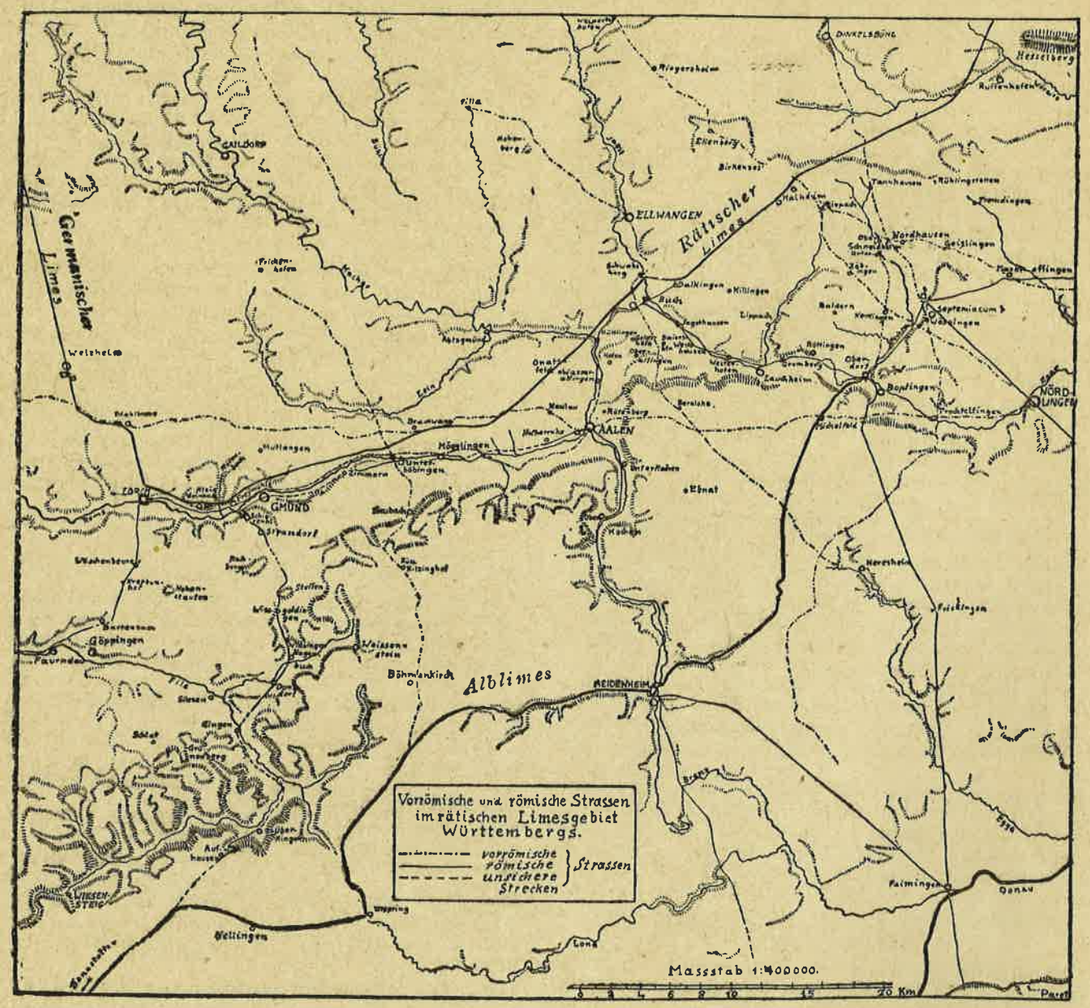
Vom Einzug der Väter in unser Land erzählen Zöbingen und alle andern Ingen-Dörfer, dazu die Reihengräber von Essingen, Hüttlingen und Zöbingen.

Aelter aber sind die Römerstraßen. Es sei hier auf „Meine Wanderung auf der Teufelsmauer" in Nr. 1 und 2 1924 des Aalener Spions verwiesen.

Aelter noch als der Limes ist die Heißenberger Schanze, über die sich Besitzer und Anlieger: Schlipf und Kaufmann von Heißenberg gerne ausfragen lassen.

Aber noch älter sind die vorgeschichtlichen Wege, die Urwege, die unsern Bezirk durchschneiden.

Das Kärtchen ist ein hochinteressanter Ausschnitt des germanischen und rätischen Limes, der sich von Bonn am Rhein bis Regensburg an der Donau 555 Kilometer lang hinzog. Lorch—Gmünd—Aalen war Angelpunkt der römi-



schen Grenzbefestigung, die den Germanen den Eintritt in die Weltgeschichte verwehren sollte. — Vergebens!

Durch unsre Fluren geht, auf unsern Aeckern steht
Gewaltge Weltgeschichte, gewaltger als Gedichte,
Tief in das Land getrieben und mauersdick geschrieben.
Woher das Klischee stamme? Ein Nachbild ist's der Schramme,
Die unsrem Land geblieben, da sich hier rum getrieben
(schon längst vor unsern Ahnen, den prächtigen Germanen)
die Römer und die Kelten und Menschen ältrer Welten.
Das Volk von solchen Stämmen, es wandelte auf Dämmen.
Die Spur von Ur-Urwegen ist auf der Höh gelegen. —
— Ganz anders sind die Trasen von Römerwerk und Straßen.

Damit die Karte noch sinnenfälliger wirke, schlage ich vor: Nimm einen ockergelben Stift und fahre damit den vorgeschichtlichen Wegen nach:

Aalen—Neßlau—Brackwang—Pfahlbronn und immer weiter nach Westen.

Aalen—Rötenberg—Michelfeld—Trochtelfingen—Nördlingen—.

Aalen—Mantelhof—Mögglingen und weiterhin nördlich der Rems nach Unterböbingen—Gmünd.

Dieser Rems-Urweg wird in Unterböbingen gekreuzt von dem andern: Frickenhofen—Heubach—Kitzinghof—Böhmenkirch.

Ferner die Hall—Härtsfeldstraße: Willa—Hohenberg—Ellwangen—Schwabsberg—Buch—Bernloh—Neresheim

Und: Ellenberg—Zöbingen—Kerkingen—Nördlingen.

Und: Dinkelsbühl—Bopfingen.

Und: Dinkelsbühl—Trochtelfingen.

Wir sehen: Das fruchtbare Ries war eine vorgeschichtliche Verkehrszentrale.

Dann nimm einen Rotstift und ziehe breit und kräftig den Alblimes:

Urspring—Heidenheim (85 n. Chr.) — Michelfeld—Oberdorf bei Bopfingen (110 n. Chr.)

Ebenso den **äußeren** Limes: Welzheim—Lorch—Brackwang—Kolbenhof—Schwabsberg—Hesselberg.

Dann mit feinem rotem Strich die römische Remsstraße (Remslimes): Lorch—Aalen (130 n. Chr.)

Auf dem Aalener Heimattag wird es über Aalen und die Römer viel zu sehen geben.

Die römische Kocherstraße Heidenheim—Aalen (östlich vorbei) — Hüttlingen—Buch—Dalkingen.

Die Rieslinie: Buch—Oberdorf—Sechta—Marktoffingen.

Die Härdtsfeldstraße: Oberdorf—Faimingen bei Lauingen.

So ergibt sich: Die Römer haben ihre Kastelle angelegt an Kreuzungen und Einfallstoren vorgeschichtlicher Wege: Unterböbingen, Aalen, Buch, Oberdorf.

Die Kastelle hatten die aus dem Germanenland heranführenden Urwege zu überwachen und zu sichern.

Und nun erforsche jeder diese vorrömischen und römischen Straßen auf seiner eigenen Markung und stecke sie aus.

Sie sind äußerlich kenntlich an auffällig geradlinigen, zielstrebigen Strecken: Feldwegen, Markungs- und Ackergrenzen, seltsamen Namen z. B. „Die lange Hecke".

So hat Aalen noch vor 100 Jahren ausgesehen.

(Siehe die Federzeichnung von Karl Zeller nach einem alten Stich von 1790).

Unterm 30. April 1925 stand in der Zeitung: Heute vor 400 Jahren, am 30. April 1525 waren aller Augen aus der Umgebung zum Hohenstaufen gerichtet. Eine riesige Feuersäule loderte aus der uralten Kaiserburg empor und kündigte den Untergang einer Feste an, an die sich der höchste Ruhm des schwäbischen Namens knüpfte. Die Zerstörung war das Werk der aufrührerischen Bauern, näherhin das einer etwa 200 Mann starken Raubhorde unter Anführung von Jörg Bader von Unterböbingen. Hat so einer vielleicht auch in Aalen Mauern und Türme und Stadttore und Linden und Storchennester zerstört?

Alles ist hin. Auf schwäbisch: Aelles ist he! Nein, dieses schöne einheitliche Stadtbild mit Toren und Türmen, in dem wir als guten Bekannten zunächst nur den Stadtkirchenturm erkennen, ist keiner Fehde, keiner Unruhe, keiner höheren Gewalt zum Opfer gefallen. D'Dolener hent älles — selber he g'macht.

Doch zurück zu unserem Bild! Sieh das Gmünder Tor mit dem niedern Vorbau, dem ein Augsburger oder Nürnberger Frachtwagen sechsspännig zurumpelt. Die Fahrt kommt von Straßburg und geht nach Nürnberg. Schon hat der Torwächter den Schlagbaum hochgezogen und das von einer hohen Linde überschattete Tor-



häuschen hinter sich, um dem eben das hohe Zollhaus (Schwarzer Adler von heute) passierenden Kaufmannswagen das Brücken- und Pflastergeld abzufordern. In dem Schriftchen „Aalen" Geschichte der Stadt etc. S. 51 findet sich ein Bildchen aus dem Jahr 1902: Torhäuschen mit Linde. Da stand also beides noch. Wo heute die Dr. Gauppsche Apotheke und das Louis Palmsche Haus zusammenstoßen, genau hier, die Straße sperrend, stand das Gmünder Tor.

Auf dem Bild: von der Herrenmühle mit dem mächtigen Mühlrad her, trabt ein kostümierter Reiter, und auf dem Storchenturm (auch der Tabernakel genannt) klappert der Storch. Das ist in der Nähe des schönen, großen Hauses von Bäcker Ayßlinger. Weiter nach links folgen Schwör- und Feihlturm. (Dieser stand hinter dem Haus von Daalen). Zwischen diesen beiden Türmen schauen freistehende Giebelhäuser über die Mauer zur Lippenmühle, wo heute Schokoladetäfelchen gemacht werden. Hinter der Linde am Tore mit Steg und Umgang ragt der Diebsturm hoch. Er stand am südlichen Stadtgraben dort, wo jetzt das Farbengeschäft Jedele ist.

Man beachte auch den einstigen Rathausturm, der den Originalspion beherbergte, die schöne, sorgfältig wiedergegebene Landschaft und auf den Wegen: Stadt und Land in Tracht. Die Berge sind von rechts nach links: der Gräleshau, der Bärenstein, der Grünenberg und ein Ausläufer vom Braunen. Am Fuß dieser Berge: Birk- und Grauleshof, Rötenberg. Rechts vom Grauleshof zieht der Urweg übers Gebirge nach Bopfingen. Der Galgen erzählt vom Blutrecht der souveränen Stadt. Mehr noch als die Federzeichnung redet das farbige Original von der geruhigen Schönheit des einstigen Stadtbildes.

Die Ellwanger Grube und ehemalige Eiche.

Das Bildchen weckt die Erinnerung an alte Sitten und Gebräuche, deren noch manche übrig geblieben sind.

Vom Untergang der uralten Eiche erzählen Obersteiger a. D. Jungk und Putzmeister Karl Kopp dieses:

Ein breiter Treppenaufgang führte hinauf zum kanzelartigen Umgang, ähnlich dem Turmkranz der Stadtkirche. Diese Aussichtskanzel war frei zugänglich und gewährte einen prächtigen Blick über das Aalener Becken. Drum ward diese stimmungsvolle Landschaftswarte viel besucht, auch von Fremden. Jugendlicher Uebermut leistete sich dort oben oftmals ein volles Glas auf einen Zug, das ausgetrunkene Glas hoch im Bogen in den jungen Bergwald schleudernd.

An Christi- und Mariä Himmelfahrt konzertierte die Bergkapelle auf der Grube. Da wallfahrtete der ganze Bezirk zur heiligen Eiche. Und das junge Volk tanzte droben auf dem Kranz um sie. Auch gab das Hüttenwerk seiner Schule alljährlich hier ein Kinderfest.

In der Mainacht (wo es noch heute im ganzen Bezirk spukt) des Jahres 1870 fing die Eiche Feuer. Die Bergleute waren ausnahmsweise schon um 4 Uhr in den Berg eingefahren, da die Maschinenfabrik Eßlingen zur Feier der Fertigstellung ihrer 1000. Lokomotive einen Ausflug zur Grube angekündigt hatte. Da ertönte Feuerlärm: Die Eiche brennt, die Eiche! Weithin ins Land leuchtete der Waldbrand, so daß die Feuerwehren ausrückten. Um den ehrwürdigen alten Baum trauerte alles. Der damalige Bergrat soll mit Tränen in den Augen geäußert haben: „Es wäre mir nicht so arg, wenn die Grube abgebrannt wäre; die hätte ich wieder aufbauen können". Ein Baum von Vaterwürde war wieder dahin!

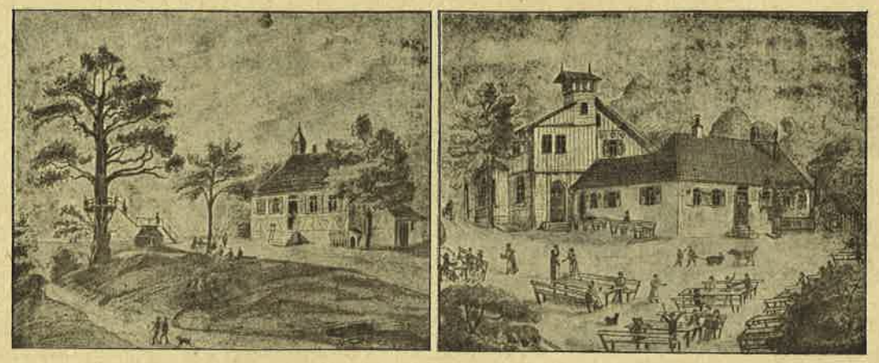
Bezirksausschuß für Natur- und Heimatpflege Aalen.

1. Vorsitzender und Denkmalpfleger: Studienrat Zeller
2. Vorsitzender: Oberlehrer Häußler.

Mitglieder in Aalen:

Bechter, Oberlehrer, Berroth, Oberlehrer, Bräuchle, Direktor von Daalen Fritz, Gaupp, Dr., Apotheker, Geiger, Oberinspektor Henke, Rektor, Klotz, Oberamtsgeometer, Kohler, Oberamtsbaumeister, Kohler, Stadtpfarrer, Müller, Rektor, Rohrer, Dekan Schmid, Rektor a. D.

Der Ausschuß.



Ellwanger (Wasseralfinger) Grube. (Dieses Klischee wurde uns gütig von Herrn Merk überlassen).

Kommt, wir wollen wallen
durch unsre Buchenhallen!

Wenn wir, Gott anzubeten, ins Ulmer Münster treten,
Dann dürfen wir wohl träumen, es sei bei Aalbuchbäumen
Nach Ur-Urväter Sitte in Osterbuches Mitte.
Es spiegelt Sonnenfreude das herrliche Gebäude:
So licht und hoch! So kreuz und quer! Es lacht. Es jauchzt. Es jubelt hehr.
Von Blätterwerk ist es umwoben grad wie in Härtsfelds Hochwald droben,
Wo alles, alles insgesamt: Berg, Wald und Turm zum Himmel flammt.
Und wie's bei den Germanen Brauch — der lichte Waldbau betet auch.

Jeder hört's und stimmt mit ein:
Auf! zum Rosenstein!

In unsrem Schwabenlande ist's schön ja allenthalb; [Alb.
Doch meine liebsten Plätzchen umschließt die schwäb'sche
Und zweimal in dem Frühling, zur schönen Maienzeit,
Da trägt die heimsche Bergwelt jed's Jahr ihr schönstes Kleid.
So kostbar und so duftig! Von Menschen ist es nicht.
Es ist gewirkt, gewoben von Gottes Sonnenlicht.
Sagt! Was sind Perlen, Seide und Goldschmuck? Flitter, Flaum
Vor diesem Blütenkleide auf lichtem Waldessaum.
Ha! Frühlingsgrüne Wälder! Wenn ich im Tale geh.
Und Orchideenfelder dort oben auf der Höh!
Was sind da Menschenworte? Und Lieder? — Leerer Schaum
Vor dieser Farbensprache, vor diesem Blütentraum!
Vor Deinem Sturmesrauschen, Du heilger Buchenwald,
Durch den, wenn's still geworden, der Drosselschlag erschallt.

Natur — ist dieser Felsen. Dein Wesen sei Natur!
Du selbst, der Alb entsprossen, mußt sein — ein Stück Natur:
Naturfrisch wie die Sonne, die auch durch Felsen bricht
Und in die Nacht des „Hauses" ausgießt das goldne Licht.
Ha! Was sind Eure Freuden? — Ich kenne eine nur:
Will Aug und Herze weiden an Gottes Werk Natur.

H. Häußler.

Programm zum Bezirks-Heimattag 15., 16. und 17. Mai.

Freitag, 15. Mai Haupttag: schulfrei. Vormittags 9 Uhr: Begrüßung im Spritzenhaus. 9.15—9.45 Uhr: Professor Dr. Goeßler. 9.45—10.45 Uhr: Professor Dr. Schwenkel: Schutz der heimischen Landschaft (mit Lichtbildern). 10.45—11 Uhr: Vesperpause. 11—11.50 Uhr: August Lämmle: Volkstum. 11.50 bis 12 Uhr: Studienrat Zeller.

Freitag nachmittags 2 Uhr: Eröffnung der Heimatausstellung in der städt. Turnhalle (für die Mitglieder sämtlicher Ausschüsse). 2.15 Uhr: für die Allgemeinheit. Führung durch die Ausstellung. Ab 3 Uhr: Führungen durch die Stadt.

Freitag Abend 6 Uhr: Eröffnung. 6.30—8.20 Uhr: Schwäb. Dichterabend. August Lämmle. Dazwischen eine Viertelstunde Pause. 8.20—8.40 Uhr: Schlußwort.

Samstag vormittag: Ausstellung. Geöffnet von 9—12 Uhr.
Nachmittag: Ausstellung 2—5 Uhr. 2—4 Uhr in der Ausstellung als lustige Einlagen: Auftreten kostümierter Originale urwüchsigen Volkstums aus Alt-Aalen; sie singen ihre Lieder. Kleine Aufführungen. Deklamationen.

Samstag Abend 7 Uhr: Alt-Aalen (Stadt und Bezirk) im Lichtbild. Schlußwort.

Sonntag 7.30—8.30 Uhr: Frühgottesdienst beider Kirchen. 8.45 Uhr: Abfahrt nach Mögglingen zu einer landschaftlich und wissenschaftlich hochinteressanten Rosensteinwanderung unter berufener Führung.

Sämtliche Veranstaltungen von musikalischen Darbietungen umrahmt.

Aalen, den 6. Mai 1925.

Bezirksausschuß Aalen
des Landesamts für Denkmalpflege.



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 6 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Juni 1925

Joh. Gottfried von Pahl.

Im armen Dorf ein armer Seelenhirte,
Gewaltig doch von Miene, Blick und Gang,
Im Auge Feuer, heitre Seelenwürde
Auf der Apostelstirne breit und lang.

So stand er, als in jenen bösen Tagen
Auf's arme Deutschland, jeder Drangsal voll,
Und unerschöpft an Geißeln und an Plagen
Von jenseits Rheins die heiße Lava quoll.

Und jener Riese der die Erd' zertrümmert,
Wie einen Ball sie aus den Angeln hob,
Vor dem die Welt im Sklavenjoch gewimmert,
Vor dessen Sporenklang ein Heer zerstob.

Der Titan! den nichts irdisches erschüttert,
Das Erd und Himmel stürmende Genie,
Hat vor dem Mann im schwarzen Rock gezittert
Der Lobau's Schlachtendonner überschrie.

Und Bayonette zuckten nach dem Heldenbusen
Vor Palms Geschick bewahrt ihn Gottes Schild
Und spart ihn für den keuschen Dienst der Musen
Für spätre Friedenswerke, stark und mild.

Und als man ging, die Streiter auszuwählen
Fürs Volkes Recht, da durfte doch wohl nicht
Der große Sohn des Vaterlandes fehlen,
Erprobt im Kampf für Wahrheit, Recht u. Licht.

Seeger.

Johann Gottfried Pahl.

Schluß des Vortrags von Dekan Rohrer.

Ein merkwürdiger Herr war auch Graf Josef Anselm Adelmann, der auf Hohenstadt saß. Er ging pünktlich jeden Morgen zur Messe, hatte aber das Leben seiner edlen Gattin durch häufige eheliche Untreue schmerzlich getrübt. Er war begabt u. in Staatsgeschäften erfahren, eine Zeit lang sogar bei der österreichischen Gesandtschaft in Paris tätig gewesen. Aber er hatte sich zu früh auf seine Güter zurückgezogen und verpuffte dort seine Kraft in Kleinigkeiten. Wie andere große Herren, so ließ auch er sein spanisches Rohr recht oft auf den Rücken seiner Beamten niedersausen. Aus seinen Bauern bildete er ein kleines uniformiertes Heer, das Parade stehen mußte beim Besuch fürstlicher Gäste. Einmal aber wurde es blutiger Ernst. Der Graf zog an der Spitze seiner Bauern gegen das Limpurgische Amt Gröningen und den Freiherrn von Gültlingen auf dem Wildenhof. Es soll Tode und Verwundete beim Austrag dieser Fehde gegeben haben. Die eigenen Untertanen prozessierten oft der vielen Bedrückungen wegen mit ihrem Grafen. Auf ihre Bitte nahm Pfarrer Pahl von Neubronn dieser Sachen sich an. Da erfaßte den Grafen ein gewaltiger Zorn „über den wegen seiner demokratischen Grundsätze längst verdächtigen Mann", der nun offen die Rolle eines „Rebellenhauptmanns und Volksaufwieglers" übernommen habe. Er verklagte ihn bei der Patronatsherrschaft und beim Reichshofrat in Wien, verurteilte ihn auch einmal zu 100 Mark Gold, als er gehört hatte, der Pfarrer von Neubronn habe den ihm verbotenen heiligen Boden von Hohenstadt betreten. Die ganze Sache diente Pahl u. vielen anderen nur zur Erheiterung. Trotzdem hat Pahl später dem an Leib und Seele gebrochenen Grafen einen wichtigen Dienst leisten dürfen. Er brachte eine Versöhnung zwischen ihm und seinem jüngsten Sohn zustande u. erleichterte dadurch dem Vater das Sterben.

Auch beim Pfarrstand, und zwar beim evangelischen wie beim katholischen, lag manches im Argen. Pfarrer Hoffmann von Fachsenfeld war ein durch und durch legaler Mann, stand fest in der alten Orthodoxie und wollte von Neuerungen nichts wissen. Aber die geistige Kraft war bei ihm völlig erlahmt. Seit Jahren hatte er nichts gelesen als die Zeitung und den Kalender. Jede Predigt wurde wörtlich geschrieben und in langweiliger Monotonie vorgelesen. Eine wichtige Sache war es ihm, aus seinem Garten an die armen Fachsenfelder Salat und Rettiche zu verkaufen. Mit großer Pünktlichkeit leerte er jeden Tag das Eiernest im Hühnerstall und, wenn das Winterschwein geschlachtet wurde, legte er mit umgelegter Schürze beim Speckschneiden und Wurstmachen selber mit Hand an. Eine ganz andere Figur als dieser verknöcherte und verbauerte Mann war Pfarrer Schülin von Essingen. Im Umgang mit den adeligen Familien seiner Gemeinde hatte er sich gute Formen angewöhnt und in seinem Hause herrschte ein feiner, gebildeter Ton. Schülin war ein gelehrter Mann. Namentlich in Astronomie leistete er Bedeutendes, auch als Schriftsteller. Er verfertigte Mikroskope und Teleskope, die denen der besten Künstler nicht nachstanden. Bedauerlich war nur, daß der begabte Mann auf seine nächsten Amtsaufgaben nicht die nötige Sorgfalt verwendete. Auf der Kanzel redete er ohne Vorbereitung und bewegte sich daher immer in denselben Gedanken. Theologisch noch weiter zu lernen, hielt er nicht für nötig. Er fühlte sich hoch erhaben über die Neuerungen, denen sein Vikar anhing. Fast täglich stießen bei den Mahlzeiten die verschiedenen Standpunkte zusammen; und der Pfarrer wachte scharf darüber, daß der Vikar seine neuzeitliche Weisheit jedenfalls nicht von der Kanzel verkündige. Es ist gewiß ein gutes Zeugnis für Pahl, daß er trotz der recht verschiedenen Geistesrichtung doch im Frieden mit seinem Pfarrer auskam und drei Jahre lang bis zu des Pfarrers Tode bei ihm aushielt.

Die tiefen Einblicke, die Pahl trotz seiner Jugend schon ins kirchliche, politische und gesellschaftliche Leben des Volkes getan hatte, haben ihm dazu geholfen, ein schönes und hochfliegendes Ideal pfarramtlichen Wirkens sich zurecht zu machen; und

als er dann in Neubronn selbständiger Pfarrer geworden war, hat er mit seltener Energie, mit glücklichster Begabung und in edelster Hingabe sein Ideal zu verwirklichen gesucht. Mit beiden Füßen stand er im Lager der sog. Aufklärung. Orthodoxie und Pietismus waren für ihn überwundene Standpunkte. Er pries sich glücklich, daß er in einer Zeit leben durfte, wo nach langer Nacht das Licht der Vernunft hineinleuchte in alle Verhältnisse. Befreiung von Dogmenzwang und von abergläubischem Wesen in der Kirche und Befreiung des Volkes von allerlei Ketten, die im staatlichen und gesellschaftlichen Leben seit Jahrhunderten dem wahren Glück des Volkes im Wege gestanden waren, das waren die Ziele, denen er nachstrebte; und darum begrüßte er mit Freuden die Grundsätze von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, wie die Männer der französischen Revolution sie in ihren ersten Jahren verkündeten. Pahl stand mit fester innerer Ueberzeugung in dem, was ihm beim christlichen Glauben als das Wesentliche erschien; und die Schwächen und Blößen, die manche Aufklärer sich gaben, waren ihm durchaus nicht unbekannt. Aber daß die Leuchte der gottgeschenkten Vernunft und die Leuchte eines recht verstandenen Christenglaubens ein und dasselbe sei, schien ihm über jeden Zweifel erhaben. Von diesem ungebrochen optimistischen Standpunkt aus hat er in aller Freudigkeit sein Pfarramt verwaltet. Er dünkte sich ein „Lehrer" seiner Gemeinde zu sein, der sie zu allem Hohen und Heiligen, zum Edlen und Nützlichen und Ersprießlichen anzuleiten habe. Er ist, soviel wir sehen, mit treuer Hingabe, mit großem Geschick und gutem Erfolg in Predigt und religiösem Jugendunterricht tätig gewesen. Er hat sich viel Mühe gegeben, die Kranken zu trösten, den Armen zu helfen, die Irrenden zu strafen und auf den rechten Weg zu bringen. Er diente mit seinem Rat in allerlei bürgerlichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten und dieser Rat wurde sehr häufig in Anspruch genommen. Er hat seine Dorfschule gehoben, so gut er konnte; er zog zu den Visitationen, die alljährlich zweimal stattfanden, Vertreter der Gemeinde heran, um die Wichtigkeit des Schulbetriebs ihnen zum Bewußtsein zu bringen, und erfreute die Kinder jedesmal mit kleinen Geschenken und Prämien, die aus dem Ortskirchenvermögen geleistet wurden. Begabte Söhne hat er gern auch in den Sprachen und sonstigen Kenntnissen unterrichtet, so z. B. den Sohn des Rentamtmanns Kern in Laubach, der später im württembergischen Gerichtsdienst ein hohes Amt bekleidete. Er zog gegen den Hexenglauben und Geisterglauben zu Felde, der noch immer in den Köpfen der Neubronner spuckte, er stelite die Unsitte an den Pranger, daß die evangelischen Neubronner um Unglück im Stall zu vermeiden, alljährlich einmal zum Altar des hl. Patrizius nach Hohenstadt wallfahrteten. Um den Kirchengesang zu fördern, hat er eine neue Orgel beschafft und das neue württembergische Gesangbuch in der Gemeinde eingeführt, für den Schulunterricht auch einen neuen im Geist der Zeit gehaltenen Katechismus.

Pahl hat in einer schönen glücklichen Häuslichkeit gelebt. Gleich mit seinem Aufzug in Neubronn hat er 22jährig sich verheiratet mit Ernestine Erhardt, Tochter eines verstorbenen Stuttgarter Arztes, die damals Kammerjungfer in Wöllwarthischen Diensten war. Verständige Leute, auch die Herrschaft selbst warnte ihn, weil das Mädchen vermögenslos war. Er aber tat den Schritt doch und hatte ihn nicht zu bereuen. Jahr um Jahr rückte Nachkommenschaft an und schließlich waren 8 Kinder zu versorgen. Aber niemand litt not, obwohl die Pfarrei nur magere 400 Gulden ertrug. Pahl war der Mann, durch sonstige Tätigkeit sich reichlichen Nebenerwerb zu verschaffen; und darum konnte er nicht bloß die große Familie ernähren und den Haushalt auf die Höhe eines schönen Wohlstandes bringen, sondern auch reichliche Gastfreundschaft üben. Gearbeitet hat der Mann riesig viel. Dennoch hatte er Zeit, sich den Gästen im eigenen Hause zu widmen und selbst auch bei anderen zu Gaste zu sein. Ein schönes Freundschaftsverhältnis bestand mit der Rentamtmannsfamilie Kern unten in Laubach. Kern hatte Sinn für die Freuden der Tafel; aber, sagt Pahl, „kein Leckerbissen der Jagd oder Fischerei kam in seine Küche, kein welscher Hahn wurde geopfert, ohne daß wir uns in den Genuß desselben geteilt hätten". Innige Freundschaft verband Pahl auch mit dem katholischen Vikar Jakob Salat auf Schloß Horn bei Leinzell, gebürtig von Abtsgmünd. Zwischen evangelischem und katholischem Klerus war nach Ansicht der Leute damals ein tiefer Graben. Aber Pahl und Salat gingen Arm in Arm durch ihre Dörfer, speisten u. übernachteten bei einander, lasen gemeinsam Kants Kritik der reinen Vernunft, kämpften in edler Begeisterung für Licht und Recht und Wahrheit ebenso wie gegen Obskurantismus und Pfaffentum und haben auch später, als ihre Wege auseinander gingen, die alte Freundschaft brieflich in schöner Weise gepflegt.

Es ist wunderbar, wie viel Arbeit Pahl auf seine Schultern zu nehmen vermochte. Das Vertrauen der Herrschaft zu ihm war so groß, daß sie ihn auch zu ihrem Beamten bestellte. So war Pahl von 1801 an Pfarrer, Rentamtmann und Schultheiß in einer Person. Er verwaltete das Kapitalvermögen der Schloßherrschaft, er hatte die Aufsicht über ihre Güter und zog die Abgaben und Gefälle von den Untertanen ein, er war bei Streitigkeiten der Ortsrichter und leitete die ganze Gemeindeverwaltung. Es darf ruhig gesagt werden: Neubronn hat nie einen besseren Schultheißen gehabt als den Pfarrer Pahl. Eine beträchtliche Hebung ihres Wohlstandes haben die Bauern von Neubronn ihm zu verdanken. Ein großer Teil der Gemeindemarkung war bisher als Allmande bewirtschaftet und als gemeinschaftliche Viehweide benützt. Pahl setzte es durch, daß die Allmanden zu gleichen Teilen als freies Eigentum an die Bürger übergeben und fortan als Ackerland viel intensiver als bisher genützt wurden. Bei der Schloßherrschaft stellte er den Antrag, sie möchte ihr großes Schloßgut, das bisher von einem Einzelpächter bewirtschaftet wurde, gleichfalls an die Bürger des Orts in Pacht geben und die Herrschaft ging auf diesen Antrag ein. Nun, da die Bauern ihr Eigenland auf einmal so bedeutend vergrößert sahen, fing ein neues reges Schaffen an. Von der Weide, die wenig Ertrag abgeworfen hatte, ging man zur Stallfütterung über. Reichlichere Düngung half zu wesentlich größeren Erträgen an Getreide und Futter. Man konnte den Viehstand vermehren, der Wohlstand hob sich, Häuser und Scheuern konnten erweitert werden; und die neue Freudigkeit, mit der der Bauer nun seinen Acker baute, war doch auch etwas wert. Ein weiterer Fortschritt, den Pahl im Auge hatte, scheiterte am Konservatismus und dem langsamen Wesen der Bauern. Die Bauerngüter waren bisher Fallgüter, d. h., wenn der Bauer starb, so fiel sein Besitz an die Schloßherrschaft zurück. Sie ließ das Gut wohl in der Regel den Hinterbliebenen, erhob aber als Entgelt für die Wiederverleihung eine mehr oder weniger beträchtliche Summe. Pahl hatte schon die Zustimmung der Herrschaft zur Ablösung des Fallgütersystems gegen eine kleine jährliche Rente gefunden. Allein den Bauern war die Sache zu neu und sie blieben, statt freie Besitzer zu werden, lieber in der bisherigen Hörigkeit, weil sie meinten, mit der bisherigen Abgabe bei eintretendem Sterbefall kommen sie besser weg als mit der regelmäßigen jährlichen Leistung. Auch seiner Familie und seinen Nachfolgern konnte Pahl als herrschaftlicher Amtmann einen Dienst leisten. Er baute ein neues Pfarrhaus, das wohnlicher war als das alte. Die Kosten hatte die Patronatsherrschaft zu tragen.

Es war eine umfangreiche Verwaltungsarbeit, die Pahl zu leisten hatte. Er brauchte Hilfskräfte dazu und hat bei dieser Gelegenheit auch den Sohn des Aalener Dekans Hoyer in die Verwaltungsgeschäfte eingeführt mit so gutem Erfolg, daß dieser später, ohne eine weitere Bildungsgelegenheit durchlaufen zu haben, Stadtschreiber von Aalen und Oberamtmann von Ravensburg werden konnte. Aber Pahl ist nicht etwa in Verwaltungsgeschäften untergegangen, sondern hat seine Hauptkraft nach wie vor auf geistige Produktion verwendet u. durch Schriftstellerei seinen Namen in weitesten Kreisen bekannt gemacht. Schon als Essinger Vikar hatte er in dem damals neuerstandenen Schwäbischen Merkur einen Nekrolog seines Pfarrers Schülin veröffentlicht. Auch freie Erzählungen flossen ihm aus der Feder und zu Tagesfragen nahm er gerne in der Zeitung das Wort. Woran wir uns heute abmühen, ist vor 150 Jahren schon Pahls Streben gewesen, durch gute Volksschriften die Schundliteratur zu verdrängen. Auch in der Satire stellte er seinen Meister. Verrottete Zustände herrschten im Herzogtum Württemberg. Allerlei adelige Personen, zumeist ausländischer Herkunft, hatten sich an die Herzöge herangeschlichen, schmeichelten ihren Launen und trieben, von ihrer

Gunst getragen, mit den Untertanen oft böses Spiel. Die tüchtigsten Beamten bürgerlicher Herkunft wurden hinter ihnen zurückgesetzt. Da erschien eines Tages ein Büchlein mit dem Titel: „Vernunft- und schriftmäßiges Schutz-, Trutz- und Verteidigungslibell für den württembergischen Adel, kurz und einfältig gestellt von Sebastian Käsbohrer, Schulmeister in Ganslosen." Die Schrift schlug mächtig ein; man lachte darüber oder ägerte sich im ganzen Schwabenlande. Man riet auf allerlei hohe Persönlichkeiten als mutmaßliche Verfasser. Der echte Schulmeister von Ganslosen verwahrte sich vor der Oeffentlichkeit gegen diesen schändlichen Mißbrauch seines ehrlichen Namens. Im Stillen aber freute sich nicht wenig ein Dorfpfarrer draußen in Neubronn, daß die Bombe, die er geworfen, so kräftig gezündet hatte. Pahls literarische Hauptarbeit in Neubronn war jedoch die „Nationalchronik der Teutschen," die am 7. Januar 1801 erstmals erschien. In jugendlicher Begeisterung hatte er den Plan gefaßt, eine Wochenschrift herauszugeben, in der politische, wirtschaftliche und andere Fragen für gebildete Leser besprochen werden sollten. Mit frischem Wagemut hatte der junge Buchdrucker Ritter in Gmünd den Verlag übernommen. Das Unternehmen gelang, bald waren 1500 Leser gewonnen, der Verleger kam auf seine Rechnung und auch der Verfasser verdiente sich des Jahres damit einige hundert Gulden.

Pahl war bald nicht mehr der unbekannte Dorfpfarrer, sondern der geistig bedeutende Mann, auf dessen Stimme man allgemein hörte. Es fehlte freilich auch nicht an Gegnerschaft. Namentlich Ellwangen und Augsburg scheinen damals Hochburgen von durch und durch rückständigem, teilweise verkommenem Pfaffentum gewesen zu sein. Dort haßte und befehdete man den kühnen Vertreter neuzeitlichen Geistes umsomehr, als Pahl in seiner literarischen Bekämpfung der mannigfachen Mißstände der Zeit keineswegs ein Blatt vor den Mund nahm. Aber eine Reihe von Jahren konnte Pahl in aller Freimütigkeit von Woche zu Woche über schwebende Fragen sich äußern. Es war die Stimme der Gerechtigkeit, die damals von Neubronn aus in die süddeutschen Gaue erklang. Pahl kannte die Schwächen der adeligen Kreise und war sich klar darüber, daß es mit der Selbstherrlichkeit der kleinfürstlichen und ritterschaftlichen Gebiete eine überlebte Sache sei. Dennoch hat er die brutale, ohne ersichtlichen Rechtsgrund erfolgende Einverleibung dieser Kleingebiete als ein Unrecht empfunden und in der Oeffentlichkeit als solches dargestellt. Und ein durch u. durch deutscher Mann war der politisierende Pfarrer von Neubronn. Mit ganzer Seele hing er an deutscher Art und an des alten deutschen Reiches Herrlichkeit. Auch die glänzendsten Erfolge Napoleons konnten ihn nicht aussöhnen mit all der Gewalttat und all dem Frevel, den der Feind im Westen seinem Vaterlande angetan. Als Schande hat ers empfunden, daß Preußen von 1795 bis 1806 keinen Finger rührte, um Napoleons Uebergriffen entgegenzutreten. Dagegen dem österreichischen Kaiserstaat hat er es hoch angerechnet, daß er immer wieder, zuletzt 1809, den Versuch machte, der Fremdherrschaft in Deutschland ein Ende zu machen. 1814 hat Pahl in einer besonderen Schrift die Forderung aufgestellt, das Elsaß müsse wieder an Deutschland kommen. Daß das nicht geschah, hat, wie wir heute sehen, als schweres Verhängnis sich auf die deutsche Geschichte gelegt.

Die Schrecken des Krieges hat Pahl auch in der eigenen Gemeinde erlebt, erstmals 1796. Zuerst requirierte das zurückweichende österreichische Heer alles, was in der Gegend zusammengerafft werden konnte. Gleich hinter ihm drein kamen die Franzosen. Doch als gewandter Mann verstand es Pahl, sich mit den im Neubronner Schloß einquartierten französischen Offizieren ins Benehmen zu setzen und durch ihre Vermittlung manches Unheil von der Gemeinde abzuwenden. 1805 haben wieder die Franzosen die Gegend überschwemmt. Ein Offizier verlangte von Pahl als dem Amtmann die sofortige Ablieferung von Schlachtvieh, Brot, Haber u. Stroh. Dagegen konnte man sich nicht wehren. Aber der Franzose deutete selber an, bei Nacht werden die Soldaten von sich aus den Versuch machen, alles Mögliche aus dem Dorf zusammenzustehlen; dagegen solle man auf der Hut sein. Kaum war es Abend geworden, da kamen Weiber und Kinder heulend vors Pfarrhaus gelaufen: Das obere Dorf wimmle von Franzosen, die einfach alles aus den Häusern fortnehmen. Da fühlten die beiden französischen Grenadiere, die Pahl in seinem Hause beherbergte, sich verpflichtet, dem Pfarrherrn u. seiner Gemeinde einen Dienst zu tun. Einer stellte sich als Wache vors Pfarrhaus, der andere zog mit dem Pfarrer durchs Dorf und verjagte das plündernde Gesindel. Nicht so glücklich war es in Adelmannsfelden gegangen. Dort hatte der Pfarrer Reidhardt große Verdienste um Einbürgerung und Hebung des Obstbaues erworben. Er besaß eine Pflanzung von über 50 000 aus den Kernen gezogenen Stämmen. Eine französische Reuterschar, die gerade in diese Pflanzung sich legte, hat sie in einer einzigen Nacht zur Wüste gemacht. Eine Zeit lang schwebte Pahl selbst in Lebensgefahr. Es war eine Schrift erschienen „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", welche die Franzosen aufs äußerste reizte. Ihr Verleger, der Buchhändler Johann Philipp Palm, von Schorndorf, wurde auf Napoleons Befehl zu Braunau erschossen. Nun suchte man noch nach ihrem Verfasser und als dieser wurde Pahl vermutet. Zwei französische Offiziere, die früher bei Pahl im Quartier gelegen waren, machten ihn freundschaftlich auf die Gefahr aufmerksam. Man riet ihm, das gegen Palm ergangene Urteil in seiner Nationalchronik abzudrucken; und er tats auch. Es wurde ihm jedoch ein französischer Offizier ins Haus gelegt, der ihn längere Zeit aufs schärfste zu beobachten hatte. Aber Pahl und dieser Offizier wurden in kurzer Zeit Freunde. Die Berichte, die der Offizier erstattete, wirkten entlastend und nach einiger Zeit war die Gefahr vorüber. Uebrigens waren nicht die Franzosen auf die Vermutung gekommen, Pahl sei der Verfasser, sondern ein Ellwanger Pfaffe von adeliger Herkunft, „ein in jeder Hinsicht nichtswürdiger alter Sünder", wie Pahl sagt, hatte den Verdacht auf ihn gelenkt, um sich an ihm dafür zu rächen, daß Pahl ein Vertreter der Aufklärung und Bekämpfer des Obskurantismus war.

Wie seinen Bauern, so ist Pahl auch seiner Schloßherrschaft in trüber Zeit mit warmer Hingabe und großem Geschick als Berater und Helfer zur Seite gestanden. Genral von Werneck war ein tüchtiger Offizier. Aber ein militärischer Mißerfolg im Jahre 1797 wurde ihm zur Last gelegt und er darum plötzlich in den Ruhestand versetzt. Der General litt unsäglich unter dieser unverdienten Kränkung. Da vertraute er seinem Pfarrer sich an und setzte ihm alle in Betracht kommenden Verhältnisse auseinander. Daraufhin verfaßte der Pfarrer eine Rechtfertigungsschrift, die wirksam für die Ehre des Generals eintrat und an viele Adressen versandt wurde. In freundschaftlicher Weise war Pahl dem General auch in den nächsten Jahren verbunden. Er besorgte einen Teil seines Briefwechsels und unterrichtete ihm seine Kinder. Da die Familie Winters in Regensburg wohnte, so verbrachte Pahl, um diesen Unterricht nicht unterbrechen zu müssen, zwei Winter in Regensburg. Regensburg war damals noch Sitz des alten deutschen Reichstags und so hatte denn Pahl auf Grund der Empfehlungen seiner Herrschaft vortrefflich Gelegenheit, mit einer Reihe von politisch und militärisch bedeutsamen Persönlichkeiten Umgang zu pflegen. Im Krieg von 1805 wurde Werneck wieder ein Kommando im österreichischen Heer übertragen. Aber dieser neue Krieg nahm ein bitterböses Ende. Das österreichische Hauptheer unter General Mack mußte sich in Ulm ergeben. Bei anderen Abteilungen, die sich über das Härtsfeld nach dem Ries zurückzogen, war auch Werneck. Nichts Gutes ahnend, wich ihm sein treuer Pfarrer in jenen schweren Tagen nicht von der Seite. Drüben in Trochtelfingen mußte sich Werneck mit seiner sehr zusammengeschmolzenen Schar den Franzosen ergeben, durfte aber für seine Person frei abziehen. Freilich mußte er nun die Verantwortung vor einem Kriegsgericht in Aussicht nehmen. Aber bevor dessen Spruch erfolgte, ereilte den tapferen, unter der Schmach des militärischen Mißerfolgs innerlich schwer leidenden Offizier ein rascher Tod, als er eben beim Fürsten von Auersberg speiste. Tief trauerte um ihn sein Pfarrer und seine Gemeinde Neubronn, der er ein vielfacher Wohltäter gewesen war.

Noch ein anderes Intermezzo seines Neubronner Aufenthalts ist zu erwähnen. Wegen seiner hervorragenden Geschäftstüchtigkeit war Pahl in weiteren Adelskreisen bekannt geworden. So wurde er denn mit der Sekularisation eines geistlichen Besitztums drüben im Bayerischen beauftragt. Ein

Fürst von Ligne hatte durch den Krieg seine in Belgien gelegene Reichsgrafschaft verloren und sollte dafür in Deutschland entschädigt werden. Als aber der idealgesinnte, um das Profannützliche sich wenig kümmernde Mann in Regensburg seinen Anspruch anmeldete, war die Welt schon weggegeben. Endlich fand sich noch als freies Territorium das geistliche Damenstift Edelstetten in der Nähe von Augsburg. Ein Dorf, Waldungen u. etliche Höfe gehörten dazu. Dieses Besitztum sollte künftig dem Fürsten von Ligne gehören. Mit der Uebernahme dieses katholischen Damenstifts wurde der lutherische Pfarrer von Neubronn betraut. Mit Gewandheit u. Grazie verkehrte er bei diesem Geschäft mit den adeligen Damen. Es war ihnen nicht leid, daß ihr Stift jetzt aufhörte; sie gewannen ja nun die Freiheit. Ihr Leben war schon bisher nicht allzu geistlich gewesen, manchen Tag hatten sie mit einem fröhl. Ball beschlossen. Mit grosser Freundlichkeit nahmen sie den Bevollmächtigten des neuen Herrn auf und gingen ihm bei Abwicklung seiner finanziellen Geschäfte willig an die Hand. Auch der Fürst selber, ein hochedler, gebildeter Mann, fand sich zur Uebernahme ein und so waren es dann für alle Beteiligten drei Wochen vergnüglichen Zusammenlebens, eine wahre Idylle in der sonst von Kriegsgeschrei erfüllten Zeit. Des Morgens philosophierte Pahl einige Stunden mit dem noch zu Bett liegenden Fürsten. Dann wurden die Verwaltungsgeschäfte erledigt und gegen Abend wurde manches gemütliche Fest gefeiert. Indessen gewährte der Fürst in seiner Gutmütigkeit soviele Abfindungen und sonstige Verwilligungen, daß sie die Einnahmen des Besitztums fast verschlangen. Pahl gab daher dem Fürsten den Rat, das Stift zu verkaufen und sich mit einer sicheren Rente zu begnügen. Das geschah denn auch. Der reiche Ungar Esterhazy übernahm das Besitztum gegen eine ewige Rente von 14 000 Gulden, die an Ligne und seine Nachkommen jährlich zu zahlen waren.

Bis zum Jahre 1808 blieb Pahl als Pfarrer in Neubronn. Dann erhielt er, nachdem er als 40jähriger sein erstes und einziges Examen vor dem Stuttgarter Konsistorium bestanden hatte, die Pfarrei Affalterbach bei Marbach. Der Hauptgrund, warum er von Neubronn wegging, war der, daß er, nachdem Neubronn württembergisch geworden war, seine Tätigkeit als weltlicher Ortsvorsteher hatte abgeben müssen u. damit einen beträchtlichen Teil seiner Einnahme verloren hatte. Nicht leicht wurde ihm der Abschied. „Wenn ich einst nicht mehr bin, — so schloß er seine Abschiedspredigt — dann werden meine Kinder zu euch kommen und den eurigen erzählen, daß ihr Vater noch sterbend den Segen über sein liebes Neubronn ausgesprochen habe." Aber Pahl, der Lebenskünstler vermochte auch ins württembergische Unterland sich einzuleben. Viel Interessantes hat er selbst noch über seine Affalterbacher Zeit erzählt. Dort hatte er auch Pietisten, Stundenleute in der Gemeinde, die es in Neubronn nicht gegeben hatte. Er kam im Frieden mit ihnen aus, obwohl er ein Vertreter neuzeitlichen Geistes war, und sie achteten ihn. War er in Neubronn als ritterschaftlicher Pfarrer ganz frei in seinem amtlichen Wirken gewesen, so hatte er sich jetzt in die altwürttembergische Kirchenordnung zu finden. Aber er war mit dem ihm vorgesetzten Dekan in Achtung und Freundschaft verbunden und pflegte reichlichen, fürs Amt Gewinn bringenden Verkehr mit den Pfarrern ringsum. Einmal in der Woche kam er in Marbach mit Offizieren und Beamten zusammen, die vom Hof in Ludwigsburg herüberkamen. Bald war Pahl als der geistig Bedeutendste in diesen Kreisen anerkannt. Hier erfuhr er, was für eine Luft oben wehte; hier sprach man in vertrautem Kreis sich frei aus über die Fragen der Zeit, während man in der Oeffentlichkeit damals ein freies Wort nicht wagen durfte, sofern man nicht Lust hatte, auf den Asperg zu kommen. Seine Nationalchronik setzte Pahl auch in Affalterbach fort. Auf einmal aber nahm sie ein plötzliches Ende. In einem Artikel über Oesterreichs Staatskräfte hatte Pahl 1809 die Meinung vertreten, der österreichische Staat verfüge noch immer über eine respectable Macht. Dieser Artikel erregte höchstes Mißfallen am Stuttgarter Hofe, wo man eben jetzt durchaus dem Tyrannen von Paris zu Gefallen lebte. Pahls Zeitung wurde verboten und der Kultminister erhielt vom König Friedrich den Auftrag, „diesem Dorfpfarrer einen derben Verweis im Namen Seiner Majestät zu erteilen mit der Weisung, sich künftig mit seinem Stande angemessenen Gegenständen zu beschäftigen, statt im Fach der Politik herumzuirren, worin er nichts zu suchen hat." Diese derbe Bekundung des königlichen Mißfallens war ein harter Schlag für den Pfarrer von Affalterbach und bedeutete das Ende einer ihm lieb gewordenen Tätigkeit und zugleich eine namhafte Schmälerung seiner Einkünfte. Pahl hatte dabei nur den einen Trost, daß ihm das Lächerliche dieser Derbheit alsbald zum Bewußtsein kam und daß der Kultminister selbst ihn über der „Mißhandlung", die er erlitten, mit dem Versprechen tröstete, ihn, wenn die Sache einigermaßen verraucht sei, auf eine einträglichere Stelle zu befördern.

5 Jahre später, 1814, erhielt Pahl diese bessere Stelle, indem er nach Vichberg (heute Fichtenberg), zwischen Murrhardt und Gaildorf gelegen, befördert wurde. Hatte Neubronn 400 Gulden ertragen, so Vichberg 1800. Leider hören Pahls „Denkwürdigkeiten aus seinem Leben" mit Affalterbach auf. Aber aus anderen Quellen wissen wir, daß er auch auf seinem späteren Posten eine erfolgreiche Tätigkeit entwickelt hat. Er baute in Vichberg eine neue Kirche und setzte seine literarische Tätigkeit fort. Er ließ seine Nationalchronik wieder erscheinen und veröffentlichte außer politischen Schriften auch ein Erbauungsbuch für christliche Familien, eine Darstellung des Kirchenrechts der evangel.-lutherischen Kirche, mehrere Schriften zur Hebung des Volksschulwesens, ein Konversationslexikon in 7 Bänden, eine Geschichte von Württemberg in 6 Bänden. 1823 wurde ihm das Dekanat Gaildorf übertragen unter Beibehaltung des Sitzes in Vichberg. Bei den Wahlen für den württ. Landtag 1831 wurde ihm von mehreren Bezirken die Kandidatur angetragen; er nahm an für Göppingen und wurde dort glänzend gewählt. Ehe zur Annahme dieser Wahl die Genehmigung seiner vorgesetzten Behörde eintraf, hatte König Wilhelm den ebenso tüchtigen, wie beim Volke wegen seiner Ueberzeugungstreue hochangesehenen Geistlichen zum Prälaten von Hall ernannt, auch diesmal mit Beibehaltung des Wohnsitzes in Vichberg. So zog er denn nicht als Volksabgeordneter, sondern als Vertreter der Kirche in den Landtag ein und galt auch dort bald als einer der tüchtigsten Männer des Schwabenlandes. Mit aller Macht stemmte sich Pahl gegen die wieder hereinbrechende Reaktion und mit Klugheit und Energie verfocht er die Interessen des Volks. Auch von König Wilhelm wurde er öfters ausgezeichnet. Sein Prälatenamt führte Pahl auch wieder in die Vaterstadt zurück. 1834 kam er zur Kirchenvisitation ins Dekanat Aalen. Ergeifend muß es gewesen sein, als er auf der Herreise seine geliebten Neubronner begrüßte. Auch Aalen selbst ließ es an Ehrungen für den berühmt gewordenen Landsmann nicht fehlen. Vor dem Hause seines Bruders hinter dem Bären brachte ihm das Bürgermilitär eine Nachtmusik. Drüben in Crailsheim war ihm der Magistrat sogar eine Stunde entgegengefahren und bereitete ihm dann in der Stadt ein Fest, weil er in der Kammer um die Stiftungen der Stadt Crailsheim sich so wacker angenommen hatte.

Bis 1839 währte sein verdienstvolles Wirken. Bei seinem 70. Geburtstag 1838 meinte er, dieser werde der letzte sein, u. er sollte Recht behalten. Schon einige Jahre mußte er wegen Magen- und Gallensteinleiden die Cannstatter Brunnenkur gebrauchen. Im Frühjahr 1839, als er des Landtags wegen in Stuttgart war, erkrankte er ernstlich und starb dort am 19. April. Groß war die Trauer um den verdienten und beliebten Mann. In Stuttgart, Vichberg und Gaildorf wurden Trauerfeiern für ihn gehalten. Eine ganze Reihe von Kondolenzschreiben, Gedichten und Nekrologen auf Pahl verwahrt das Aalener Schubartmuseum.

Ja, er ist ein wirklich bedeutender Mann gewesen. Es ist der Mühe wert, die Erinnerung an ihn wachzurufen, und es ist gewiß eine verdienstreiche Tat, daß die bekannte Bronzetafel an seinem Geburtshaus sein Gedächtnis auch für kommende Generationen erhält. Pahl hat einen beträchtlichen Teil seines Lebens in trüber Zeit, in Tagen der Knechtung und nationalen Schmach zugebracht. Darum hat seine aufrechte Gestalt gerade dem heutigen Deutschland vieles zu sagen. Mögen unserem von neuem unglücklich gewordenen Volke wieder Führer erstehen, die so ehrlich deutsch denken und die Segnungen christlichen Glaubens u. Lebens so gewissenhaft dem Volke vermitteln wie Pahl!



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 7 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Juli 1925

Zur Entstehung des Ortsnamens Aalen.

Der Umstand, daß die Stadt den Aal zum Wappentier erkoren hat, gibt vielfach Veranlassung, die Entstehung des Ortsnamens dem häufigen Vorkommen dieses Fisches zuzuschreiben. Nun steht aber keineswegs fest, ob der Aal zur Zeit der Ortsgründung überhaupt dort heimisch war. Das häufige Vorkommen des Aales in dem Flüßchen Aal erklärt sich daraus, daß die jeweiligen Pächter des Flußwassers regelmäßig Aale einsetzten. Unterbleibt dies für eine längere Periode, so werden diese Tiere bald zu einer Rarität werden, da sie zur Zeit der Geschlechtsreife flußabwärts dem Meere zuwandern u. nicht wiederkehren. Die junge Brut wandert dann allerdings in umgekehrter Richtung flußaufwärts, ob jedoch ein nennenswerter Zustrom bis in die Gegend von Aalen erfolgte, konnte bis jetzt nicht festgestellt werden. Auf jeden Fall erfolgte die Wahl des Aales zum Stadtwappen in willkürlicher Weise, des Gleichlautes wegen, ähnlich wie bei Lauchheim, welches Lauchstengel im Schilde führt, dessen Ursprung jedoch in den altdeutschen Wörtern Lache — Loche Lauchen zu suchen ist, was sovie bedeutet als: Grenzmarke.

Manche suchten auch schon den altdeutschen Ortsnamen Aula von dem römischen Wort Aula abzuleiten u. seine Entstehung in die Römerzeit zu verlegen. Auch das ist nicht angängig, da mit diesem Wort der innere Hofraum des römischen Hauses bezeichnet wurde, was für einen Ortsnamen wenig Sinn hätte. Auch würden die späteren alamannischen Siedler der römischen Bezeichnung wenig Beachtung geschenkt haben, was daraus hervorgeht, daß die bekanntesten römischen Ortsnamen heute verschwunden sind. Selbst das durch seine heißen Bäder im ganzen Zehntland berühmte Aurelia führt heute den Namen Baden-Baden.

Helfer Bauer, welcher seiner Zeit die Chronik von Aalen schrieb, sucht sich deshalb auf andere Art zu helfen. Er leitet den Stadtnamen von dem altdeutschen Alah, das heißt heiliger Wald ab und meint, daß die schwäbische Mundart aus dem Alah schließlich Aula gemacht habe und daß im Laufe der Zeit wieder das ursprüngliche Aalen, bloß in anderer Schreibweise entstanden sei. Er begründet dies in der Hauptsache also mit der Wandlung in der schwäbischen Aussprache und führt als Beispiel die Schreibweise des Familiennamens Pahl an, welcher am Ausgang des 17. Jahrhunderts bald mit Paul und bald mit Pahl aufgeführt ist. Er übersieht dabei, daß zur selben Zeit, als verschiedene Mitglieder der Familie Pahl den Apostel Paulus zu ihrem Namensvetter erwählten, der Name der Stadt mit Aalen geschrieben und mit Oala ausgesprochen wurde. Auch ist es unmöglich, festzustellen, daß der Ortsname im frühen Mittelalter im Bauer'schen Sinne angewendet worden wäre. In der ältesten Urkunde, welche wir besitzen, vom Abte Ekkard von Ellwangen, vom 29. Oktober 1300 stammend, wird der Name des Ortes mit Aulon bezeichnet. Man darf wohl annehmen, daß dieses die richtige altdeutsche Bezeichnung ist, da die Existenz des Klosters Ellwangen bis ins achte Jahrhundert zurückreicht, und die jeweiligen Insassen desselben über die richtige Ortsbezeichnung unterrichtet sein mußten. Will man der Entstehung des Ortsnamens auf den Grund gehen, so muß man deshalb auch die Bezeichnung Aulon oder Aula zum Ausgangspunkt aller Untersuchungen machen.

Herr R. Bräuchle, welcher im Jahre 1904 die Denkschrift für das 50jährige Jubiläum des Gewerbevereins Aalen verfaßte, scheint die Unhaltbarkeit der Bauer'schen Auffassung voll und ganz erkannt zu haben. Er hält sich deshalb an die frühmittelalterliche Schreib- und Redeweise und übersetzt dies sehr richtig mit „kleine Au" ins Hochdeutsche. Dann jedoch gerät auch er auf Abwege, indem er die Wurzel dieses echt deutschen Wortes im keltischen Ol gleich Erle zu finden sucht und sogar das altfranzösische Aulne dafür heranzieht.

Abgesehen davon, daß die alten Alamannen für außerhalb ihres Sprachgebietes liegende Bezeichnungen wenig oder gar keinen Sinn hatten, und ihre Ortsnamen selbst bestimmten, läßt sich diese Auffassung damit widerlegen, daß kaum ein Kilometer kocheraufwärts der Name Erlau vorkommt. Also ebenfalls wieder eine Au, in welcher die Erle ganz besonders betont ist. In dem Wörtchen Au kann also unmöglich eine keltische Erle stecken, man muß vielmehr das Wort schon im altdeutschen Sinne ausdeuten und da bedeutet Au eine Insel, Aula ein Inselchen.

Faßt man die Entstehung des Ortsnamens in diesem Sinne auf, so lassen sich hierfür gewiß gewichtigere Gründe in's Feld führen, wie für alle anderen Versionen, denn tatsächlich bildet die Altstadt eine Insel. Im Westen wird sie vom Kocher, im Osten vom Tauf- u. Hirschbach begrenzt, welch letztere sich nördlich der Stadt mit dem Kocher vereinigen. Die einzige offene Seite wäre demnach die südliche. Es steht jedoch fest, daß diese Flüßchen in frühester Zeit viel wasserreicher waren. Die Waldbestände waren ehemals bedeutend größer, die Niederschläge also auch dementsprechend häufiger und anhaltender. Der träge Kocher konnte aber die Wassermassen nicht schnell genug abführen, so daß Ueberschwemmungen im Kochertal zum chronischen Uebel wurden. Da der Kocher bei Aalen nicht weniger als vier Bäche aufnimmt, so ist anzunehmen, daß sich in der näheren Umgebung eine sumpfige Niederung bildete, in deren Mitte die etwas längliche Au lag, auf welcher heute Aalen steht. Es darf auch angenommen werden, daß dieser Platz schon vor den Römern besiedelt war, da die frühesten Bewohner Süddeutschlands mit Vorliebe ihre Behausung in's Wasser stellten, um gegen menschliche und tierische Ueberfälle gesichert zu sein. Möglicherweise hat die La Tene-Zeit hier schon Ansiedler gesehen.

Daß die römischen Colonisten diesen von der Natur so ge-

schützten Platz zur Niederlassung wählten und ihr den Namen Aquileja gaben, bestätigt, daß diese Colonie eine gewisse Aehnlichkeit mit ihrer Namensschwester an der Adria hatte, also eine Wassersiedlung war. Die römischen Siedler waren um so mehr auf diesen natürlichen Schutz angewiesen, als sie, unweit der Grenze wohnend, den Ueberfällen der wilden Alamannen in erster Linie ausgesetzt waren und die Besatzung des Castells auch wohl nicht ständig im Lager anwesend sein konnte, sondern als Grenzschutz bald hier und bald dort eingreifen mußte.

Als die alamannischen Stämme sich dann gegen die römischen Eindringlinge erhoben, hatten wohl das Castel und die Colonie von Aalen als Hauptstützpunkt den ersten Ansturm auszuhalten.

Von der Colonie wird da wohl nicht viel mehr übrig geblieben sein, als ein Haufen Trümmer. Selbst der Name wurde vergessen und ist heute noch eine halbe Streitfrage. Auf dem Platze aber siedelten sich später die alamannischen Sieger an und gaben ihm den sehr nahe liegenden Namen Aula, das heißt Inselchen. Die Weiterentwicklung des Ortsnamen von Aula, Aulon, Aulun, Awlen bis zum heutigen Aalen, wäre dann der Wandlung von Schrift und Sprache zuzuschreiben.

Mit dieser Auffassung wäre nicht nur die Frage über die Entstehung des Ortsnamens gelöst, es wäre auch zu gleicher Zeit damit eine Erklärung für die außergewöhnliche, von anderen Städten abweichende äußere Gestalt der Altstadt gegeben.

H. Theurer.

Im Spiegel der Jahrtausende.

(Von Erwin Kaiser.)

Unter den vielen bekannteren Bergen der Schwäbischen Alb nimmt eine hervorragende Stellung ein der Rosenstein bei Heubach. Seine grauweißen, schroffen Felszinnen grüßen den Reisenden, der mit der Remsbahn talauf oder talab fährt, und rufen ihm zu: Komm herüber zu mir, steig herauf an meinen waldgeschmückten Hängen, leg dich nieder im kühlen Schatten meiner Buchen und laß dir erzählen von alten, ganz alten Zeiten, da noch kein Menschenwesen sich an der Schönheit der Erde ergötzte. Wer kann, tut gut, der Einladung zu folgen, er wird es nicht zu bereuen haben.

Den besinnlichen Wanderer, der all die angegebenen Wege begangen hat, um die Schönheiten und Besonderheiten des ehrwürdigen Berges zu genießen, verläßt nicht die Frage nach dem Woher? Wie ist der Berg geworden? Wie sind die ungeheuren Felsmassen entstanden, die bald in schönen horizontalen Bänken aufgebaut, bald als regellose, wirre, wuchtige Klötze über- und ineinandergekeilt erscheinen; wie sind die tiefen Gräben geworden, die später bedrängten Menschen so gut zu statten kamen, wie haben sich die Höhlen gebildet, die so manches Besuchers Phantasie anregen? Der Fragen sind so viele, und der Beantwortung ist oft ein weiter Spielraum gelassen. Aber unermüdliche wissenschaftl. Forschung hat in vielem das Dunkel erhellt, und immer breitere Kreise verfolgen mit Interesse, was sie uns zu sagen hat.

Am Nordrand des Berges findet man leicht ein Plätzchen, an dem es sich gut sinnen und träumen läßt. Versuchen wir von einem solchen aus des Rosensteins Vergangenheit an uns vorüberziehen zu lassen.

Ungezählte Millionen von Jahren zurück — ein riesiges Meer, ein Ozean umgibt uns. So weit das Auge reicht, Wasser und nichts sonst, nur im Süden ist ein schmaler Saum zu erkennen, dort beginnt das Festland. Aber dieses Wasser ist nicht tot und öde, nein Lebewesen von merkwürdigen Formen bevölkern die Fluten, deren gleichmäßiger Wellenschlag ein eigenartiges Geräusch von einschläfender Wirkung erzeugt. Flinke Fische, den Rochen unserer Meere ähnelnd, jagen ihre Beute nach, mitunter schnellt sich ein riesiger Körper aus der Flut, ein Geosaurus, der in dem zahnbesetzten schnabelförmigen Maule einen erbeuteten Belemniten gefangen hält. Eilend fliehen vor ihm dichte Scharen von Ammoniten, zu ihrer Rettung eine dicke trübe Flüssigkeit abstoßend, in der sie rasch jedem Feinde unsichtbar werden. Aber siehe da, so weit das Meer auch in die Ferne reicht, die Tiefe ist nicht bedeutend: durch das klare Wasser sehen wir den Grund heraufschimmern, auf dem sich hunderttausendfältiges Leben drängt und treibt; das ewige, furchtbare Gesetz der Natur waltet auch hier: Werden und Vergehen, Aufbau und Zerstörung, Fressen und Gefressenwerden in stetem Wechsel und in ungeheurem Ausmaße. Auf dem Boden kriechen langsam Krebse, die halb in den Schlamm eingewühlte Austern zu überfallen suchen oder hier und da eine Ternebratel von dem Korallenkörper losreißen, an dem sie sich mit dem aus der Schale hervorragenden Wurzelfuße festgehalten hatte. Wundervolle Kieselschwämme, Kalkschwämme und Korallen haben ihre Skelettgerüste bis fast an die Wasseroberfläche emporgebaut, und immer weiter bauen sie, denn der Meeresgrund senkt sich, und sie müssen größerer Tiefe ausweichen um leben zu können. Große Riffe sind auf diese Weise entstanden aus den Bauten der zarten Tiere, und um sie her wimmelt das Meer von den Muscheln, Schnecken, Seeigeln und anderen Tieren, die sterbend zu Boden sinken, die Lücken von Riff zu Riff langsam, aber stetig ausfüllen und die Körper der niedersinkenden größeren Tiere sanft umhüllen. Schichte auf Schichte lagert sich so ab, zwischen denen senkrecht die Riffe aufsteigen. Ueber ungeheure Zeiträume erstreckt sich dieser Vorgang, bis zuletzt das Meer abfließt, der Meeresgrund an die Oberfläche tritt und die Sonne die Schlammassen hartbrennt.

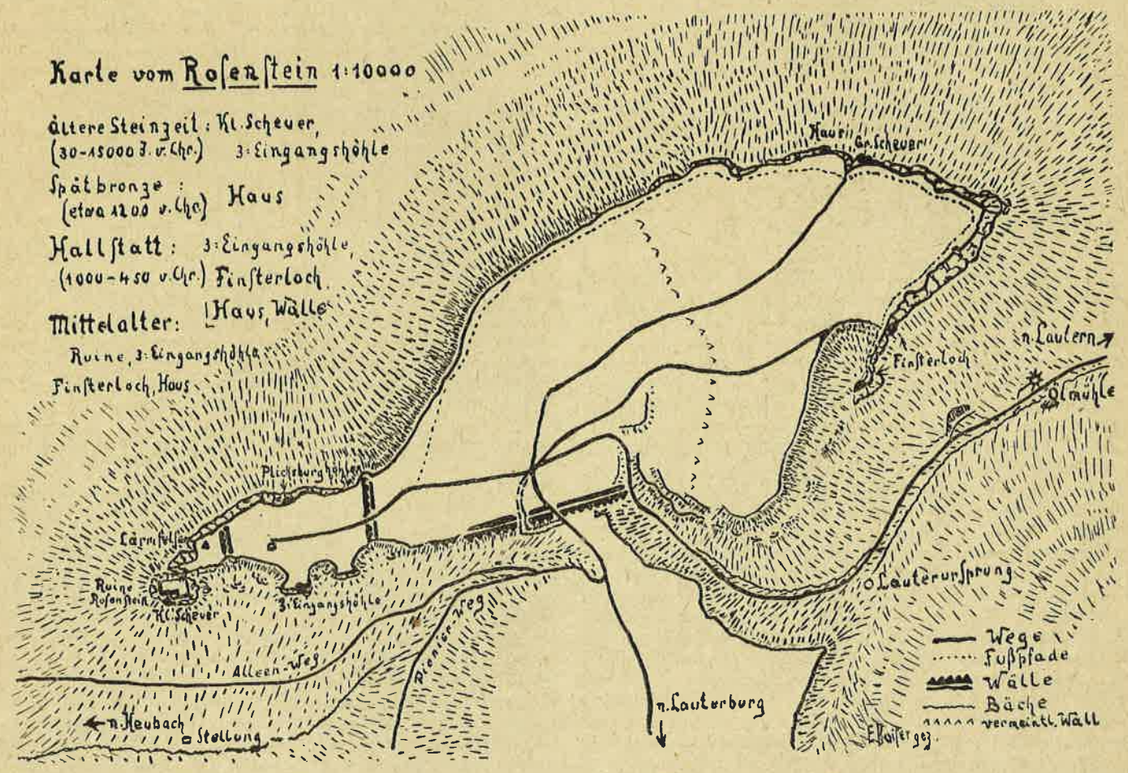
Auf der Weltenuhr sind wieder Jahrmillionen abgelaufen, in denen der einstige Meeresschlamm zu richtigem Festland erhärtet ist. Eine riesengroße Tafel war es, was das Jurameer durch Ablagerungen aufgebaut hatte. Aber alsbald begannen Kräfte zu wirken, die aus der Ebene das vielgestaltige, zerrissene Gebirge unserer Alb werden ließen. Das Gestein des Jura verwitterte und wurde abgetragen, im Norden brach es steil ein, der Rand schob sich ganz langsam, doch unaufhörlich nach Südosten zurück. Die Regenmassen sammelten sich bald in bestimmten Bahnen, die sie innehielten, dadurch die Gebirgstafeln in Stücke zerteilend, die sich immerfort zerkleinerten indem ihre Ränder einstürzten. Nicht überall gleichmäßig konnte die Zersetzung wirken, härteres Gestein hielt länger aus. So blieben einzelne Erhebungen stehen, abgetrennt von dem großen Massiv, dem sie eingegliedert gewesen waren: der Rechberg, der Stauffen der Stuifen. Andere wurden nicht vollständig abgeschnitten, hingen durch eine feste Brücke noch mit dem Albkörper zusammen: der Rosenstein, der Scheuelberg, überhaupt fast alle Randberge unserer Alb.

Was so durch Wassers Kraft langsam aufgebaut und langsam wieder zerstört worden war, erlebte jedoch bedeutende Veränderungen durch eine andere Kraft, die dem Wasser gegenüber momentan arbeitete: durch den Vulkanismus. Als unsere Alb schon im Groben ihre jetzige Gestalt hatte, da türmten sich im Süden die Alpen auf, als mächtige Falten der sich abkühlenden Erde, da brach die Ebene im Westen ein und es entstand das Rheintal, das heutige Oberschwaben senkte sich und wurde nochmals vom Meere überflutet, die Alb aber wurde durchbrochen von zahlreichen Vulkanen, deren im Krater stecken gebliebene Lava wir in der Uracher Gegend oft genug sehen können; den größten Vulkan aus jener Zeit haben wir in der Nähe, es ist der sogenannte Rieskessel.

Die gewaltigen Erschütterungen bei diesen Erscheinungen bewirkten, daß in dem Tafelgebirge der Alb große Spalten und Risse entstanden und mächtige Teile der Berge abrutschten. So entstanden auf dem Rosenstein der Teufelsgraben bei der Ruine, der Graben beim Lärmfelsen und der große, später befestigte Bärengraben. Kleinere Verwerfungen kann der aufmerksame Beobachter noch öfter feststellen.

Durch diese Vorgänge im „Tertiär" wurde der Alb ihre heutige Gestalt im Wesentlichen gegeben. Nur die fortschreitende Verwitterung in der Eiszeit veränderte noch manches, verti efte die Täler, ebnete manche Klüfte und Spalten, bildete große Lager von Tuffen und öffnete vor allem die Höhlen. Ueber deren Entstehung wäre noch einiges zu sagen.

Im allgemeinen herrscht die Auffassung, die Höhlen seien ausgelaugt worden, also durch chemische Zersetzung des Kalkes entstanden. Das ist doch nur zum Teil richtig. In erster Linie von Bedeutung für die Höhlenbildung sind die Abbruchspalten und Risse, sogenannte tektonische Spalten. Die Tagwasser folgten abfließend natürlich am liebsten solchen Klüften. Meist waren diese nach oben wieder geschlossen, die Gesteinsmassen klafften nach unten (im Gegensatz zu den oben beschriebenen Gräben), und es entstand ein natürlicher Höhlenfluß. Nachstürzendes Material veränderte die Gestalt der Flußhöhle, mitunter brach auch einmal die ganze Decke ein. Dafür haben wir ein



Beispiel in dem von Norden nach Süden ziehenden Graben des östlichen Rosensteins (s. Karte). Man hielt lange diese Bildung für ein Werk von Menschenhand, sie darf aber nach den jüngsten Forschungen sicher als ehemalige Flußhöhle angesprochen werden, deren Decke eingestürzt ist. Günstig für die Höhlenbildung waren weiterhin vor allem die obersten Weißjuraschichten, u. hier wiederum die Schwammstotzen der ehemaligen Riffe, die von Anfang an schon reichlich Höhlen, Spalten und Klüfte aufwiesen. Trat nun noch die auslaugende Tätigkeit des Wassers hinzu, so war bald eine Verbindung geschaffen, ein richtiger Flußlauf verfolgte seinen Weg im Innern des Berges. Heute mag es noch Tausende solch unterirdischer Höhlen mit Flußläufen geben, von den uns bekannten sind nur wenige, bei denen das Wasser noch tätig ist, auf dem Rosenstein keine. Das Finsterloch z. B. ist am ehemaligen Einfluß (nördl. Oeffnung) dem Lichte geöffnet, daher fließt kein Wasser mehr durch den Gang. Dieses Anschneiden der unterirdischen Flußläufe erfolgte wohl in der Eiszeit. Häufig schlugen die Gewässer dann andere Wege ein, die Höhle blieb trocken und gab später Menschen und Tieren Unterschlupf. Ein typisches Beispiel ist die weniger bekannte Plicksburghöhle (s. Abb.) mit dem westlich darüber gelegenen Dampfloch. Man darf mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß letzteres eine Zuleitung zur Plicksburghöhle darstellt. Die Einflußöffnung in dieser ist zwar nicht mehr sichtbar, da durch Sickerwasser eine mächtige Barre aus Tuff gerade vor die Stelle gelegt ist, wo das Wasser einst einströmt sein muß. Häufig verwischt das Sickerwasser für den Höhlenforscher das klare Bild durch Bildung von Tuff und Tropfsteinen, die freilich dafür das Auge des auf landschaftliche Genüsse eingestellten Besuchers entzücken. Immerhin haben wir auf dem Rosenstein die verschiedenen Stadien der Flußhöhlen mit Ausnahme der noch tätigen in schönster Folge vertreten: kleine Scheuer, Dreieingangshöhle, Plicksburghöhle und Haus,



Finsterloch und große Scheuer, endlich als am meisten verstürzt die Plicksburggrotte, eine ehemalige Höhle, von der nur noch die südliche Wand steht. Eine größere Menge kleiner und kleinster Höhlen und Löcher lassen sich unschwer mit dem alten Flußhöhlensystem in Verbindung bringen.

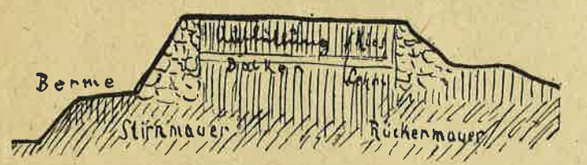
Das bereits angeführte Sickerwasser und bei anhaltendem Regen zutretende Tagwasser veränderten die Höhlen weiterhin. Die Hauptmassen des Höhlenlehms zwar müssen noch in der



Zeit der tätigen Höhlenflüsse abgelagert worden sein (in der großen Scheuer 9 Meter tief), aber in der Nacheiszeit, als schon Menschen und Tiere die Höhlen als Wohnungen aufsuchten, ist dieser Vorgang ebenfalls erfolgt. Denn eingebettet in Lehm und Tuff fand man bei den Ausgrabungen die uns so wertvollen Einschlüsse von Werkzeugen der ersten Bewohner des Rosensteins und Ueberreste der Tiere, die ihnen zur Nahrung dienten (vergl. Spion 7 Jg. 1924).

Viele unserer Albhöhlen, nicht zuletzt die des Rosensteins, haben in dieser Richtung große Bedeutung gewonnen. Die älteste besiedelte Höhle ist die kleine Scheuer, die schon etwa 20 000 v. Chr. von Menschen bewohnt war. Altsteinzeitliche Reste fanden sich sonst nur noch in der Dreieingangshöhle, sehr spärlich freilich in Form von zwei Pfeilspitzen. Die jüngere Steinzeit fehlt auf dem Rosenstein ganz, erst am Uebergang der Bronzezeit zur Hallstattzeit, etwa um 1200 v. Chr., wird der Berg wieder bevölkert, um dann Jahrhunderte lang nicht mehr zu verwaisen. Aus diesem Kulturabschnitt, der älteren Eisenzeit, sind uns aber nicht zuerst die Höhlenfunde, sondern die mächtigen Bauten von Wichtigkeit, die die Hallstattmenschen für Zeiten der Gefahr aufführten.

Die Befestigung am westlichen Rosenstein und die Abriegelung gegen die Albhochfläche sind äußerst geschickt angelegt. Der tiefe Graben, den wir schon oben erwähnten, war den Menschen ein natürlicher Schutz, wenn sie sich vor andrängenden Feinden auf den von unten schwer zugänglichen westlichen Teil des Rosensteins zurückziehen mußten. Es brauchte nur noch weniger Arbeit, um die Stellung uneinnehmbar zu machen. So wurde der Graben vertieft, und für die Verteidiger der abschüssige Westhang aufgefüllt, damit sie von ebenem Stand aus ihre Wurfgeschosse auf den Angreifer niederschmettern konnten. Auf den Felsboden legte man Kalksteinplatten, über denen größere und kleinere Felsbrocken aufgeschichtet wurden. Um diese besser zusammenzuhalten, fügte man dazwischen eine Lage von



Schnitt durch den Südwall.

Holzbohlen in der ganzen Länge des Walles ein. Heute zeigt sich an dieser Stelle eine weiße Kalkschicht, unserem Mörtel ähnlich, mit Holzkohlenresten. Ueber die Erklärung dieser Schicht ist ein lebhafter Streit entbrannt, der von keiner Seite völlig überzeugend beigelegt werden konnte. Wirklichen Mörtel brachten erst die Römer in unser Land, aber einen Vorläufer desselben könnten wir hier wohl vor uns haben. Jedoch kann der Kalkstein in der Nähe der Balken auch durch eine Feuersbrunst, die ihren Ausgang von den Hütten hinter dem Wall nahm und auf diesen übergriff, in gebrannten Kalk verwandelt worden sein.

Der Südwall, von bedeutenderer Ausdehnung, machte den Hallstättern ungleich mehr Mühe. Gegeben war ihnen hier nur der nicht allzu steile Hang, den sie durch einen Graben steiler und tiefer machten. Alles ausgehobene Material diente zur Ausfüllung des Raumes zwischen zwei mächtigen Trockenmauern, die hin und wieder durch Balken verbunden waren, deren Ueberbleibsel hier freilich nicht erhalten sind wie die Brandreste beim Westwall, weil sie durch Vermoderung zu-

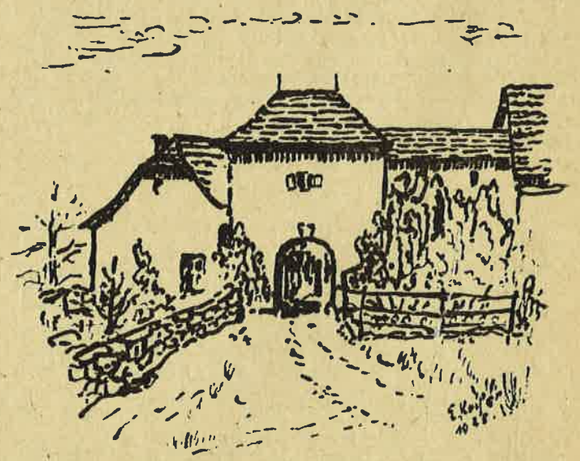


Schnitt durch den westl. Wall

grunde gingen. Mitten im Graben leistete eine Felsbrücke den Arbeitern unüberwindlichen Widerstand, man ließ sie daher stehen und baute darüber die Zugangsstraße bis an den Wall heran, dann auf dessen Berme ein Stück nach Westen, und hier erst führte man sie durch den Wall. Es war so niemals möglich, daß der Eingang von Berittenen oder Bewaffneten auf Streitwagen bedroht wurde.

Ob auf dem Rosenstein große Kampfhandlungen stattgefunden haben, ist sehr zu bezweifeln. Man hat keinerlei Funde gemacht, die darauf schließen lassen, vor allem fehlen uns die Gräber, die bestimmt wenigstens in der nächsten Umgebung vorhanden wären, wenn eine größere Volksmenge längere Zeit dort oben gelebt hätte. Man muß sich hüten, die „kühne Seglerin Phantasie" gar zu weit fliegen zu lassen.

Gleich beim Südwall steht ein Wegzeiger: nach Lauterburg.



Der Heimweg über die malerische Ruine ist ein geeigneter Abschluß für unsere Betrachtungen, denn sie führt uns herein in Mittelalter und Neuzeit, die jüngsten Glieder an der ungeheuren Kette des Weltgeschehens. K.



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 8 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Aug. 1925

Es rauschen den eingeborenen Ton
Der Wald, das Meer seit Jahrtausenden schon;
Geschlechter schwanden und sind gekommen,
Sie haben des Urlieds Klang vernommen,
Und konnten aus all' dem Wogen und Wehen
Das einzige Wort nur: „Gott" verstehen.

Vom sprechenden Stein.

Von Dr. Pahl-Aalen.

Und schnell, und unbegreiflich schnelle,
Dreht sich umher der Erde Pracht.

Eine ganze Kette von wunderbaren Ueberraschungen, von Rätseln und Problemen stürmt auf uns ein, wenn wir, dem Gang der Erdgeschichte folgend, die Geheimnisse der Vorwelt erlauschen. Viel Wunderdinge meldet auch unser heimischer Boden aus längst entschwundenen Jahrtausenden, einer Zeit, die weit hinter der Geschichte der Völker liegt, aus fernen Urweltstagen, in denen die Natur selbst den Griffel führte und ihre Schriftzüge im Boden, auf dem wir stehen, der Nachwelt vererbte. Wenn diese Urkunden, aus denen wir die Begebenheiten in den einzelnen Perioden der Erdgeschichte zu entziffern suchen, auch nur bruchstückweise erhalten sind, so liegen sie doch echt und unverfälscht vor uns; wenn manchmal ein falscher Schluß gezogen wird, so ist es gut, sich dessen stets eingedenk zu bleiben, daß die Menschheit gerade in diesem Wissenszweig in vielen Stücken rein auf Vermutungen angewiesen ist. Der Mensch in seinem Tun und Denken kann irren, aber die Natur kann nicht fehlgehen.

Nicht unvorbereitet dürfen wir in jene dunklen Tiefen des Weltgeschehens hinabsteigen. Manche durch alten Brauch geheiligte Ansicht muß verbessert werden, wenn wir der Wahrheit einige Schritte näherkommen wollen. Vorurteilsfrei, ohne Furcht und Tadel gilt es, ans Werk zu gehen, einen Stein der Erkenntnis auf den andern zu setzen, wenn das ganze Gebäude nicht ins Wanken kommen soll. Und doch mit dem Bewußtsein: Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist.

Hast du schon einmal, wenn du durch einen tief eingeschnittenen Hohlweg gegangen bist, dir die Frage vorgelegt, ob er wirklich als solcher einst angelegt wurde? Bei vielen ist das sicher nicht der Fall. Aber das Wasser hat ihn im Lauf der Jahrhunderte ausgewaschen, es hat den Boden nebenan kaum angegriffen, weil er dort durch die Pflanzendecke geschützt ist. So sind die Atmosphärilien dauernd daran, das Erdbild umzugestalten und ihr mächtigster Bundesgenosse, die Zeit, sorgt dafür, daß dieses Werk nie ins Stocken kommt.

Wenn sich so im Wechsel der Jahre die Oberfläche wie im Kaleidoskop verändert, erleichtert sich unsere Aufgabe doch wesentlich dadurch, daß heute eine ganze Menge von Landschaften unserer Erde so gut bekannt sind, daß viele von ihnen als dankbare Vergleichsobjekte herangezogen werden können.

Und dennoch wird immer wieder ein unlösbarer Rest bleiben. Viele von den Problemen der Natur werden im Laufe der Zeit vom forschenden Menschengeist aufgehellt werden, noch mehr aber werden dauernd bedeckt sein vom geheimnisvollen Schleier des Unlösbaren. Da, wo kühl überlegender Verstand nicht mehr weiterkommt, bleibt letzten Endes dem Menschen das eine noch übrig, die unfaßbaren Werke der Natur zu bewundern. Und gerade dieses nach Erkenntnis ringende Leben ist das schlechteste nicht, denn es stellt an den einzelnen, an die Völker Anforderungen, deren sich die Menschheit noch nicht bewußt ist, die aber die Zukunft in festere Formen gießen wird. Das für den Menschen Unergründliche wird sich als verhüllte Sphinx verbergen, bis vielleicht einmal die Zeit der Entziffern gekommen ist.

Aber ich will ja keine naturphilosophische Abhandlung schreiben, sondern ein Bild entwerfen von unserer Aalener Umgebung, wie sie im Wechsel der Zeiten ihr Gesicht verändert hat. Diesmal fange ich ganz hinten an bei der fernstgelegenen Periode, über die sich bei uns etwas bestimmtes aussagen läßt. Bei uns, sage ich, denn in anderen Gebieten beginnt die Erdgeschichte schon viel, viel früher; wir hinken in dieser Beziehung ein gut Teil nach.

Vom ausgehenden Altertum der Erdentwicklung sind wenigstens einige kurze Worte zu vermelden. Zur Zeit, als sich anderswo die Steinkohlen bildeten, — 300 Millionen Jahre mögen seither verstrichen sein, — da ragte bei uns ein hohes Gebirge, die Steinkohlenalpen. Das erklärt auch ohne weiteres, daß in unserer Nachbarschaft jedes Suchen nach dem kostbaren Gut vergebens sein muß, denn im unwirtlichen Bergland war keine Gelegenheit vorhanden, daß sich Pflanzenmaterial anhäufen und erhalten bleiben konnte. Wenn hier allenfalls an geschützten Stellen etwas Grünes hochzukommen vermochte, so waren es Farne, Schachtelhalme und ähnliche sonderbare Gewächse, die heute in der Vegetation der Erde nur noch ein bescheidenes Dasein fristen. In der Tierwelt war die Entwicklung eben daran, aus den ungefügen Riesenmolchen nicht weniger plumpe Reptilien zu bilden.

Aber die Hand des Schicksals hatte sich auf das Steinkohlengebirge gelegt, mehr und mehr wurde es eingeebnet, immer weicher wurden seine Formen. Und das trockener gewordene Klima begünstigte die Abtragung. Bei uns, die wir nunmehr am Rande der Berge lagen, traten andere Pflanzen auf den Plan, als sie seither die Erde beherrschten: es beginnt die Zeit der nadelholzartigen Gewächse. Der Sand aber und das Geröll, das vom Wasser aus den Tälern herausgeschafft wurde, das häufte sich an im Hohenloher Land, wo es z. B. bei Ingelfingen in 400 Meter Tiefe als 300 Meter mächtige Lage erbohrt wurde. Und gerade, als ob die Geister der Unterwelt, die vorher unablässig geschoben und gehoben hatten, zum letzten Schlag ausholen wollten, brachen im Schwabenland an vielen Stellen die feuerigen Schlünde los und überschütteten weithin den Boden mit glühend-flüssigen Massen. Und kaum war wieder Ruhe eingetreten, da passierte gerade das Gegenteil: Das Meer des Zechsteins war nach Süden gedrungen, hatte die jetzige Hohenloher Ebene überflutet, und auch unsere Gegend befand sich gar nicht weit weg vom Meeresstrand, der etwa bei Crailsheim oder wenig nördlich davon verlief. Im Mansfeldischen brachte er den silberhaltigen Kupferschiefer zum Absatz, in Thüringen und am Harz die wertvollen Kalisalze, aber für uns hatte es nichts übrig.

Unmerklich vollzog sich so der Schritt zum erdgeschichtlichen Mittelalter. Immer noch liegt unsere Gegend höher als der Norden . Immer noch hat das trockene, warme Klima die Oberhand. Im Sonnenbrand verwittern die Granitberge zu feinem Grus, der von den seltenen Platzregen hinausgetragen wird ins Vorland, wo sich in unermeßlicher Weite die rote Wüste des bunten Sandsteins dehnt. Dort treiben die Winde mit dem Sand ihr lustiges Spiel, und zuweilen überschwemmen riesenhafte Wolkenbrüche das ganze Land mit einer dicken Kieslage. Und noch ein anderes kommt hinzu. Die ganze nördliche Landschaft liegt nur wenig über dem Meer, das immer wieder Sturm läuft gegen das feste Land, das zeitenweise von oft wechselnden Tümpeln und Wasseradern durchzogen wird oder gar vorübergehend sich einen Einbruch des Meeres gefallen lassen muß. Spärlich sind oasenartige Vegetationsinseln über die rote Wüstenei verstreut, in denen die Riesenmolche ihr eintöniges Leben fristen.

Von unsichtbaren Gewalten wird jetzt langsam, aber stetig das Land hinabgezogen, die Sandzufuhr hört auf, roten Staub wirbeln die Winde umher, roter Schlamm setzt sich am Grunde der Tümpel und strandnahen Seen ab. Und dann verschwindet das Land in den Fluten, das Meer macht einen gewaltigen Vorstoß und dringt bis an den Fuß der Berge. Bei Crailsheim hat es aufs deutlichste seine Spuren hinterlassen, bei Ellwangen etwa mag seine Küste gelegen haben. Und es war ein sonderbares Meer, dieses Binnenmeer des Muschelkalkes. Nachdem es lange Zeit sein Gebiet behauptet hatte, wurde es immer kleiner, verdampfte schließlich zum größten Teil und hinterließ uns die Salzlager Württembergs. Dann aber erobert es mit erneuter Kraft sein verlorenes Gebiet zurück und bringt mächtige Kalklagen zum Absatz. Geradezu eintönig erscheint seine Bewohnerschaft zusammengesetzt; es war ein zeitweise vom Ozean abgetrenntes, durchaus verödetes Meeresgebiet.

Und langsam, wie das große Wasser gekommen war, lief es auch wieder ab. Nicht auf einmal, sondern unter vielen Schwankungen. Um die Lagunen und an den sumpfigen Stellen des Landes sammelte sich dichter Pflanzenwuchs; in dem grünen Dickicht aber fand eine reiche Tierwelt, bestehend aus Amphibien und allerhand Reptilien, ein behagliches Dasein.

Wieder kam eine lange Zeit ins Land, während der zu wiederholten Malen das Meer einen Vorstoß unternahm, um aber immer von neuem in großen, flachen Buchten eingedampft zu werden. Jedesmal, wenn das Wasser sich verzogen hatte, war eine dicke Kruste von Gips zurückgeblieben, über die aber der Wind bald eine rote Staublage deckte.

Wahrscheinlich wurde jetzt der Süden ein klein wenig herausgehoben, denn wir sehen, wie auf weite Erstreckung ein feinkörniger Sandstein sich auf die Gipsmergel legt. Dieser feine Sand ward von den Flüssen aus dem Bergland herausgeführt, vielleicht auch vom Winde umgearbeitet, und lagerte sich schließlich in den Flutrinnen und Mulden des wasserreichen Landes ab. Dort wuchsen auch schilfartige Schachtelhalme, die mit dem Sand versteinerten; daher der Name Schilfsandstein.

Abermals entspann sich in der Folgezeit der Wettstreit zwischen Meer und Land. Diesmal jedoch war die Salzflut entschieden im Vorteil, es ist die Zeit, die gekennzeichnet wird durch die bunten Mergel. Ein anderes Bild tut sich auf, wenn wir die Frage nach dem Aussehen unserer engeren Heimat in damaliger Zeit aufwerfen. Es ist nicht mehr die sanft hügelige Granitlandschaft, nein, jetzt sind fast alle Unebenheiten des Bodens verschwunden, unser Gebiet ist dem weiteren Vorland in allen Stücken angeglichen. So weit das Auge reicht, eine unermeßliche, wässerige Wüstenei, eine Landschaft von bedrückender Oede, und doch von höchst sonderbaren Daseinsbedingungen ins Leben gerufen. Mit wechselnder Intensität, bis zu fast völliger Ueberdeckung, hielt das Wasser das feste Land in seinem Bann. Ausgedehnte, flache Salzwasserseen reihten sich aneinander, die bei dem warmen und trockenen Klima verdunsteten und einen Teil ihres Gips- und Salzgehaltes zurückließen, der aber bei der nächsten Ueberflutung wieder aufgelöst wurde. So oft das Wasser kam, brachte es eine Menge Schlamm mit; unzählige Male wiederholte sich dieser Vorgang im Wechsel der Jahrtausende und schließlich war ein mächtiger Komplex dünner Mergelbänkchen abgesetzt worden, der mit seinen roten, blauen und grünen Farben den Namen der Bunten Mergel mit Recht führt. Im Kochertal, von Abtsgmünd an abwärts, im Tal der Roth, sowie in der Ellwanger Gegend bestehen die Talhänge aus diesen Mergelschichten mit ihren weithin leuchtenden Farben. Daß diese salzigen Sumpfgebiete den Stempel ausgeprägter Lebensfeindlichkeit auf sich trugen, braucht nicht besonders erwähnt zu werden.

Kaum nennenswert waren bisher die Unterschiede zwischen hoch und tief gewesen; nunmehr begann sich aber die Gegend des heutigen Oberschwaben, das vindelicische Land, energisch herauszuheben. Wohl in Verbindung mit einem jetzt kühleren niederschlagsreicheren Klima wurden mächtige Massen von weißem Sand ins Vorland hinaustransportiert, immer wieder von Flüssen und vom Wind umgelagert. Wie heute noch der Serafschan und der Murghab im Sande der Wüste Kara-Kum, der Tarim und viele andere Flüsse im Sande Ostturkestans in tausend Arme aufgelöst versiegen, so verschwanden auch die vom vindelicischen Land herabkommenden Gewässer spurlos im weißen Sand der Stubensandsteinwüste. Lagenhaft nur, periodenweise, erfolgte die Zufuhr des Sandes im oberen Teil der bunten Mergel, dann aber hüllte sich ganz Schwaben und Franken in eine mächtige Sanddecke. Wolkenbrüche, Ueberschwemmungen und Sandstürme sorgten dafür, daß immer weitere Gebiete den weißen Massen zum Opfer fielen. An den Flüssen aber und an den Tümpeln faßte oasenartig eine Menge von Nadelholzgewächsen, Schachtelhalmen und Farnen Fuß, die hier zur Entstehung dünner, mulmiger Kohlenbänkchen Veranlassung gaben, teils auch in verkieseltem Zustand erhalten geblieben sind. Im Wasser lebten Fische, auf dem Lande Schildkröten und Panzerechsen, eine Tierwelt, die oft genug bei den zahlreichen Unwetterkatastrophen gelichtet wurde.

Und die unergründliche, wechselvolle Macht des Schicksals wollte es, daß es wieder einmal wärmer wurde und trockener. Wilde Staubstürme fegten über den Boden, den nur spärlicher

Pflanzenwuchs bedeckte. Leichter, roter Staub war das Charakteristikum der Landschaft. Es ist die Zeit der Knollenmergel, jener siegellackroten, von Kalkknollen durchmengten Mergel, die in der Umrandung des Leintals vor allem jene unruhigen, durch ihre Rutschgefahr berüchtigten Hänge bilden. Unsere Gegend aber belebten in jener Zeit sonderbare, große Riesenechsen, die ans Leben in der trockenen Steppe angepaßt waren. In großer Zahl sind sie manchmal der Ungunst des Klimas erlegen, —vielleicht hatten sie auch bestimmte Sterbeplätze — und blieben so der Nachwelt erhalten.

Damit findet eine wechselvolle Periode ihren Abschluß, eine Zeit, die, so abwechselungsreich sie auch im einzelnen gestaltet sein mag, sich doch durch die Vorherrschaft des festen Landes in unserem Gebiet auszeichnet. Eine neue Aera steht vor der Tür; was sich seit Jahrmillionen langsam angebahnt hat, wird jetzt vollzogen: Zum erstenmal nach undenkbar langer Zeit überflutet mit vollem Schwall das Meer unseren Boden, ein Meer, das, obwohl nur ein Ableger des weltumspannenden vorzeitlichen Mittelmeers, der Tethys, doch seinen ganzen Reichtum über unser Land ausschüttete und eine mannigfache Tierwelt mitbrachte, die uns bis heute in den Gesteinen des Jura erhalten geblieben ist.

Steingewordenes Meer ist der Jura — oder doch der noch nicht der Zerstörung der Abtragung anheimgefallene Rest eines solchen. Meer, das einst von den Rändern des französischen Zentralplateaus seine Fluten über die Schwarzwald-Vogesenregion gegen Böhmen, gegen den Westrand einer mächtigen eurasischen Kontinentalmasse wälzte; Meer, das gen Norden an den Küsten einer großen Ardennen- oder Rheinischen Insel — im Bereich des heutigen Rheinischen Schiefergebirges und seiner Annexe — brandete und, im Westen und Osten diese umspülend, durch das Pariser Becken wie durch die hessisch-niedersächsische Senke mit Meeresteilen im Gebiet der britischen Inseln und Norddeutschlands in mannigfach sich ändernder, im Osten wohl frühzeitig aufgehobener Verbindung stand. Nach Süden schuf ein aus der heutigen Regensburger Gegend zu den westschweizerischen Zentralalpen ziehender Landwall die Grenze des süddeutschen Jurameeres gegen die — Alpen und Mediterrangebiete überflutenden Meere. Das war das „vindelicische Gebirge", ein Bergland, das mählig der Vernichtung anheim fiel, dessen Reste unter der Alb, unter der oberbayerisch-schwäbischen Hochebene begraben liegen.

Meer wogte hier. Und die Gesteine auf der Hochfläche des Schönbuchs, der Filderebene und des Schurwaldes, des Welzheimer Waldes, der Löwensteiner, der Ellwanger Berge und, nicht zu vergessen, die Schichten, aus denen sich das Welland aufbaut, sind Reste von Gesteinsdecken auf altem Meeresboden. In langsamer Folge wurden ihnen aufgefliehen die Tone und Schiefer, die Mergel und Kalke, die Sandsteine, welche in vielfältigem Wechsel heute die sanfthügeligen Anstiege zum Fuße der Alb bilden, und weiter dann das, was jetzt an lichten Kalken und Mergeln, an schlanken Dolomitfäulen und wuchtigen Felsklötzen am steilen Rand der Alb und ihrer Täler aus grüner Waldgürtung hervorlugt.

Meer war hier. Und in dem Meere tummelten sich die Scharen seiner Bewohner. Versteinte Reste in unerschöpflicher Zahl den Gesteinen des Jura zu entnehmen geben Zeugnis von dem Tierreichtum des Jurameeres, der Jurazeit. Die feingewundenen Gehäuse der Ammonshörner, die des Schwabenlandes besonderer geologischer Schmuck sind, und die dorntörmigen Belemniten, — Tintenfischen, flüchtigen Schwimmern entstammend. Tausend Muscheln und Schnecken, Herden von Armfüßern lebten hier. Auf schwankem Stiel schaukelten die Kronen vielarmiger Seelilien; und Seeigel, Seesterne und Krebse zogen über den Meeresboden hin. Dickleibige Schwämme formten hier ihre zierlichsten Kiesel- und Kalkgerüste. Im sonnendurchflutetem Meer bauten Korallen mit ihren Wertsgenossen Riffinseln. Glasklare Medusen trieben mit der Flut, und in tausendfältigen Formen pulsierte das Leben von Kleingeschöpfen. Herden von glanzschuppigen Fischen furchten das Wasser und wurden die Beute der mächtigen Raubherren des Jurameeres, der Mystriosauren und Plesiosauren, der Ichthyosauren, deren abenteuerliche Skelette — teils noch mit wohlerhaltenem Umriß ihrer Körper — nach viel hunderttausendjährigem Todesschlaf aus den dunklen Liasschiefern von Holzmaden wieder ans Tageslicht gefördert werden. Flatternd wagten sich übers Meer die Pterodaktylen und Rhamphorhynchen, die Flugdrachen der Jurazeit — und schwerfälligen Fluges kreiste die Archaeopteryx, als der „Urvogel" angestaunt, um die aus schäumender Brandung ragenden Riffe.

Meer hier und reichstes Tierleben. Doch das Meer nicht gleichbleibend nach Art und Umgrenzung, und das Leben nicht etwa nur eine einzige Lebensgemeinschaft. Schicht um Schicht des Juragesteins lösen einander immer neue Lebensgemeinschaften ab. Immer andere — wenn auch durch alle eine Reihe gemeinsamer Grundcharaktere zu verfolgen ist, welche die Zusammengehörigkeit zeigen und das besondere Gepräge der Jurazeit, der Mitte des lebensreichen Erdmittelalters, bedingen.

Rasch und mit Nachdruck war das Meer in heiß umstrittene Gebiete eingedrungen. Aber nicht katastrophenartig das ganze Land überschwemmend, sondern es hat den Anschein, als ob nach der Ueberflutung der tiefergelegenen Teile eine kleine Stockung eingetreten sei. So kommt es auch, daß, als schon das Meer anderwärts seine ersten Schichten ablagerte, sich über unsere Gegend bis über den Main hinaus eine lange, schmale Halbinsel nach Norden vorschob. Bis schließlich auch sie, und mit ihr unsere Aalener Umgebung, im Wasser versank.

Besonders tief war das Jurameer nie bei uns. Tausend Meter ist schon viel zu viel gesagt, geschweige denn, daß es zur abgrundlosen Tiefsee gekommen wäre. Und ganz allgemein gesprochen war das Wasser im östlichen Teil der Alb stets seichter als etwa in der Reutlinger oder Balinger Gegend. Wir befanden uns ja auch oftmals mehr oder weniger in der Nähe des Landes, das zeitenweise unser Gebiet geradezu zur Uferregion stempelte.

Wohlgebankte Lagen feinen, gelben Sandsteins brachte die erste Phase der Meeresüberdeckung zum Absatz. Eine kleine Schar niederer Lebewesen bewohnte die seichte Flut, hinterließ kriechend ihre Spuren im Sand. Und Sand ist es, dem wir noch ein paarmal als Ablagerungsprodukt begegnen werden. Woher kam er? Ohne Zweifel brachten ihn die Flüsse mit vom vindelicischen Land, und die Strömung verfrachtete ihn längs der Küste.

Bald jedoch änderte sich der Charakter der See und ihrer Bewohner, die Sandzufuhr hatte aufgehört und wurde abgelöst durch den Absatz von Kalk, der sich in dicken Schichten klotzig übereinandertürmt. Die karge Tierwelt verbesserte sich zusehends: Muschel setzte sich an Muschel, weithin bedeckte sich der rauhe Grund mit Austernbänken. Riesengroße Ammoniten, vielgestaltige Fische und ungeschlachte Meerechsen gediehen prächtig in der warmen Flut. Einmischung von grobem Sand gemahnt aber an die stetige Nähe des Ufers, und eine Zeit lang geht die Strandlinie sogar mitten durch unser Oberamt hindurch.

Wie das Meer ständig auf die leisesten Bewegungen des Bodens reagiert, so künden jetzt dunkle, fette Tone, daß die Gestaltung von Meer und Land eine andere geworden ist. Das Wasser hat sich vertieft und allein die schlammige Trübe, die sich lange schwebend erhält, kommt zum Niederschlag.

Unverändert bleibt im folgenden die Situation, mit dem Unterschied, daß Mergel und Kalke die Oberhand gewinnen. Reicher gegliedert erscheint die Lebewelt, in Masse liegen die Schwanzstacheln der Belemniten herum, geradezu an „Schlachtfelder" erinnernd.

Nochmals werden Tone am Grunde des Meeres gehäuft. Von zierlichen Ammoniten ist das nasse Element erfüllt, von Ammonshörnern, die uns zeigen, wie langsam, aber deutlich sich aus einer Art durch stete Umbildung eine andere, formen kann.

In ungezwungener, nie ermüdender Abwechslung schien sich die Natur bei der Bildung der Gesteine des schwarzen Jura zu gefallen. Jetzt werden aus fast demselben dunklen ölhaltigen Tonmaterial feine Schiefer geformt, zwischen die sich einige Kalkbänke einschieben. Höchst sonderbar aber sind die Bedingungen, unter welchen dieser Gesteinskomplex entstand.

Als eine riesige Bucht springt das Meer zurück ins Land, abgeschnürt vom freien Ocean. In Menge durchschwimmen die großen Seetiere die schmale Pforte, denn das Wasser dort ist warm, und unübersehbare Scharen von Ammoniten tummeln sich an der Oberfläche. Ganze Wälder von Tang treiben in der Flut, Millionen von Muscheln haben sich daran geheftet, und allerlei kleine Fische schwimmen dazwischen umher. Auch an den Baumstämmen, die als Spiel der Wellen ihres Weges ziehen, sitzt ein dicker Ueberzug feinschaliger Muscheln, zwischen denen an schwankem Stiel einige Seelilien ihre entfalteten Kelche ins Wasser hängen lassen. In der Tiefe aber lauert der Tod, denn das Wasser da unten ist vergiftet. Der Weg zum freien Ozean ist ihm versperrt, eine Ventilation ist unmöglich. Von Schwefelwasserstoff ist der Grund verpestet, der jede Lebensregung verhindert. Die Kalkschalen der Ammoniten und Muscheln, die beim Absterben der Tiere hinabsinken, werden entkalkt, erweicht und in glattgedrücktem Zustand in den Schiefer eingebettet. So finden wir sie heute in Hammerstadt, am Riegelbach oberhalb Reichenbach, oder am Birkle bei Wasseralfingen.

Auch dieser Zustand findet sein Ende. In den wenigen Kalkbänken, die in der Folgezeit von einem lebensholderem Meer zeugen, findet eine ganz anders gestaltete Ammoniten- und Muschelfauna ihre letzte Ruhestätte. Dicht gedrängt, wirr durcheinander liegen sie im splitterharten Kalk, beredtes Zeugnis gebend vom nie versiegenden Tierreichtum des Liasmeeres.

Dieses ewige Pulsieren der Erdrinde hält auch an während der Zeit des braunen Jura, die im Folgenden ihre Würdigung finden soll. Die Tone, welche die Grundlage der Aalener Ziegelwarenfabrikation abgeben, wurden in einem entschieden tieferen Meere abgelagert. Selten kommt bei uns ein Exemplar jener dünnschaligen Ammonitengehäuse zum Vorschein, die bis heute noch ihren Perlmutterglanz bewahrt haben. Die meisten wurden in der dunklen Tiefe aufgelöst oder nachträglich verdrückt.

Lange mag so die Hochsee über unser Gebiet geflutet haben, da änderte sich im Wechsel der Zeiten langsam das Aussehen von Meer und Land. Beide, der Meeresboden und das Festland wurde gehoben. Feiner Sand von den Flüssen ins Meer geschafft und dort von der Strömung weiter verfrachtet, bedeckte den seichten Grund. Klein an Wuchs und arm an Arten war die Tierwelt. Das Meer des Personatensandsteins war ein richtiges Wattenmeer, wie wir es heute noch an den Gestaden der Nordsee teilweise verwirklicht haben. Viele Kilometer meerwärts ganz seichtes Wasser, bei Flut selbst größeren Fahrzeugen freie Fahrt gewährend, bei Ebbe aber zum großen Teil trocken gelegt. Langezogene Inseln von Sand und Schlick wechseln mit riesigen, flachen Wasserlachen; Würmer und Muscheln stecken im Sand, und mit den leeren, halbzertrümmerten Schalen treibt die Welle ihr loses Spiel. Stücke von Tang, Reste größerer Tiere bringt die steigende Flut mit und bettet sie ein im weichen Sand. So etwa wäre das Bild unserer Gegend gewesen, wenn Menschenaugen damals schon hätten beobachten können.

(Schluß folgt.)

Zur Entstehung des Ortsnamens Aalen.

Zur Theurer'schen Betrachtung über die Ableitung des Ortsnamens Aalen.

Jawohl, der Name Aalen dürfte in seiner Wurzel aus der Landschaft herausgeboren worden sein. In der Sprache der Alemannen oder einer älteren? Das ist eine Frage. Und die Theurersche Anregung, der Bedeutung von Orts- und Flurnamen nachzugehen, ist zu begrüßen. In den Flurnamen können wir der mütterlichen Erde den Puls fühlen und den Völkern und Zeiten, die darüber gegangen sind, ihrer Siedlungsgeschichte. Das gäbe örtlichen Stoff in Hülle und Fülle für einen neuen Heimattag, der der Lokalforschung zu dienen hätte.

Auch darin können wir Herrn Theurer zustimmen, daß der Grundriß der mittelalterlichen, festen Stadt durch die Wasserläufe bestimmt wurde.

Aber im Uebrigen erlaube ich mir, Fragezeichen zu setzen, viele Fragezeichen.

Wohl! Ihre ersten Ansiedlungen benannten die Alemannen nach ihren Sippenhäuptern und Helden: Essingen und die zahlreichen anderen fruchtbaren Ingen-Feldmarken im Lein-Remsgebiet und im Ries.

Aber die fast bis zum 6. Schöpfungstag zurückreichenden uralten Namen der Erdnatur, die sie vorfanden, die ehrten sie. Die waren von Ewigkeit her, im Wechsel der Völker und Rassen, seit auf unseren Urwegen Menschen nach den 4 Himmelsrichtungen wandelten. — Die waren beibehalten worden. Kocher, Rems, Jagst, Brenz sind solche steinalte Namen und vorgeschichtliche Völkerstraßen, die mitsamt dem Namen übernommen wurden von dem einen zu dem andern.

Es spielen hier so viele Fragen der Geschichte und Vorgeschichte, der Siedlungsformen, der Sprachwissenschaft, der Völkerkunde und Völkerwege.

Für heute nur so viel. Die landnehmenden Alemannen haben bei der ersten Besiedlung die Niederlassungen der Römer und deren Baugelände gemieden wie die Pest und es dem Fluch der Verödung überlassen; also vermute ich auf dem ehemals morastigen Gelände der heutigen Stadt keine urgermanischen Siedlung. Ahelfingen und Essingen und Himmlingen — das sind erste größere Ansiedlungen, die mit ihren Feldmarken bis in die Nähe des verfemten Römerwerkes reichten.

Wir haben Grund, am Fuße des Burgstalls und unmittelbar am Fuß des Aalbuchs die bürgerliche römische Siedlung zu suchen und — zu finden. Weiter! Die Römer haben sich nicht auf den Morast von „de Bäch" verlassen, im Gegenteil diese gescheut, seitdem Varus in einem solchen Morast „2 Stiefel und 1 Strumpf" verloren hatte. Nein! Sie verließen sich auf ihre Mauer (2½ Meter hoch!) und die Türme drin (14 an der Zahl von Hüttenhöfe bis Lengenfeld) und auf das Kastell (6 Hektar auf den Maueräckern) mit seinen Mauern, Türmen und Toren, seinen Göttern und Legionen.

Und nach den Forschungsergebnissen der letzten 10, 20 Jahre ist das römische Aquileia — nicht Aalen, sondern Heidenheim; und in jener lateinisierten Ortsbezeichnung versteckt sich eine vorrömische, ja sogar vorkeltische, bei Heidenheim stationierte sprachliche Wurzel. Siehe darüber Prof. Dr. Hertlein.

Im Grundsätzlichen gehen wir mit Herrn Theurer einig: Die Sprachwurzel der Stadt Ola (nicht: Aalen) hat mit dem Aal nichts zu tun. Das Kleine hat seinen Namen vom Großen, und das Einzelne vom Ganzen. Das Ganze aber ist der Aalbuch und das Große — der gewaltige Gebirgsstock mit dem Rosenstein. Und vor der Stadt und vor dem „Fusch" war der Bach da — die Ol. Die Sprachwurzel ist nicht totzukriegen, und nachdem der Baum gefallen ist, lebt sie noch im Turm weiter — Aalbäumle. Und wie heißt der Bergrücken, auf dem 1634 die Nördlinger Schlacht geschlagen wurde? — Auch Aalbuch. Aalbach heißt auch das Nebenbächlein der Jagst bei Buch und ein Nebenbächlein der Sechta bei Bopfingen.

Wie gesagt — es handelt sich hier nur um Andeutungen. Aber! Laßt uns auf Flurnamen achten und mit ihnen der Natursprache nachgehen, der Ursprache, die für einen Schwaben noch vor Griechisch und Lateinisch kommt, der Natursprache, die zudem nicht zu den toten, sondern zu den lebendigen zählt, in der die älteste Geschichte der Landschaft geschrieben ist und der steinalten Völker, die kamen und gingen.

H. Häußler.



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 9 || Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten || Sept. 1925

Segen Gottes auf den Feldern
in des Weinstocks heil'ger Frucht;
Mannesluft in grünen Wäldern,
in den Hütten frohe Zucht;
in der Brust ein frohes Sehnen,
ew'ger Freiheit Unterpfand;
Liebe spricht in zarten Tönen
nirgends wie im deutschen Land.

Schenkendorf.

Vom sprechenden Stein.

Von Dr. Pahl-Aalen.

Aber ein anderes noch macht uns diese Ablagerung vor allen anderen interessant: Der Gehalt an Eisen. Zwei abbauwürdige Flöze ziehen sich durch den Sandstein, abgesehen von ganz dünnen ohne praktische Bedeutung. Nicht eisenhaltiger Sandstein ist das Wasseralfinger Erz, nein, es ist ein sogenannter Oolith, ein Stein, der aus winzigen Kügelchen zusammengebacken wurde. Wie aber kam überhaupt das Eisen ins Meerwasser? Die am meisten einleuchtende Erklärung ist folgende: Das Land im Süden war so weit abgetragen worden, daß dunkle, eisenhaltige Gesteine an die Oberfläche kamen und verwitterten. Der Eisengehalt wurde ausgelaugt und von den Gewässern ins Meer gebracht. Dort wurde das Eisen niedergeschlagen. Aber wodurch? Wahrscheinlich durch die Tätigkeit der Bakterien, die aus der Umwandlung der Eisenverbindungen ihre Lebensenergie hernehmen und die auch im Meere eine große Rolle spielen. Ganz erhebliche Mengen sind es allerdings gewesen, die so dem ewig bewegten Meerwasser durch die Lebensenergie der kleinsten Organismen entrissen wurden.

Vielleicht gibt eine erst neuerdings gemachte Beobachtung wenigstens einen kleinen Beitrag zur Aufhellung der Frage unserer Erzentstehung. Der Ob, einer der Riesenströme Sibiriens, zeigt jedes Jahr im Winter, wenn der Wasserstand zurückgeht, eine sonderbare Erscheinung, den Samor, wie ihn die Samojeden nennen. Der ganze Fluß wird trüb von Rost, welcher alles dick überzieht, ein großes Fischsterben setzt ein, und sogar für die Anwohner wird das Flußwasser um diese Zeit ungenießbar. Woher kommt aber das Eisen? In die Nebenflüsse des Ob, den Irtysch vor allem, wird beim Lauf durch die wüstenartige Kirgisensteppe eine Unmenge eisenhaltigen Mineralstaubes hineingeweht. Bei raschem Transport in sauerstoffhaltigem Wasser wird das Eisen gelöst, fällt aber im träg dahinschleichenden sauerstoffarmen Unterlauf wieder als Rost aus. Der Samor ist da. Und ähnlich wie in diesem Fall, so waren auch in dem warmen, seichten, wenig Sauerstoff haltenden Wasser des weiten Wattenmeeres die Bedingungen gegeben zur Ausfällung des Eisens.

Heute fördert der Bergmann aus tiefem Schacht den steingewordenen Schlamm des Jurameeres, das Wasseralfinger Eisenerz, ans Tageslicht. Beim flackernden Licht, im rauchigen Stollen bricht er Stück um Stück los vom roten Schatz der Tiefe. Auch heute noch hat das alte Bergmannslied Berechtigung, dessen Anfang lautet:

Der Mensch soll nicht stolz sein auf Gut und auf Geld,
Es lenkt halt verschieden das Schicksal die Welt;
Dem einen hat's Gaben, die goldnen, beschert,
Ein andrer muß graben tief unter der Erd.

Der Mensch soll nicht denken, ein andrer wär' z' schlecht,
Vom Himmel hat jeder das nämliche Recht.
Das Schicksal läßt wandern den ein'n hochgeehrt
Und führt auch den andern tief unter die Erd.

Viel bedeutsamer zwar als bei uns ist der Bergbau, der in den gleichen Schichten in Lothringen, im Becken von Brie und Longwy umgeht, wo sich überall im Minettegebiet Förderturm an Förderturm reiht. Unermeßliche Verluste haben wir durch die Abtrennung dieses erzreichen Stück Landes erlitten. Aehnliche Umstände wie hierzulande waren es, die am lothringschen Strande des Jurameeres das wertvolle Gestein zum Absatz brachten.

Im Jahre 1910 wurden in Königsbronn und Heidenheim Tiefbohrungen niedergebracht, die bis zur Sohle der eisenhaltigen Schichten vordrangen. Bei Königsbronn liegt sie in 290

Meter, bei Heidenheim in 377 Meter Tiefe.

Die bauwürdigen Erztörper stellen nur lokale Steigerungen des auch sonst vertretenen Eisengehaltes der Sandsteine dar, wie durch Erbohrung im einzelnen erwiesen ist. Bei Wasseralfingen-Aalen, Kuchen und Altenstadt-Geislingen liegt je eine solche Linse im Albkörper. Leider ist die Verhüttung durch den hohen Kieselsäuregehalt dermaßen erschwert, daß das Erz trotz des beträchtlichen Eisengehaltes sehr wenig hochwertig genannt werden muß. Der Brauneisengehalt beträgt rund 50 Prozent. Der Abbau bei Kuchen hat 1885, derjenige auf der Aalener Grube 1888 sein Ende gefunden. Bei Wasseralfingen, wo sich zwei bauwürdige Flöze finden, ist das untere, im Durchschnitt 1,60 Meter mächtige, im Jahre 1871 verlassen worden. Im oberen mit ca. 1.15 Meter Mächtigkeit geht der Bergbau noch um. Nach dem Gebirgsinnern zu läßt Mächtigkeit wie Erzgehalt nach. Die Bauwürdigkeit erstreckt sich vom Stollenmundloch aus nicht weiter als 1 Kilometer. Die beiden Bauflöze liegen im Ausgehenden in etwa 10 Meter Entfernung übereinander. Der Mangel an Brennstoff und die Ungunst der Transportwege sind Nachteile der Lage, mit denen das Hüttenwerk Wasseralfingen belastet ist, seit die eigene Förderung nur noch unbedeutende Teile zur Erzversorgung beiträgt . Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts schwankte die Erzförderung bis zum Kriege etwa zwischen 8000 und mehr als 12 000 Tonnen. Die Vorräte betragen im Lautertal 2,5, im Filstal 20, bei uns 10 Millionen Tonnen.

Der Eisengehalt kommt, allerdings in beschränktem Maße, teilweise auch noch in den Schichten zum Vorschein, die über dem Personatensandstein liegen. Lange Zeit hindurch hatten sich die Ablagerungsbedingungen nur ganz wenig geändert. Im folgenden jedoch bringt der schnelle Wechsel des Materials die gesteigerte Unruhe des Bodens, das Schwanken der klimatischen Faktoren deutlich zum Ausdruck. Tiefer scheint das Wasser geworden zu sein; dunkle Tone und blauer Kalk zeigen es an. Umso sonderbarer ist es, daß bei Oberalfingen zum ersten Mal Korallen in größerer Menge ihre Lebensbedingungen fanden, jene Tiere, die heute nur im warmen, seichten Wasser gedeihen.

Weitgehende Verflachung des Grundes ist das Kennzeichen der nächsthöheren Stufe, brauner, dickbankiger Kalke, zwischen die sich dünne Tonlagen einschieben. Dickschalige Austern hatten bei weitem den Vorrang in der erhaltungsfähigen Tierwelt, zu denen ein Heer riesiger Belemniten und aufgeblähter Ammonshörner hinzukommt. Im Ton aber ist die Lebewelt bei weitem kleiner und zierlicher.

Unstet lösen sich jetzt Kalke, Mergel, Tone in bunter Reihe ab. Ueber weite Erstreckung dehnt sich eine dünne Lage von Kalkoolith, aus stecknadelkopfgroßen, dunkelbraunen Körnern zusammengebacken. Die Muscheln nehmen mehr und mehr ab, die Ammoniten aber treten in wechselnder Formenfülle auf; sie werden um so künstlerischer, je toniger die Ablagerung, je tiefer das Meer wird.

Obgleich der weiße Jura mit einem mächtigen Komplex toniger und mergeliger Schichten beginnt, zwischen die sich hellgraue Kalkbänke einschieben, so wird doch die Tierwelt mit einem Schlag eine andere und bleibt sich fast völlig gleich während des ganzen weißen Jura Erheblich tiefer ist das Meer geworden. Wie aber kommt es, daß sich in so wohlgebankter Folge Kalk und Mergel bis oben hin ablösen? Irgendwelche periodischen Veränderungen des Klimas sind es gewesen; welcher Art allerdings, darüber schweigt die Geschichte. Eifriger denn je sind jetzt Schwämme u. Korallen am Werk, aus dunkler Tiefe hochragende Bauten im Meer aufzuführen. Und bald belebt sich die Oberfläche mit einer Schar von kleinen Inseln, die, von der Brandung umschäumt, unablässig wachsen. Als gewaltige Klötze sind sie heute zum Teil aus dem Körper der Alb herausmodelliert worden, wie der Rosenstein mit seinen kahlen, glatten Felswänden

Mehr und mehr wurde das freie Meer von den kalkabscheidenden Lebewesen verbaut. Der dichte Rifkalk wurde stellenweise unter dem Einfluß des Meerwassers umgewandelt in Dolomit, wie er im großen Steinbruch am Osterbuch gebrochen wird. Bald war aus der offenen See eine Reihe großer und kleiner Buchten geworden, unterbrochen von einer Unmenge kleiner Inseln. In solche seichte Stellen lagerte sich der Oolith von Schnaitheim ein, der fast nur aus von der Brandung zerbrochenen Kalkschalen besteht. An etwas tieferen Stellen sind wohl die Zementmergel von Mergelstetten zum Absatz gelangt.

Die plattigen Kalke, die auf der Höhe des Braunenberges gebrochen werden, sind das letzte Relikt des Jurameeres auf unserem Boden. Langsam zog es sich zurück nach Osten. Drüben aber überm Ries hat es noch einmal längeren Halt gemacht. In stiller Lagune, ja direkt am Ufer wurden dort in unglaublicher Mächtigkeit die Solnhofer Schiefer abgelagert, die neben den Lithographenplatten so viele wichtige Funde geliefert haben zur Kenntnis der Tierwelt am Ende der Juraperiode.

Undenkbar lange Zeiten sind in gedrängter Kürze an uns vorübergezogen, und doch stellen sie nur einen letzten Augenblick in dem ewigen Wechsel vor, den das Stück Boden, das wir unsere engere Heimat nennen, in der Unermeßlichkeit der Erdentwicklung durchgemacht hat. Sicher ist das Auftreten des Menschen ein entscheidender Wendepunkt, der sich kennzeichnet dadurch, daß die lebende Bewohnerschaft unseres Planeten sich tief einschneidende Veränderungen gefallen lassen muß, ein Zeitpunkt, in dem sogar die Beherrschung der leblosen Natur durch denkende Wesen angebahnt wird. Aber unnütz ist es, die Geschehnisse der Zukunft ergründen zu wollen.

Lieber werfen wir in aller Kürze noch einen Blick zurück. Ein Stück Weltengeschichte ist da vor uns aufgerollt, in königlicher Erhabenheit alles in Schatten stellend, was sterbliche Menschenhand geformt, was Titanengestirne gedacht und leuchtende Augen geschaut. Ein Blick über Jahrhundertmillionen hinweg in die Stunden geheimsten Werdens, in die Schatzkammer dessen, was unter Tag liegt, in den Mutterboden der Kulturen. Ein Buch ist vor uns aufgeschlagen, dessen Seiten sichten Sinn tragen und die majestätische Größe des letzten Gedankens ahnen lassen: nenn's Gott, nenn's Liebe . . . .

Ueber den Zustand der Reichsstadt Aalen,

ihren Ueberfall von den Franzosen und den dabey erlittenen Schaden 1796.

Von Johann Gottfried Pahl, Aalen, bei Johann Leonhard Rieger.

Es ist unmöglich, eine richtige, wahre und den Forderungen der historischen Muse entsprechende Geschichte zu entwerfen, und sie dem Publikum darzustellen, besonders wenn das Objekt der Geschichte von einem so weitausgebreiteten Umfang, als der gegenwärtige französische Krieg ist, daß es das scharfe Auge des Beobachters nicht überschauen, noch der Verstand die dazugehörigen Data und Teile so zusammenstellen, und vergleichen kann, um in dem wißbegierigen Leser einen richtigen Totaleindruck hervorzubringen, wenn man nicht vorher die einzelnen Bestandteile der Geschichte aussucht, und sie in ein wohlgeordnetes Ganze zu verbinden suchet. In dieser Absicht suche ich, den Ueberfall der Franzosen den 2. August 1796, den die Stadt Aalen nebst ihrem Gebiet erlitt, zu beschreiben, aber zugleich ist es ein Hauptzweck, dieser kurzen Schilderung, sowohl in dem Zuschauer, Bürger und Einwohner dieses Orts den gemachten Eindruck zu erneuern, als auch in jedem Leser und Nachkommen, dem diese Begebenheit interessant ist, und werden wird, eine richtige Darstellung dieses Vorfalls zu erwecken.

Der schnelle und unvermuthete Uebergang der Franzosen über den Rhein bey Kehl (ob er eine Folge der Nachlässigkeit, oder der Schwäche der Kreistruppen gewesen, dieses lässet sich hier nicht entscheiden), ist die Quelle des mannigfaltigen Unglücks, des namenlosen Jammers, und der Verheerungen, denen der schwäbische Kreis ausgesetzt wurde. Wie ein seine Dämme durchbrochener Fluß die benachbarten Felder überschwemmet, die Fruchttragende Aecker und grünende Wiesen, die Hofnung des Bürgers und Landmannes verheeret, und den reichen Segen der fruchtbaren Gärten zerstöret; so ergoß sich der Strom des französischen Heeres unter dem General Moreau von allen Seiten über die Gegenden des Schwabenlandes. Ohnerachtet die zwey größte Fürsten desselbigen, Würtemberg und Baaden Frieden mit ihnen schlossen, und die übrigen Stände einen Waffenstillstand unter harten und drückenden Bedingungen bewirkten, so erschienen sie doch als Feinde, und ihr ehemaliger Verheerungsgeist, der sie unter Ludwig XIV. belebte, zeichnete sie noch als dieselbigen aus. Ihr ganzes Betragen bewieß, daß sie des Genusses einer wahren Freiheit, als einer Wirkung der reinen Vernunft, welche einen höheren Grad von Aufklärung, als sie besitzen, erfordert, bishero noch unfähig sind. Es gelang ihnen, dem größten Theil von Schwaben die noch fortdauernde Spuren der Verheerung einzudrücken. Die tapfere Oesterreicher bestrebten sich, den reißenden Ergießungen dieses feindlichen Stromes, soviel als möglich, einen Damm entgegen zusezen; allein er schwoll zu einer solchen Höhe an, daß sie sich immer zurückziehen, und nur darauf bedacht seyn mußten, ihren Rückzug zu decken.

Um einen desto lebhafteren Eindruck von diesem Ueberfall zu erwecken, ist es nüzlich, die Lage dieser kleinen Stadt zu beschreiben und einen Umriß von dem physischen und politischen Zustand zu entwerfen. Sie liat in einem angenehmen und fruchtbaren Thale, gegen Mittag und Morgen von einer Bergkette eingeschlossen, die sich von Südwesten gegen Osten, und von Süden gegen Mitternacht hinziehet. Zwischen den gegen Osten und Südwesten gelegenen Bergen krümmet sich in einem stumpfen Winkel die Landstraße nach Augsburg. Ohngefehr 2 Stunden von ihr zwischen Oberkochen und Königsbronn entsprudelt der Erde eine wasserreiche Quelle, die niemalen versiegt, und durch diese Krümmungen bis an die Stadt in gehäuftem Wasser fortfliesset, welche Kocher genennet wird. Unter der Stadt vereiniat sich mit diesem Fluß ein anderer, der wie ein Regenbach in dem Thale an kleinen Hügeln vorbeyschleichet, welcher die Aal genennet wird, von welchem die Stadt ihren Namen erhielt. Ohngefehr 3000 Einwohner oder Seelen leben in derselbigen, in einem Umfang von ongefehr 14 Morgen Ackers. Die Hauptstraße und die übrigen Gassen sind eng, und irregulär gebauet, die Gebäude und Häuser klein und von Holz. die Stadtkirche ist das einzige maßive Gebäude von Quadersteinen errichtet. Der Magistrat bestehet aus 3 Bürgermeistern, einem Stadtschreiber, 2 Geheimen, und 6 Ratsherrn, welche aus der Bürgerschaft gewählt werden. Neben diesem existiert ein Collegium von 24 Bürgern, welche Repräsentanten der Bürgerschaft seyn sollen: ein dunkler Schatten von den alten römischen Volkstribunen. Ihre Verträge sind äußerst schwankend und unbestimmt. Ihre Verfassung ist also ein Mittelding von Republik und Demokratie. Die Stadt hat kein geschriebenes Gesezbuch, sondern es wird alles nach der Mehrheit der Stimmen in dem Senat entschieden. Ihre Einkünfte sind äußerst gering. Der Herzog von Wirtemberg besizt das Recht, in den ergiebigen Bergwerken Erz zu graben; der gefürstete Domprobst zu Ellwang eignet sich den Zehenden von Heu und Früchten zu; das gesammte fürstliche Hauß Oettingen, ziehet die Zölle der Stadt ein. Die Quellen ihrer Einkünften, sind die Steuern der Bürger, ohngefähr 400 an der Zahl, und der Unterthanen, das Umgeld der Wirthen, und einige Weiler und Höfe. Die Finanzen sind also äußerst unbedeutend und gering. Nur die gute Oekonomie erhielt diese kleine Republik in einer blühenden Fortdauer. In Kriegszeiten ist sie verpflichtet, 29 Soldaten, 25 zu Fuß und 4 Dragoner als ihr Contingent zu stellen. Der so hochgepriesene Reichthum der Stadt, den die Fama durch ihre Verbreitung vergrößert, ist ein leeres Phantom, oder Hirngespenst, das nur in den Köpfen einiger Prahler und Großsprecher existiert. Erst seit 30 Jahren fieng der Handel und das Comerz an aufzublühen. Bis auf diese Zeiten fühlte die Stadt die Folgen jenes unglücklichen dreißigjährigen Krieges, der sie in einen Aschenhaufen verwandelte, und die Bürgerschaft auf die Anzahl von 16 Bürgern herabschmelzte. Kein Handel in das Große, keine Manufakturen belebten bishero diesen Ort. Die meisten Einwohner besitzen Aecker, Wiesen und Gärten. die ihnen nicht auf ein halbes Jahr Lebensmittel verschaffen. Der einzige beträchtliche Handlungszweig, welcher der Stadt und dem benachbarten Lande einige Nahrung verschaffet, ist die Baumwolle, und übrigen Wollenwaaren. Der Reichthum der Bürger kann also nicht sehr beträchtlich seyn, denn höchstens erstreckt er sich bey einigen Wenigen auf einige 20 000 Gulden. Die sittliche Cultur hat noch keinen großen Grad erstiegen; daher zum Theil die Nichtachtung und Geringschäzung ächter und gründlicher Kenntnissen. Eine gewisse Art von Rohheit und ein noch nicht genug gebildetes Wesen herrschet noch unter einer gewissen Anzahl von Einwohnern, obgleich nicht zu läugnen ist, daß auch gebildete und moralisch gute Menschen gefunden werden. Das mit der Zeit allmählina steigende Wachsthum in Kenntnissen und die Wertschäzung der Sittlichkeit, welches seine gewisse, von vielen äußerlichen und innerlichen Umständen abhängende Progreßionen hat, wird, wie ich hoffe, die Sitten mildern, und so abschleifen, daß sie sich dem Punkte der moralischen Vervollkommnung immer mehr nähern werden. Das vielköpfige Wesen hinderte bisher, daß die intellektuelle und moralische Aufkläruna noch nicht so weit vorgedrungen hat, als sie hätte vordringen können, wenn die Triebfeder zur Beförderung derselbigen straffer und gespannt worden wären. Die Religion, eine Haupttriebfeder zur Beförderung der Sittlichkeit, hat noch einigen kräftigen Einfluß auf das Herz, und ihre Wirkungen sind noch nicht so sehr vertilgt und geschwächt, als in einigen Ländern und Städten. Der Hauptfehler ist nur dieser, daß man das Wesentliche von dem Mechanismus, und dem Ceremoniellen, den Kern von der Schale noch nicht genuasam unterscheidet: denn die Trennung der Moralität und der Religiosität — zwey Stücke, die nothwendig und wesentlich miteinander verbunden werden müssen, wenn die Religion ihre bessernde und beruhigende Kraft äussern soll, — ist die Quelle, woraus der Mangel der Religiosität entspringet. Ich hoffe, daß der gute Genius der Zeit mit dem Wachsthum der Kenntnissen und der steigenden Aufkläruna auch diesen Fehler verbessern werde; denn Empfänalichkeit zur Ausbildung des Verstandes und Herzens kann ihnen nicht abgesprochen werden. Eine kleine politische Umwälzung kann der Sache einen guten Umschwung geben, und die Keime der Bildung zum Aufsprossen treiben. Diß ist das Gemählde des sittlichen, intellektuellen, — physischen und politischen Zustandes der kleinen Republik und Stadt, die von den Franzosen im Jahr 1796 den 2. August überfallen wurde.

Den Tag zuvor, und an ebendemselbigen zogen sich die Kaiserlichen und Bayern aus dem Gmündischen Gebiete zurück; der lezte Zug lagerte sich an der Straße nach Unterkochen, und ihre Artillerie postierte sich auf der Hardt, einer gegen Morgen gelegenen Anhöhe. Mittags um 12 Uhr zeigten sich einige Franzosen an der Steige, die zu einem Hofe,

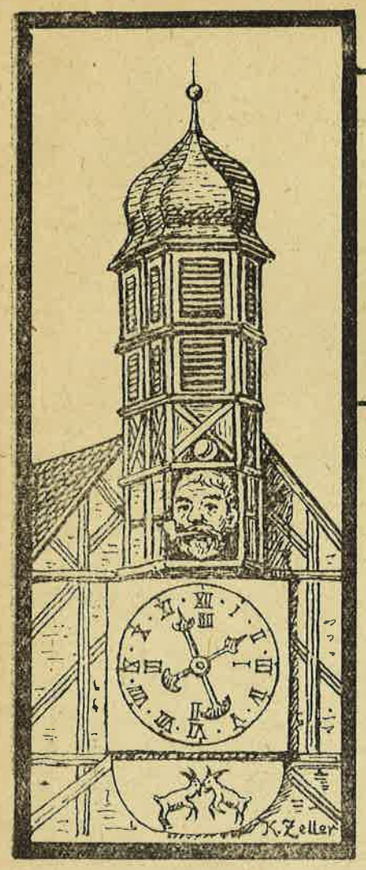
der Osterbuch genennet wird, führet. Immer zogen sie in den Wäldern und Gehölzen der Stadt näher. So bald man ihrer gewahr wurde, so fieng das Plänkeln zwischen ihnen und den kaiserlichen Vorposten an. Auch die bairische Artillerie wurde gegen sie an der Straße nach Essingen auf den Aeckern aufgeführet. Die Kanonade fieng an, endigte sich aber bald ohne einige Wirkung; denn sie verbargen sich sogleich in den Wäldern. Diß war nur der Anfang und das Signal zu dem auf den Abend zubereiteten Angriff, der unter der Anführung der Generalen Desaix, St. Susanne und Decaen mit der größten Hize geschah. Eben diese französischen Heerführer glaubten, die ganze Stadt müßte zusammengeschossen, und in einen Aschenhaufen verwandelt werden, indem sie meinten, die Oesterreicher würden sich in der Stadt vestsezen, und ihnen Widerstand leisten. Es wurde also nach dieser Kanonade Nachmittags wiederum alles rubig und stille. Aber wie auf eine Meeresstille öfters ein wilder Orkan folget, so erhub sich gegen Abend der heftigste Anfall von allen Seiten. Alle Wälder in der Gegend der Stadt, der Langert und Rohrwang, gegen Osten und Westen waren vollgepfropft, und erwarteten nur das Zeichen zu dem Angriff. Wie ein wilder, schnell aus seinem Bett getrettener Regenbach, der sich zu einer unglaublichen Höhe anschwillt, alle benachbarten Felder überschwemmet, und mit reisender Wuth zerstöret: so überströmte eine Menge Chasseurs und Fußvölker die ganze Gegend in und außer der Stadt. Das neue Thor, durch welches sie hereindrangen, war von den Kaiserlichen verrammelt worden, um die Franzosen wenigstens in ihren schnellen Fortschritten zu verhindern. Einige Wägen und Kärren nebst Holz und Mist versperrten den Eingang desselbigen. Banges Erwarten und erstarrende Furcht beherrschten die Herzen der Einwohner. Man ahndete schon die Nähe der französischen Kriegsvölker, und vielleicht war es nur die brennende Hize des Tages, welche den Angriff auf den Abend verschob. Da sich das Gefecht und Schiessen auf der Strasse nach Essingen und in den Wäldern der Stadt immer mehr näherte, so bestrebte man sich in aller Eil, den verrammelten Eingang zum Thor zu ebnen, um die Stadt und ihre Einwohner vor unnöthigen Gefahren zu schüzen. Kaum waren die Kärren und das Holz weggeschafft worden, so stand schon der Groskommandant Offenstein mit seinen Chasseurs vor dem Thor mit blanken Säbeln. Auch das Storchenthor mußte eröfnet werden, um den Durchzug zu beschleunigen. Mit einem wilden Geschrei, das mich an das lärmende Schlachtgetümmel der Allemannen, welches Tacitus schildert, erinnerte, und unter dem dumpfen Ton der Trommelschläge und Trompeten rannten sie durch die Stadt, durchsuchten alle Strassen und Gassen, ob sie nicht noch einige Kaiserlichen auffinden möchten. Der Donner der Kanonen ertönte von allen Gegenden der Stadt; Kugeln flogen mit zischendem Brausen über die Häuser hinweg, doch ohne irgend einen Schaden zugefügt zu haben. Mit brennender Hize stürmten sie auf die sich zurückziehenden Oesterreicher und Bayern los. Sie glaubten, die Oesterreicher würden sich an den nahen Bergen lagern, und ihnen hartnäckig widerstehen. Dieses bewog sie, den Ueberfall mit keiner geringen Heeresmacht zu bewerkstelligen. Ihre Anzahl war ohngefehr 25 000 Mann Fußvolk und Reuterei. In der Stadt selber geschah kein Schuß: desto größer aber war das Getümmel und die Verwirrung bey ihrer nächtlichen Zurückkunft. Die ganze Stadt wimmelte von französischen Soldaten, und die Gegenden außer der Stadt und Felder waren voller Feuer und Flammen. Daher lässet sich die Sage, die so weit verbreitete, erklären, als wenn die Stadt oder ein großer Theil derselbigen in einem Schutt- und Aschenhaufen darnieder läge. In einer geringen Entfernung von der Stadt machten sie eine Anzahl von 100 Baiern zu Gefangenen. Die Summe aller Gefangenen bey diesem Angriff mag sich ohngefehr auf 300 Mann belaufen: die Anzahl der Getödteten auf 70 oder 80 Mann. Zwar stellten sich die Baiern und Oesterreicher in ihrem Rückzug ihnen immer zur Gegenwehr; allein der hereinbrechende Strom drückte sie zurück, daß sie biß Unterkochen in diesem Abend vordrangen. Die Dunkelheit, und die anbrechende finstere Nacht verhinderte die Franzosen an der ferneren Verfolgung ihrer Feinde. Ein Theil plünderte die benachbarten Dörfer und ausser der Stadt gelegene Häuser, Wohnungen, Schaafhäuser und Scheuren. Viele Einwohner derselbigen mußten, um ihren Mißhandlungen und Gewalttätigkeiten zu entfliehen, ihre Häuser verlassen, und sich in die Stadt oder einen andern abgelegenen Ort flüchten. Was ausser der Mauren der Stadt lag, war dem Rauben und Plündern der Soldaten und Marodeurs ausgesezt.

Ihre Absicht gieng ursprünglich auch dahin, die Stadt zu plündern, denn eine auswärtige, boshaftige, verrätherische und schadenfrohe Seele schilderte den Franzosen dieselbige als einen Wohnsiz von Aristokraten. Aber die guten Anstalten, die der Magistrat und die Bürger trafen, und die höflichen Begegnungen verhinderten das Unglück der Plünderung, so daß nur hie und da, besonders in einigen Läden, Waaren für Assignaten, die keinen Werth hatten, genommen und geraubt wurden.

In der Stadt selber wurde hier und da einem oder dem anderen etwas abgenommen. Z. B. dem Mesner Kaufmann wurde seine Sackuhr auf der Gasse aus der Tasche geraubt. Die Mühlen, die an dem nahe an der Stadt vorbeyfließenden Kocherfluß liegen, das Gasthauß zum Adler und andere Häußer mußten Gegenstände des Raubens werden. Die Keller der Wirthen außer den Mauren, in welchen theils Wein, theils Braunes Bier lag, wurden ausgeleert, und was ihr Magen nicht erfassen, und verschlucken konnte, floß auf den Boden. Es kam so weit, daß man kaum mehr Bier und Wein bekommen konnte. Halbe und Viertel von Schweinen und Schaafen wurden in Weihern und Pfüzen gefunden, welche durch ihre Ausdünstung die Luft vergifteten. Ihre Ausgelassenheit war so groß, daß sie die Röhren, in welchen das Wasser in die Stadt geleitet wird, zerfezten und abhieben, und dadurch den Lauf der Brunnen hemmten. Sie zerrissen die Dämme der Seen und Weiher, und ließen das Wasser ganz davon ablaufen, um die darinnen befindlichen Fische zu erhalten. Der Kocher und die Aal wurden von ihnen an Fischen ganz erschöpft, und durch eine gewisse Art von Kügelchen, wodurch sie die Fische anzukörnen suchten, verdarben sie das Wasser so sehr, daß keine Fische so leicht nachwachsen konnten. Einige unter ihnen hölten das Brod aus, erfüllten es mit Koth, und rollten es den Berg auf und ab. Von Ausschweifungen des Geschlechtstriebes und der Wollust, wodurch sie sich in anderen Gegenden Schwabens auszeichneten, konnte ich nichts Gewisses erfahren.

Den Tag nach dem Ueberfall wurde ein Bürger Nahmens Georg Caspar Bezler Nadler, der seine Heerde Schaafen weidete, auf dem Feld angefallen, zu Boden geworfen, ihm die Sackuhr aus der Tasche geraubt, die Stiefel von den Füssen gezogen und mit dem Tode gedrohet. Ausser diesem erschossen sie ihm eine beträchtliche Anzahl von Schaafen. (S. den Schaden.) Der Vorrath des Getreides und der Früchten wurde der Stadt abgenommen, die Requisitionen nahmen von Tag zu Tag so zu, daß sie schon den bestimmten Beitrag, den die Stadt zur schwäbischen Kreißkontribution geben muß, überstiegen. Ein Theil Aecker an dem neuen Wirtshause und in der Röschne ward verwüstet, viele Wiesen so zertretten, daß sie dem nackten Boden gliechen; Gärten standen ohne Zäune da, und dienten zum Füttern der Pferden. Mehreres Heu und Futter wurde zertretten, als gefüttert. Die öffentlichen Religionsübungen in der Kirche hörten eine Zeitlang gänzlich auf, theils auß Besorgnis der Unordnung, theils aus Mangel der Zuhörer, die andere nothwendigere Geschäften zu besorgen hatten, welche sie von der Abwartung des öffentlichen Gottesdienste abhielten.

(Schluß folgt.)



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 10 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Oktbr. 1925

Nicht die Erde auf die wir sinken, ist es, was uns im Vaterland erquickt, sondern die Erinnerung an all das Gute und Schöne, was wir darin erlebt, die Erinnerung an das Leben unserer Väter, unserer Altvordern, mit denen wir eines Fleisches u. eines Blutes sind.

Joh. Schrammen.

Ueber den Zustand der Reichsstadt Aalen

ihren Ueberfall von den Franzosen und den dabey erlittenen Schaden 1796.

Von Johann Gottfried Pahl, Aalen, bei Johann Leonhard Rieger. (Schluß.)

Die Leichname wurden ohne Gesang und Klang hinausgetragen und das Leichengefolge bestand nur aus einer kleinen Anzahl von nahen Anverwandten und Freunden. In der Kanzlei der Stadt wurden die Municipalgeschäfte verrichtet, und die Austeilung der Quartiere besorgt. Hier wurden diejenigen, welche diese und andere Geschäfte besorgten, weil man den Forderungen der Franzosen nicht immer Genüge leisten konnte, öfters mißhandelt, u. mußten die Ausbrüche ihrer Grobheit und ihres wilden Wesens erdulden.

Unter den Offizieren der Franzosen waren gebildete Männer, die nicht leer an Kenntnissen waren; manche hingegen waren ziemlich roh und unwissend. Ebenso verschieden war auch ihr sittliches Betragen. Man konnte leicht bemerken, daß nicht immer Verdienste und Talente, wie sie sonsten vorgeben, sie zu ihren Chargen erhoben haben; Ihr Ansehen war auch öfters zu gering, um manchen Befehlen Kraft und Nachdruck zu ertheilen, wenn sie es auch gerne wollten. Daraus läßt sich leicht auf das Verhalten des gemeinen Soldaten schließen, der bey einer schärferen Kriegszucht manches nicht begehen würde, das er begehet. Der Revolutionszustand und der schon so lange dauernde unglückliche Krieg mußte nothwendigerweise vieles zur Verschlimmerung ihres sittlichen Charakters beytragen, und manche Gefühle des Guten und Anständigen ersticken. Die Disziplin, die Seele des Kriegswesens, welche vor Zeiten dem großen römischen Staatskörper eine große Stärke und Festigkeit ertheilte, und die Republik in ihrem Ansehen erhielt, wurde zwar nicht ganz vernachlässiget, doch war sie nicht so genau, als man wünschte, und die Rechte des Kriegs und Friedens erfordern. Vielleicht sollte eine gewisse Nachsicht und Erlaubniß, freyer als gewöhnlich zu handeln, den Muth der Soldaten anfeuern, und ein Sporn zur Erduldung der Kriegsstrapazen seyn. Denn Muth und Tapferkeit beseelte sie, und sie brannten vor Begierde, die Donau zu erreichen, und ihre Feinde bis in das Innere ihrer Länder zu jagen. Nach den Vorstellungen ihrer lebhaften Einbildungskraft, und in der Trunkenheit ihres Glückes glaubten sie, immer so schnelle Fortschritte zu machen, als sie bishero gemacht haben, und in wenigen Wochen die Eroberer Wiens, des Kayserstizes zu seyn.

Einige Tage nach dem Ueberfall ließ der Kommandant an den Thoren anschlagen, daß die Stadt eines sicheren Geleites der französischen Republik genießen, und das Eigentum der Bürger in der Stadt respektiert werden solle. Dem ohngeachtet vermehrten sich die Forderungen einiger Commissären und anderer so sehr, daß die Stadt sie nicht mehr erdulden konnte; daher schickte man einige Deputierte in das Hauptquartier nach Neresheim, um die Lage der Sache und die Entkräftung des gemeinen Wesens lebhaft vorzustellen. Durch diese Vorstellungen und Bitte wurden auf Befehl des obersten Kriegskommissars Hausmanns die ferneren Requisitionen zernichtet und und der Strom des Verderbens, der gänzlich hereinzubrechen drohte, einiger maßen zurückgehalten. Die vielen und mannigfaltigen Einquartierungen entkräfteten die Bürger u. Einwohner so sehr, daß es anfing, an Lebensmitteln zu mangeln. Der Magistrat entschloß sich daher, Mehl und Fleisch unter den Nothdürftigen austheilen zu lassen. Man wendete all mögliche Mühe und Sorge an, die Forderungen der einquartierten Soldaten zu befriedigen, und die Bürger bestrebten sich, soviel in ihren Kräften stand, ihnen mit Höflichkeit und Dienstleistungen zuvorzukommen. Einige erkannten es auch, und suchten ihnen ihre Last zu erleichtern. Andere waren nicht so gut gesinnt,

so wie jede Menge gute und böse Menschen enthält. So währte es ohngefähr 3 Wochen lang, obwohl die ersten Tage für den Bürger und Innwohner die drückendsten waren. Ohnerachtet die Einquartierungen bey den Bürgern zum Theil aufhörten, so zogen doch noch täglich Soldaten theils in größeren, theils in kleineren Haufen zu dem französischen Heere, welche der Stadt Unkosten verursachten. Die Feldbäckerey, die nebst einer gewissen Anzahl von Reitern, die zu Ordonnanzen gebraucht wurden, noch in der Stadt zurückblieb, erregte wegen der allzu starken Feuerung der Backöfen noch immer Besorgnisse, es möchte dadurch der Stadt ein Schaden zugefügt werden. Eben so gefahrvoll schien einige Tage nach dem Ueberfall die Zurückkunft des Hauptquartiers, indem sie bey Bopfingen und Neresheim etwas zurückgedrückt wurden. Endlich wurde die Stadt, nachdem das Gerücht die nahe Ankunft der Kayserlichen verkündigte, ganz von ihnen befreyt.

Einige der Stadt gehörigen Höfe und Weiler, der Osterbuch, Schnaitberg, Sandberg, und Rombach erfuhren ebenfalls dieses harte Schicksal. Neßlau und Hammerstadt, weiter gen Norden gelegene Weiler, ohnerachtet sie auch vieles erlitten, drückte der Ueberfall und das Plündern nicht so sehr, als die ersten. Ihre etwas entferntere Lage schützte sie bey dem Ueberfall vor der Menge des hereinstürzenden Volkes. Viele Dorfbewohner und Landleute hatten kaum so viel Kleider, daß sie ihre Blöße bedecken konnten. Allgemein war die Bestürzung und der Schrecken, der den Stadt- wie den Landbewohner überfiel.

Ueberall eröffneten sich dem Auge des Zuschauers Spuren der Verwüstung und Verheerung. Alle Elementen, die Luft, das Wasser und die Erde nebst ihren Besitzern erfuhren die zerstörende Hand des Soldaten, und wenn Sphinxe oder Feuerbewahrer, Produkte der dichterischen Einbildungskraft existierten, so würden sie eben sowohl, als die Bewohner der übrigen Elementen, der Zerstörung ausgesetzt gewesen seyn. Groß und äußerst fühlbar ist der Schade, den diese kleine Stadt und ihr Gebiet erlitten hat. Es ist zu wünschen, und die alles lenkende Vorsehung Gottes wird dieses harte Schicksal zu ihrem Besten dienen lassen, daß ihre Bürger, Einwohner und Untertanen durch Industrie und Fleiß, durch Verbreitung und Anwendung gemeinnütziger Kenntnisse, durch einen blühenden Handel und Commerz, durch Entfernung alles dessen, was das physische und moralische Verderben eines Staaten fördern mag, durch Ordnung und zweckmäßige Anwendung der Kräften zum gemeinen Besten, und zur Wohlfahrt jedes einzelnen Bürgers sich wiederum bald zu ihrem vorigen Wohlstand emporschwingen mögen.

Eine Folge der häufigen Durchzüge der Kriegsvölker und besonders fremden Viehes ist in Ansehung ihrer Schädlichkeit und des traurigen Einflusses auf den Zustand der Einwohner viel zu wichtig, als daß bey dieser kurzen Schilderung ihrer nicht gedacht werden möge. Das Jahr war fruchtbar, die Ernte gesegnet; die Aecker trugen Korn und Getreide im Ueberfluße, die Wiesen gaben dem Vieh reichliche Weide und Futter, und die Gärten erquickten durch den Genuß ihres Obstes und ihrer Früchten den Einwohner. Aber es wüthet eine ansteckende Seuche unter dem Hornvieh, welche dem Besitzer des gefüllten Heubodens den Gebrauch des Futters versagt. Die Krankheit bestehet in einer Ergießung der Galle, oder wie man sie gemeiniglich nennet, in einer Uebergällung. Es mag nun eines Theils die Ursache die verdorbene ansteckende Luft, oder eine gewisse Disposition des Körpers seyn; so liegt dort gewiß ein Grund dieser Seuche in dem überspannten Gebrauch des Vorspanns sowohl bey den kayserlichen als französischen Völkern. Die heftige Sonnenhize und, die Kräfte des Viehes übersteigende und anhaltende Arbeiten mußten Entzündungen und Verheerungen des Körpers verursachen, welche die schädlichsten Wirkungen für den Städter und Landmann hervorbrachten.

So gesellte sich zu dem Uebel des Krieges ein neues, welches die ohnehin geschwächte Kräfte des Landmannes und Besitzers des Viehes noch mehr lähmte. Bisher, da ich dieses schreibe, ist die Seuche in der Stadt nicht so heftig, als in manchen benachbarten Dörfern und Gegenden, obschon einige Ställe von 1. oder 2. Kühen und Ochsen durch sie ausgeleeret worden sind. Wenn dieselbige, vereinigt mit den übrigen schädlichen Uebeln des Krieges und den Kontributionen, welche gefordert werden, noch länger fortdauern sollte, so eröfnet sich dem Auge des verständigen Beobachters eine traurige Aussicht von Drangsalen und Elend in die Zukunft.

Der Beitrag, den die Reichsstadt Aalen zur allgemeinen schwäbischen Kreiskontribution geben soll.

	fl.	kr.
An Geld	23 925	—
Contributions-Ochsen	2784	—
Auswahl Pferde	580	—

652 Centner Getreide und ebensoviel Centner Heu.
435 Paar Schuhe; ebensoviel Säcke Haber.
35 Contributions-Pferde.

Verzeichnis des Schadens, den das gemeine Wesen der Stadt Aalen erlitten, und dessen, was dasselbige Vermöge der Requisitionen und ausgestellten Schein (Bons) gegeben hat.

	fl.	kr.
999 Bouteillen Bier	66	36
Für Brod	921	36
Fleisch	376	43
Heu	1160	13
Haber	4340	20
Hufeisen	96	40
Schuhe	821	—
Alte Schuhe	7	—
Stiefel	42	—
Wagenschmier	53	20
Schmiedsarbeiten	209	56
Allerhand Waaren	294	44
Die Durchgehende	496	52
Pflegsoffizier	2438	24
Miethpferde	909	—
Hirschhäute	568	—
Summe	12 779	24

Pflichtmäßige Angabe des Schadens, den die einzelne Bürger an Wein, Bier, Victualien, Waaren und Futter sowohl in der Stadt, als auf den Aeckern, Wiesen und in Gärten erlitten haben, und dessen was durch gewaltsame Forderungen und Plünderung ihnen abgenommen worden ist.

	fl.	kr.
Georg Lorenz Borst, Adlerwirth	1910	—
Hr. Posthalter und Kronenwirth Winter	1483	24
Johann Balthaß Bezler, Schwanenwirth	1494	35
Ludwig Karl Breitenbücher, Hirschwirth	2459	—
Philipp Böhringer, Ochsenwirth	458	45
Georg Balthaß Böhriger, Rößlenswirth	725	—
Immanuel Köpf, Bärenwirth	214	10
Der alte Bärenwirth Koch	25	—
Johann Leonhardt Köpf, Radwirth	355	—
Johann Gottfried Brucker, Sonnenwirth	124	—
Johann Daniel Bezler, Aalwirth	797	22
Der gemeinen Stadt Aalen gehöriges Geschirr	41	—
Georg Milchior Krauß, Gumpmüller	1215	—
Dessen Dienstboten	142	48
Georg Kaspar Bezler, Nadler	1191	13
Frau Rosina Enßlins seel. Wittwe	585	—
Alt Joh. Gottfried Arnold, Becker	545	—
Joh. Leonhard Kochs, Lebküchners Wittwe	517	—
Elias Bruckers Tuchmachers Wittwe	436	—
Georg Kaspar Arnold, Becker	358	—
Hr. Christoph Friedrich Fürgang, Senior	104	—
Hr. Johannes Pahl, Stadtfähndrich	231	—
Johannes Kraft, Tuchmacher	250	35
Gottfried Roschmann, Buchbinder	202	24
Matthias Enßlin, Mezger	240	40
Ludwig Fezer, Ziegler	190	—
Gideon Bezler, Nadler	187	40
Joh. Balthas Koch, alter Hahnenwirth	150	—
Johannes Kraft, Becker	151	45

	fl.	kr.
Wilhelm Caspar Brucker, Tuchmacher	141	—
Elias Kraft, Lodweber	145	—
Jung Gottfried Arnold, Becker	123	—
Alt Caspar Simon, Becker	153	—
Joh. Mathias Bezler, Mezger	118	40
Joh. Jakob Kaufmann, Lodweber	102	36
Matthäus Arnolds Beckers Wittwe	235	—
Elias Rieger, Tabakspinner u. Bürgerstädtmeister	300	—
Joh. Melchior Drittler, Becker	102	—
Hr. Georg Matthias Enßlin, Bürgermeister	184	—
Hr. Georg Friedrich Brucker, Feldmeister	95	—
Joh. Melchior Krauß, Lippenmüller	147	—
Georg David Klotzbücher, Brandteweinbrenner	113	—
Alt Hr. Posthalter und Apotheker Winter	122	30
Michael Widmann, Fuhrmann	333	—
Elias Stüzel, Becker und Fuhrmann	95	—
Joh. Daniel Brucker, Walker	80	24
Christian Heinrich Simon, Zeugmacher	67	36
Johannes Arnold, Tuchmacher	83	21
Hr. Diakonus Böster	39	30
Christian Balthaß Winter	53	20
Immanuel Bezler, Zinngießer	46	—
Joseph Krauß	49	30
Christian Spannenberger, Zeugmacher	45	—
Georg Balthaß Brucker, Mezger	42	—
Joh. Leonhard Stüzel, Rothgerber	48	52
Gottfried Daniel Rieger, Seifensieder	30	—
Georg Gebhard Winter, Schuhmacher	33	—
Joh. Georg Simon, Becker	88	—
Joh. Georg Krauß, Beilschmiedt	35	—
Alexander Maurer, Seiler	44	48
Hr. Leonhard Kaufmann, Senior	33	—
Leonhardt Holzbauer, Becker	33	—
Joh. Leonhard Offinger, Kiefer	83	36
Nikolaus Hepp	65	—
Joh. Adam Winter, Mezger	78	—
Joh. Caspar Offinger, Kiefer	57	—
Joh. Felix Stüzel, Rothgerber	32	—
Joh. Daniel Diez, Huthmacher	53	—
Alt Caspar Offinger, Heuwäger	43	48
Joh. Melchior Krauß, Schreiner u. Musikus	35	—
Samuel Simon, Tuchmacher	33	51
Leonhardt Mack, Wagner	24	—
Gottfried Holzbauer	23	—
Christian Balthas Knobel, Zeugmacher	26	—
Christian Heinrich Bezler, Loderer	20	—
Wilhelm Kaufmann, Meßner	29	—
Philipp Holzbauer, Kiefer	27	—
Joh. Balthaß Brucker, Mezger	99	15
Joh. Michael Hiller, Lebküchner	57	—
Hr. Caspar Holzbauer, Bürgermeister	96	—
Joh. Friedrich Krauß, Weißgerber	92	—
Joh. Heinrich Krauß, Dreher	86	—
Joh. Heinrich, Stüzel, Rothgerber	72	—
Georg Melchior Arnold, Becker	73	—
Hr. Johann Georg Kaufmann, Senior	70	36
Johannes Pahl, Sattler	61	—
Israel Bezler, Seifensieder	73	47
Georg Heinrich Winters Wittwe	42	—
Joh. Georg Simon, Becker	71	—
Carl Krauß, Lodweber	44	—
Johann Caspar Simon, Becker	41	20
Georg Melchior Winter, Fuhrmann	29	—
Joh. Caspar Holzbauer, Kiefer	25	—
Joh. Daniel Schwarz, Seiler	50	—
Georg Adam Stüzel, Weißgerber	70	56
Joh. Wilhelm Böhringer, Mezger	46	20
Wilhelm Benedikt Schwarz, Provisor	53	18
Gottfried Streicher, Zeugmacher	54	—
Christof Wilhelm Kaufmann, Conditor	18	—
Joh. Caspar Ocker, Schuhmacher	29	—
Christoph Friedrich Schwarz, Posamentier	44	—
Matthäus Stohrer, Hafner	46	46
Joh. Melchior Simon u. Joh. Balth. Reiser	25	—
Joh. Philipp Krauß, Becker	32	—
Joh. Matthäus Drittler, Mezger	42	30
Adam Härlen, Nestler	33	—
Kaminfeger Liezenmeyer	31	—
Joh. Conrad Kaufmann, Conditor	41	08
Joh. Georg Schaal, Lodweber	32	40
Gebhard Kaufmann, Sattler	42	—
Joh. Friedrich Widemann, Mezger	44	30
Friedrich Meyer, Schneider	19	—
Joh. Gottfried Rieder, Musikus und Becker	29	26
Immanuel Zeller, Lodweber	21	—
Georg Friedrich Widemann, Lodweber	29	—
Joh. Melchior Schwarz, Posamentirer	27	—
Joh. Ernst Brucker, Maurer	27	—
Joh. Caspar Emer, Lodweber	28	—
Joh. Daniel Schweiker, Schuhmacher	33	06
Wilhelm Christian Stüzel, Kürschner	38	—
Joh. Caspar Brucker, Becker	32	—
Georg Friedrich Koch, Conditor	22	—
Immanuel Auchter, Rothgerber	22	50
Joh. Christian Schneider, Zeugmacher	46	—
Fr. Sofia Regina Winterin	28	04
Christoph Hock, Schuhmacher	18	—
Georg Caspar Koch, Schuhmacher	31	12
Joh Georg Brucker, Tuchmacher	30	—
Gustav Brucker, Huffschmied	28	20
Georg Melchior Roschmann, Zeugmacher	23	16
Joseph Krauß, Schuhmacher	26	—
Joh. Leonhard Böckeler, Zeugmacher	22	—
Joh. Leonhardt Dausch, Kreuzwirth	39	—
Joh. Michael Müller, Bettelvogt	52	50
Johannes Krauß, Kürschner	38	—
Georg Heinrich Bezler, Lodweber	23	15
Joh. Christoph Fürgang, Posem.	45	45
Joh. Balthaß Fürgang, Posam.	22	40
Joh. Gottfried Krauß, Thorwarth	22	—
Joh. Christian Enßlin, Schönf.	36	—
Joh. Meyer, Schn. und Gottfried Meyer, Schlosser	23	—
Bernh. Winter, Mezger u. Samuel Bleicher	40	—
Joh. Matthias Simon, Mezger	20	—
Joh. Melchior Simon, Schl. u. Joh. Georg Holz	13	36
Ernst Offingers Wittwe u. Heinr. Gustav Widemann	23	34
Joh. Lorenz Funk, Zimm. u. Joh. Friedr. Mack	26	—
Gebhard Böhringer, Lodweber u. Joh. Leonhard Feil	10	—
Georg Wilh. Brucker, Zeugmacher u. Wilh. Heinrich Kaufmann	20	—
Joh. Christ. Brucker u. Joh. Philipp Krauß	16	09
Joh. Daniel Maurer u. Caspar Spaney	13	18
Joh. Adam Härlen u. Joh. Balthas Widemann	22	20
Joh. Friedrich Spaney u. Joh. Christ. Kepfelmann	20	—
Alt Joh. Georg Schweiker u. Georg Caspar Bezler	19	—
Anna Regina Bezlers Wittwe u. Balth. Veil	23	44
Georg Balth. Härtlen u. Joh. Paulus Böhringer	25	36
Johs. Balths. Enßlin und Caspar Krauß	32	20
Johannes Hörner und Matthäus Offinger	27	53
Christian Heinrich Arnold u. Georg Balthaß Rieger	25	—
Georg Albrecht Bezler und Caspar Ecks Wittwe	22	—
Theodor Schülen und Joh. Leonhard Drittler	33	—
Engelhardt Koch und Joh. Georg Krauß	26	10
Joh. Georg Eck und Gottfried Streicher	20	18
Sophia Elise Niederinn u. alt Joh. Georg Brucker	28	10
Joh. Fischer und Johannes Rieder	24	—
Joh. Caspar Böhringer und Joh. Georg Schwarz	15	—
Christian Heinrich Brucker Becker	50	—
Joh. Daniel Böhringer	72	—
Joh. Caspar Stützel, Rothgerber	33	13
Joh. Heinrich Böhringer u. Catharina Engelhardtin	58	20
Christ. Heinr. Krauß, Dreher u. Kath. Barb. Ockerin	20	40
Schulmeister Böhringer und Georg Adam Mak	16	—
Chirurgus Joseph Mollventer	19	18
Joh. Friedrich Hörner und Georg Matthäus Eck	26	52
Matth. Melchior Krauß und Joh. Georg Ocker	27	—
Joh. Gebhardt Kaufmann u. Joh. Georg Schaal	30	40
Joh. Melchior Veil und Philipp Adam Krauß	16	—

Christian Heinrich Winter, Zollverwalter und Heinr. Matthias Rieder, sen.	30	—
Joh. Caspar Bezler und Joh. Caspar Koch	21	—
Joh. Baltheß Streicher u. Georg Caspar Schwarz	25	—
Friedrich Jonathan Mack und Joh. Martin Simon	31	—
Benedict Stützel, Chirurgus u. Chr. Fr. Schweiker	29	30
Ferdinand Aislinger und Joh. Ruland Aislinger	23	—
Joh. Heinrich Aislinger und Wilh. Heinr. Schwarz	16	—
Joh. Balthaß Schweiker und Joh. Paulus Winter	15	—
Schulmeister Krauß	60	—
Joh. Georg Stigliz, Herrnmüller	316	—
Joh. Georg Benkelmann u. Joh. Georg Diez	105	50
Joh. Georg Simon Grünenbaumwirt	1067	—
Hr. Joh. Conrad Schubart, Stadtschreiber	24	—
Joh. Leonh. Schuhmacher, Weber u. Gg. Balteß Beil	63	—
Joh. Georg Schuhmacher, Fuhrmann	71	—
Caspar Sauter, Fuhrmann	73	—
Fr. Brukerin Lammwirths Wittib	1276	—
Summe	27 820	—

Pflichtgemäße Angabe des Schadens der Beisizer, und der Bauern auf den Höfen und Weilern.

	fl.	kr.
Beisizer und Unterthanen	1110	14
Unter Rombach	1177	30
Hammerstadt	458	39
Neßlau	641	33
Spagenweiler	586	42
Himmlingen	1983	9
Hirschhof	52	—
Bombelhof	45	—
Schnaitberg	3245	—
Osterbuch	415	—

Schaden: Summe 9744 fl. 47 kr.
Schaden des gemeinen Wesens 12 779 fl. 24 kr.
Schaden der einzelnen Bürger 27 820 fl. 13 kr.

Total-Schaden = 50 344 fl. 24 kr.

Aus dem Sagenschatz unserer Heimat

Gansloser Streiche.

In einer Gebirgsschlucht des Filstales liegt das gute Dorf Ganslosen, von dem erzählt man sich wunderliche Geschichten, wie sie heut zu Tage nimmer vorkommen, woher es denn geschehen, daß man in ganz Württemberg jetzt jeden „Schick“ (Posse) und dummen Streich einen „Gansloser Streich“ nennt. Von den Ganslosern will man nämlich unter vielen anderen insbesondere folgende Geschichten wissen:

1. Der Storch.

Auf den Wiesen der Ganslosser Bauern hielt sich früher ein Storch auf, den bewunderten und verehrten sie dergestalt, daß sie ihm zu Ehren einst ein besonderes Fest feierten und in die Kirche zogen und daselbst folgendes Lied sangen:

Heut feiern wir das hohe Thier;
Das uns auf unsern Wiesen geht;
Es hat ein schwarzweiß Wammes an
Und einen Schnabel wie a Gans.
Hallelujah!

Indes wurde der Storch den Ganslosser doch bald lästig, weil er ihnen so viel gutes Gras verwatete. Sie hielten daher einen Rat, wie man den Storch am besten von den Wiesen entfernen könne und beschlossen nach langem Hin- und Herreden, daß der Büttel ihn wegjagen solle. Damit aber auch dieser kein Gras verwate und man zugleich urkundlich die Ausführung dieses Beschlusses wisse, erhielten vier Gemeinderäte den Auftrag, den Büttel auf einer Bahre hinauszutragen. Und es geschah also. Der Storch aber ließ die Ganslosser bis dicht in seine Nähe kommen und flog dann davon, worauf der Büttel seine Träger noch auf die Höflichkeit des Storches aufmerksam machte, indem derselbe, bevor er fortgeflogen, sich noch vor den Gemeinderäten verbeugt habe.

* * *

2. Die Sonnenuhr.

Als die Ganslosser Kirche erbaut worden, brachte man an der Seite auch eine Sonnenuhr an. Jedermann freute sich darüber; nur der „Schultes“ bemerkte mit bedenklichem Gesich, daß der Regen die schönen Farben bald abspülen werde, weshalb er den Rat erteile, daß man ein schützendes Dach über die Sonnenuhr herrichten lasse. Das tat denn die Gemeinde auch sogleich, und alle bewunderten die Weisheit und Fürsicht ihres Schultes.

* * *

3. Die Messung des Brunnen.

Die Ganslosser hatten einsmals einen neuen Gemeindebrunnen graben laßen und hätten gar zu gern gewußt, wie viel Mann tief der Brunnen wohl sein möge. Da legte der Schultes eine Stange quer über den Brunnen und hing sich an dieselbe und befahl, daß sich an seine Füße ein Gemeinderat hängen solle, und an dessen Füße wieder einer und so fort, bis man auf den Boden komme. — Da hingen nun bereits ihrer fünf oder sechs an einander und zogen alle zusammen an den Füßen des Schultes, also, daß diesem die Last fast zu schwer wurde und die Hände ihm schier von der Stange abgleiten wollten. Da besann er sich aber schnell und rief: „haltet fest, ihr da unten! i muoß emal in d'Händ speie“. Und plumps! lag der Schultes mit seinen Gemeinderäten in dem Brunnen. — Jetzt weiß ich nicht, sind sie noch darin oder nicht?

(Mündlich).

* * *

Die Mondfanger und Stangenstrecker.

Ein Bauer aus Kiebingen sah eines Abends den Mond im Neckar und zeigte es sogleich im Dorfe an, daß man den Mond fangen könne, da er im Neckar liege. Alsbald nahm er selbst ein Netz und viele Leute zogen mit ihm zum Neckar und sahen ganz still zu, wie er versuchte, den Mond zu fischen und zu fangen. „Aette zieh, da hascht'n!“ rief ein Bub; allein der Mond schlüpfte immer wieder aus dem Netz heraus.

Ein anderes Mal wollten sie den Mond im Schweinestall fangen und festhalten; aber sie konnten die Tür nie schnell genug zumachen; und dabei ärgerte sie der Mond noch; denn so oft sie die Tür wieder aufmachten, saß der Mond vor ihrer Nase schon wieder drin; wollte sich aber durchaus nicht einsperren lassen.

Weil die Kiebinger aber doch gar zu gern den Mond gehabt hätten, so nahmen sie später nocheinmal eine Stange und wollten ihn vom Himmel wie einen Apfel vom Baum herunterstoßen. Allein die Stange war nicht lang genug. „Man muß sie strecken!“ sprach Einer. Und sofort faßten zwei starke Bauern die Stange an den beiden Endpunkten an, um sie auszudehnen und zogen und zogen dran, bis endlich der Stärkere den Anderen niederriß u. allein mit der Stange fortlief. „Es gaht, es gaht!“ rief er, und rannte immer weiter bis ins Dorf, indem er meinte, daß sich die Stange verlängerte. Seitdem heißen die Kiebinger: „Mondfanger und Stangenstrecker“.

(Mündlich aus Bühl. Auch von den Munderkingern wird erzählt, daß sie einstmals Sonne und Mond haben fangen und einsperren wollen).

* * *



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 11 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Nov. 1925

Magst du schön're Lande schauen,
über alles halte wert
Deines Mutterlandes Gauen,
deiner Väter schlichten Herd!
Und wenn alles dich betrogen,
wenn dich Glück und Stern verläßt,
wenn die Treue dir gelogen, —
an der Heimat halte fest!

Bei den Goldbergern

(Jüngere Steinzeit bis etwa ums Jahr 2000 v. Chr.).

Von Erwin Kaiser.

Warm sendet die Herbstsonne ihre Strahlen nieder. Es flimmert über den Wiesen und zerstreuten Feldern des Rieses, das wie ein weiter See sich dehnt; gleichmäßig unterbrechen die Fläche sanfte, breite Hügelwellen. Ringsum begrenzen Berge den fruchtbaren Kessel, dunkel abstehend vom Südhimmel die Ausläufer des Härtsfeldes, fern im Norden, silbern in die tiefe Bläue verlaufend, Hesselberg u. Hahnenkamm. Ruhig zieht das Flüßlein gen Morgen, willig folgt es dem niederen Ufer, das es im Frühling so gern überflutet.

Ueber abgeernteten Feldern beim Goldberg zieht ein Weih seine ruhigen Kreise, unbekümmert um das auf den Wiesen weidende Vieh und die schreienden, in Schaffelle gekleideten Hütejungen, die eben ein paar Kameraden begrüßen, welche in Körben Fische vom Flüßchen heraufschleppen zum Dorfe, das in beherrschender Lage auf dem breiten Rücken des Goldberges sich ausdehnt. Graugelbe Wände unter flachen Dächern schauen hinaus auf das gesegnete Land, das von jeher den wandernden Völkern und Stämmen willkommene Wohnplätze geboten.

Bald verschwindet die lachende, schwatzende Schar in der Siedlung und verliert sich in den einzelnen Hütten. Dort beginnt ein lebhaftes Treiben! es gilt, das leckere Mahl zu bereiten. Auf den heißen Steinen des Herdes sind bald die Fische gebraten und die Familie versammelt sich in dem Raume. Mit den Fingern holen sie sich aus einer großen Schüssel die Zuspeise, geröstete Weizenkörner. Die Faust hält den gebratenen Fisch, und kräftige Zähne lassen bald nicht mehr viel übrig.

Sonst wohl macht der Hausvater nach der Mahlzeit ein Schläfchen, heute aber beeilt er sich, wieder auf den Bauplatz zu kommen. Der Häuptling des Dorfes läßt ein großes, neues Wohnhaus errichten und hat ihn um seine Hilfe beim Bau angegangen, denn nicht bloß in der Goldbergsiedlung ist seine besondere Fähigkeit bekannt, selbst in entferntere Dörfer wird er geholt zu Rat und Hilfe.

Auf dem Platze sind die Arbeiten schon so weit gediehen, daß die Größe und Einteilung des Hauses zu ersehen ist. Ein großes Rechteck ist über einen halben Meter in den Boden eingetieft. In regelmäßigen Abständen stehen kräftige Pfähle in den Boden gerammt, teilweise sind sie bereits mit Flechtwert verbunden. Einige Schritte entfernt kneten zwei Männer gelben Lehm, den sie hernach von beiden Seiten auf die geflochtenen Wände streichen. Schon richten fleißige Hände mit scharfen Steinbeilen die dünneren Balken für das Dach zu, das mit dichtgeflochtenen Matten aus Reisig, Schilf und Stroh gedeckt wird. Geborgen gegen Wind, Regen und Kälte werden dann die Bewohner dem kommenden Winter ruhig entgegensehen.

Aber noch viel gibt es zu tun im Innern des neuen Hauses, bis es den Ansprüchen seiner künftigen Insassen genügt. Der Innenraum muß durch eine Zwischenwand abgeteilt werden, auf dem Boden sind entlang den Wänden Bänke anzubringen, die, mit Fellen belegt, als Schlafstätten dienen, oder tagsüber als Sitze. Der Raum bei der Hauspforte erhält einen Herd, der als Grube in den Boden getieft, oder aus wenigen Steinplatten aufgebaut wird. Und eines darf nicht vergessen werden: eine große Grube ist noch auszuheben, in welcher die Hausfrau ihre Vorratsurnen für den Winter aufbewahrt. Dieser Keller, der auch als Abfallgrube benützt wird, wird sorgfältig kreisrund, nach unten sich erweiternd, ausgehoben, der Boden des Wohnhauses dann mit Stangen bedeckt, mit Lehm

geebnet und geglättet. Ueber dem Keller bleibt eine Oeffnung zum Niedersteigen.

Der Hausvater leitet diese Arbeiten mit kundigem Sinn. Er sieht sein Werk im Geiste schon fertig, die Türbalken und die Westseite mit Birkenrinde verschalt. Schmuck und sauber wird es die Reihen älterer Häuser überragend, dastehen und seinem Erbauer Ehre machen. Und er freut sich der schöngeschliffenen Steinbeile, die ihm der Fürst als Lohn verheißen, und der Kette aus bemalten Steinen, die er seiner Gattin als begehrten Schmuck heimbringen wird. Nun aber verläßt er den Bauplatz, denn ihn rufen noch andere Pflichten. An einigen schiefwandigen Hütten vorbei gelangt er raschen Schrittes zum Dorfpferch, in dem die Herden sämtlicher Einwohner bei Nacht fast das ganze Jahr hindurch untergebracht sind. Nur für den Winter werden den Rindern leichte Hütten errichtet, Ziegen, Schafe und Schweine aber im Wohngebäude untergebracht. Diese Arbeit steht nun bevor, und der Meister überschlägt schätzenden Auges den Bedarf an Stangenholz, das in den nächsten Tagen herbeigeschafft werden muß. Auch die Palissaden müssen ausgebessert werden, die den Ort gegen Angreifer von Westen her sichern. Auf den übrigen Seiten ist ein solcher Schutz unnötig, viel zu steil steigt hier der Berg an und die senkrecht abfallenden gelben Sprudelkalkfelsen im Südosten wird jeder Feind achtungsvoll meiden.

Die Errichtung der Stallhütten und die Arbeiten an der Befestigung werden ein gut Teil der Einwohner beschäftigen bis zum Eintritt des Winters. Aber auch die anderen sind nicht müßig, es gilt die kürzer werdenden Tage zu nützen. Die Frauen und die Jugend ziehen täglich in die Wälder, seit Wochen schon, und schleppen vom Laub herbei was sie tragen können, als dürftiges Futter für die Herden in der Zeit, die die Erde mit weißem Schleier deckt. Pilze, Wurzeln und Eicheln suchen die Frauen zur Nahrung für Menschen und Schweine, und die Jungen klettern mit dem Eichhorn um die Wette nach Haselnüssen und Bucheckern, die sorgfältig im Keller verwahrt werden, nachdem sie zu Hause verlesen und getrocknet worden sind.

Das Innere des Hauses bietet um diese Zeit einen eigenartigen Anblick. Von den Sparren des Daches hernieder hängen Felle von Schafen und Hirschen und die Häute von Rindern, Bündel von Flachs, der noch der Bearbeitung wartet, bauchige Tonkrüge mit durchlochten Knoten an den Außenseiten, durch die ein Bastseil oder eine Tiersehne gezogen ist, zum Aufhängen des Gefäßes. Hier, zu Häupten, und im Keller, zu Füßen der Hausbewohner, ist der ganze Wintervorrat untergebracht, unter dem Dach sind auch die Ballen von Laub für das Vieh verstaut. Riesige Urnen stehen in einer Ecke, jede auf einem dicken Teller aus Ton mit einer Vertiefung, in welcher der gewölbte Boden der Gefäße Halt findet. Sie sind bis oben angefüllt mit dem Ertrag der Ernte, mit Weizen, Gerste und goldgelber Hirse. Zur Mehlbereitung dient die daneben auf dem Boden liegende Handmühle, eine von weither, aus dem oberen Wörnitztal herbeigeschaffte Platte aus Stubensandstein, in deren muldiger Vertiefung ein gewölbter Stein von gleichem Stoff hin und herbewegt wird. Das mühsame Geschäft gehört zur täglichen Arbeit der Hausfrau, denn nur zur sofortigen Verwendung bereitet sie Mehl, das sie für längere Zeit nicht gegen Feuchtigkeit zu schützen vermöchte. Die Gefäße aus gebranntem Ton bewahren dagegen umso besser die Körner der Feldfrüchte. Sie sind daher auch in jedem Hause auf dem Goldberg zu finden und werden im Dorf selbst hergestellt.

Erstaunlich ist es, wie der Töpfer mit geschickten Händen die großen und kleinen Schüsseln, die Töpfe, Krüge, Teller und Schöpflöffel aus dem zähen Ton formt, mit feinfühlenden Fingern alle Unregelmäßigkeiten ausgleichend. Freilich kostet es mühevolle Arbeit, bis jedes Gefäß drehrund dasteht, denn von einer Töpferscheibe weiß der Goldberger Steinzeitmensch noch nichts. Aber seine höchste Kunstfertigkeit zeigt der Mann nicht beim einfachen Gebrauchsgeschirr. Er verfertigt auch Töpfe, Krüge, Flaschen, die er mannigfach verziert. Mit dem Fingernagel macht er eine hübsche Zierleiste an den Rand der Schüssel, mit einem Stäbchen ritzt er Dreiecke in schöner Anordnung auf einen bauchigen Topf, dadurch die Formen des Korbgeflechts nachahmend. Mit wirklicher Liebe aber ergreift er nun einen geschnittenen Federkiel, drückt diesen bedächtig in den weichen Ton einer Vase, und wieder und wieder so, dicht nebeneinander. Gestoßenen Kalktuff verrührt er sodann mit Wasser und füllt nun sorgfältig die vielen Vertiefungen mit dem weißen dicken Brei aus. Nach dem Brennen erscheint das Stück in prächtigem weißen Muster auf schwarzem Grund.

Bei solcher Arbeit gedenkt der Alte gerne seines Volkes, bei dem diese Kunst zu Hause war, u. der Zeit, zu der er mit einer Anzahl Genossen aus dem fernen Norden südwärts gezogen. Was hatten sie nicht alles erlebt, welche Gefahren nicht zu bestehen gehabt, bis die wenigen, die übrig geblieben waren, aus den Kämpfen mit anderen wandernden Stämmen, Aufnahme gefunden hatten bei den gutgesinnten Bewohnern des Goldberges! Seine Gedanken verweilen bei den Seinen, die als Jägervolk ihre Wohnsitze öfter hatten wechseln müssen und dabei immer mehr zerstreut worden waren. Nach Süden und nach Westen waren einzelne Teile gewandert, bis ihnen die großen Ströme Halt geboten hatten. Mitunter erhält der Alte noch Kunde aus ihren neuen Wohnsitzen durch einen der Steinbeilhändler, die von Siedlung zu Siedlung reisen, ihre Waren anbieten und Neuigkeiten verbreiten.

Das Erscheinen eines solchen Händlers bringt allemal das ganze Dorf in Aufregung. Kinder und Alte umstehen gaffend den fremden Mann, bewundern die schöngeschliffenen Beile u. „Pflugscharen" aus Grünstein, lauschen ehrfurchtsvoll den Erzählungen des Weitgereisten. Und bald kommt ein reges Feilschen in Gang. Der Händler weiß, wie unentbehrlich den Dörflern seine Geräte sind. Der Feuerstein des Jura genügt zu Aexten längst nicht mehr, er ist zu spröde für die starke Benutzung, nur zu Schabern, Messern und Pfeilspitzen wird er noch geschlagen oder zu Sägen. Aber das Material zu seinen Beilen muß er weither beziehen, und er läßt sich seine Ware bezahlen. Hirschgeweihe nimmt er am liebsten in Tausch und Flachs, mitunter auch Getreide. Willig bringen ihm die Dörfler von ihren Erzeugnissen. Zufrieden ziehen sie mit dem Eingetauschten ab. Man will sich beizeiten vorsehen, im Winter müssen die Ackergeräte wieder instandgesetzt werden für die Arbeit im Frühjahr. Und dies ist die letzte Gelegenheit zum Einkauf in diesem Jahre.

Der Händler aber ist zu Gast beim Häuptling. Beim Schmause erzählt er aus anderen Siedlungen, von den Gewohnheiten ihrer Bewohner, von den Fürsten dort, und rühmt hernach seines Gastgebers Gemeinwesen, denn er ist schlau und weiß seinen Vorteil zu wahren. Den Kindern im Hause schenkt er gern eine Kette aus Muschelschalen, und der gerührte Vater verspricht ihm, daß ein halbes Dutzend Träger ihm sein Tauschgut eine Tagereise weit befördern werden. Mehr will der Händler nicht erreichen und er bedankt sich, indem er dem Hausherrn einen schön geglätteten Dolch aus Hirschgeweih überreicht. Einen Tag läßt er es sich noch wohl sein im Häuptlingshause, dann zieht er auf dem uralten Hochpfad westwärts.

Den Bewohnern des Dorfes steht nun eine Zeit ruhiger Beschäftigungen bevor. Solange es die Witterung erlaubt, gehen die Männer auf die Jagd nach dem König des Waldes, dem Hirsche. Richtige Hetzjagden werden veranstaltet und der treue Gefährte des Menschen, der Hund, leistet dabei unschätzbare Dienste, ja nur mit seiner Hilfe ist es möglich, den flinken Renner einzukreisen und zu erlegen. Hirschhorn gehört aber zu den unentbehrlichen Dingen der Steinzeitler. Im Winter zerfägen die Männer mit dem Feuersteinwerkzeug das Geweih. Die Gabelstangen dienen, an der einen Seite regelmäßig vierkantig zugeschliffen und auf beiden Seiten ausgebohrt, als Fassungen für die Steinbeile zur leichteren Befestigung am Holzstiel. Die dicken Stangenstücke werden auf einer Seite flach geschliffen, auf der anderen ausgebohrt und ein Stock eingefügt, der winkelförmig mit einem andern, etwas längeren, verbunden wird. So entsteht eine Hacke. Die kunstvoll durchbohrten „Pflugscharen" aus zähem Grünstein müssen geschäftet werden, die Egge braucht neue Zähne, am Rechen sind einige Beinzinken gebrochen, die ersetzt werden müssen.

Die Langeweile kehrt erst ein in die Hütten, wenn draußen tiefer Schnee Weg und Weide ungangbar macht und die Kälte die Menschen in dem engen Wohnraum zusammenzwingt. Dann erzählt wohl der Vater zum hundertstenmale die Geschichten, die er vom reisenden Händler gehört hat: von guten und bösen Geistern, denen man an den Furten der großen Flüsse ein Steinbeil opfern muß, um sie sich gewogen zu machen; er berichtet von guten und schlimmen Erntejahren, von Jagden auf Hirsch und Bär. Aber endlich erlischt die Teilnahme der andern für seine oft erzählten Taten; gleichgültig, gewohnheitsmäßig spinnt die Frau ihren Flachsfaden, bohrt die Tochter die Beinnadel durch das Schaffell, das sie zu einem Gewand verarbeitet. Oede, trostlos vergeht den Menschen der Winter. Sehnlichst erwarten sie den Einzug des Frühlings, der sie und die Natur aus des Winters Haft erlöst.

* * *

Eine interessante Urkunde aus dem städtischen Archiv Aalen

Das Schriftstück stammt aus dem Jahr 1849 und stellt das Protokoll über Verhandlungen des Verwaltungsrats der Aalener Bürgerwehr im Jahre 1849 dar.

Es lautet:

Oberamtsstadt Aalen.

Protokoll über die Verhandlungen des für die hiesige Bürgerwehr bestellten Verwaltungsraths.

Verhandelt am 23. April 1849.

Im Angesicht der das Vaterland bedrohenden Gefahren wegen Weigerung des Königs in Anerkennung der Reichs-Verfassung etc. hat man heute

beschlossen:

Die hiesige Bürgerwehr für den möglichen Fall eines Ausmarsches mit Munitions zu versehen und zu diesem Behuf vorläufig 1 Ztr. Pulver und 4 Ztr. Blei anzuschaffen, aus Ersterem sollen Patronen gemacht und aus Letzterem Kugeln gegossen und dieses Geschäft durch den Befehlshaber im Abstreich veraccordiert werden.

Die Bestreitung der hiedurch entstehenden Kosten wären der Stadtkasse anzusinnen, da die Wehrkasse die entsprechenden Mittel nicht hat.

Z. B.

Verwaltungsrath:
Oesterlein.
Volz.
Ließenmayer.
Arnold.
Rieger.

Verhandelt am 10. Mai 1849.

Am Schlusse des vorigen Monats, wo es sich um Anerkennung der Reichs-Verfassung durch den König bezw. um den Abtritt des März-Ministeriums handelt, also zu einer Zeit, wo Württemberg einer gefährl. Krisis ausgesetzt war, haben die meisten Wehrmänner mit Eifer, mit einer Art von Begeisterung zu den Waffen gegriffen.

Kaum war jene Krisis beendigt, da war auf einmal bei vielen Wehrmännern jener Eifer wo nicht gänzlich verschwunden, doch so abgekühlt, daß bei den letzten Waffenübungen kaum die Hälfte der Wehrmannschaft sich einfand.

Wenn nun auch die obenerwähnte Krisis in Württemberg einen glücklichen Ausgang genommen, so ist im gegenwärtigen Augenblicke ganz Deutschland der größten Gefahr Preis gegeben.

Darum erscheint es als dringend nothwendig die Waffen-Uebungen der hiesigen Bürgerwehr fleissig fortzusetzen und solche Wehrmänner, die sich diesen Uebungen ohne die dringendsten Entschuldigungsgründe entziehen, exemplarisch zu bestrafen.

Von dem Vorstand wird folgender Antrag gestellt:
es sollte von jetzt an in jeder Woche zweimal ausgerückt und dabei namentlich auf die Schießübungen Rücksicht genommen und die ohne genügende Entschuldigung Ausgebliebenen je am andern Tage mit der früher bestimmten Strafe belegt, auch zu diesem Behuf dem Vorstand alsbald ein Verzeichnis dieser Renitenten durch den Befehlshaber zugestellt werden.

Nach längerer Beratung wurden folgende

Beschlüsse

gefaßt:

Es sollen künftighin je am Sonntag Exerzier- und je 1 Tag in der Woche Schieß-Uebungen in der Art vorgenommen werden, daß in Absicht auf Letztere jeden Tag von Abends 6 Uhr ein halber Zug ausrückt, auch sollen jedem Wehrmann von den kürzlich angeschafften Patronen je 4 Stück zugestellt werden.

Die übrigen Anträge des Vorstands werden einstimmig angenommen.

Z. B.

Verwaltungsrath:
Oesterlein.
Ließenmayer.
Volz.
Rieger.
Arnold.
Auchter.

* * *

Aus dem Sagenschatz unserer Heimat

Die zwölf Knaben.

Zu der reichen Gräfin von Altdorf im Schussentale kam einst ein armes Weib und bat um eine Gabe für sich und ihre hungernden Kinder. Da wies die Gräfin aber das Weib ab und sagte: „Wenn du keine Kinder ernähren kannst, so solltest du auch keine haben und hättest gar nicht heiraten sollen". Das erbitterte die arme Frau und sie wünschte der Gräfin, daß sie zwölf Kinder zumal gebären möge. Nicht lange nachher geschah es auch wirklich, daß die Gräfin mit zwölf Knaben niederkam. Darüber entsetzte sie sich gar sehr, und da ihr Gemahl eben ausgegangen war, so schickte sie auf der Stelle ihre Magd mit elf Knaben fort, daß sie dieselben in die Scherzach werfen sollte. So aber Jemand sie anhalte und befrage, möge sie nur sagen: sie müsse junge Hunde ertränken.

Die Magd war bereits mit ihrem Korbe bis in die Nähe des Mühlbachs gekommen, da traf sichs, daß gerade der Graf des Wegs daher kam und sie fragte, wohin sie wolle und was sie da habe? Mit der Ausrede, welche die Magd vorbrachte, begnügte der Graf sich nicht; er wollte die Hunde selbst sehen; und kurz und gut, er erfuhr die ganze Geschichte, indem die Magd ihm Alles gestand. Darauf befahl er der Magd tiefes Schweigen; sie solle der Gräfin sagen, daß sie ihren Auftrag vollzogen habe. Dann ließ er die elf Knaben zu einem Müller tragen, der in der Nähe an der Scherzach wohnte, und empfahl namentlich der Müllerin die Kleinen zu sorgfältiger Pflege. Die Knaben gediehen auch alle miteinander vortrefflich, und als sie so das siebente (Andere sagen das zwölfte) Jahr erreicht hatten, veranstaltete der Graf eine großes Gastmahl, wozu viele vornehme Gäste geladen wurden. Während des Essens brachte der Graf, wie zufällig, das Gespräch auf verschiedene Verbrechen und fragte die Gäste nach der Reihe, welche Strafe sie für das und

das Vergehen ansetzen würden, worauf dann ein Jeder freimütig seine Meinung äußerte. So kam denn auch die Reihe an seine Gemahlin, und der Graf fragte sie, welche Strafe doch wohl eine Mutter verdiene, die elf Kinder umgebracht. „Ei, die verdiente, sagte die Gräfin rasch, daß man sie lebendig in Oel siede". „So hast du selbst dir dein Urteil gesprochen", versetzte der Graf und öffnete eine Nebentür, durch welche er die elf Knaben hereintreten ließ, und nun die ganze Geschichte seinen Gästen vortrug. Die Gräfin fiel ihm zu Füßen und bat um Gnade, die sie auch erhalten haben soll.

Vor dem Rathause zu Altdorf sind die zwölf Knaben nebst dem Müller und der Müllerin abgebildet; ebenso auf einem alten Oelbilde im Innern des Hauses.

(Mündlich aus Altdorf.)

*

Die Weiber zu Weinsberg.

Im Jahre 1140 belagerte der König Konrad III., der Hohenstaufe, die Feste Weinsberg, die dem Herzog Welf von Baiern gehörte. Dieser zog zwar zum Entsatze heran, wurde aber geschlagen, worauf die Festung, vermöge einer Uebereinkunft, in Konrads Hände kam. Dabei hatte er aus königlicher Milde den Weibern die Erlaubnis erteilt, daß eine jede mitnehmen dürfe, was sie auf ihren Schultern tragen könne. Da gedachten die Frauen mehr an Treue, die sie ihren Männern schuldig waren als an die Rettung ihrer Habe, ließen alle Dinge fahren und eine jegliche nahm ihren Mann auf die Schultern und trug den von der Burgfeste herab. Als nun der junge Herzog Friedrich, der Neffe des Königs, Einsprache tat, weil das nicht die Meinung des Vertrags gewesen wäre, und es deshalb nicht geschehen lassen wollte, so lächelte der König über den listigen Anschlag der Weiber und erklärte zu ihren Gunsten: daß ein Königswort unwandelbar bleiben müsse (regium verbum non decere immutari). — Seitdem nannte das Volk die Burg „die Weibertreu".

*

Sagen von der Achalm.

1.

In dem alten Gemäuer der Achalm hat man eiserne Pfeile, die hinten mit Holz versehen waren, eingeschossen gefunden Diese rühren von einer uralten Belagerung her, durch welche die Burg einst genommen wurde. Als der überwundene Graf abzog, rief er seufzend seiner Bergfeste zu: „Ach Helm, muß ich dich verlassen!" Nach dem Anfange dieses Ausrufs nannte der neue Besitzer die Burg Achelm oder Achalm.

Nach Andern soll der Graf gesagt haben: „Ach äll' (alle) muß ich verlassen!" weshalb die Burg bis auf den heutigen Tag im Volksmunde nur „Achel" heißt.

Anmerkung. Daß Einer sterbend noch habe sagen wollen: Ach Allm-(mächtiger) und daß daher der Name rühre, scheint eine gelehrte Ableitung zu sein. Der Volkserzählung ist sie auch jetzt noch ganz unbekannt.

2.

Von der Achalm bis zur Traube in Reutlingen geht ein unterirdischer Weg. Als am Ende des vorigen Jahrhunderts häufige Durchmärsche stattfanden, haben viele Reutlinger ihr Hab und Gut, namentlich Kostbarkeiten, in diesen Erdgang verborgen und die Tür dazu, die sich im Keller der Traube befand, zugemauert.

3.

Um den ganzen Kegelberg herum, auf welchem die Achalm liegt, zieht sich in der Erde eine goldene Kette. Auch sonst sind noch unermeßliche Schätze in der alten Burg vergraben und werden von zwei schwarzen Pudeln gehütet.

(Mündlich aus Reutlingen).

*

Ursprung des Hauses Wirtemberg.

1.

Ein Mann aus gewöhnlichem Bürgerstande hatte einst eine Liebschaft mit der Tochter des Kaisers von Oesterreich, und da die beiden jungen Leute keine Möglichkeit sahen, wie sie je hätten vereinigt werden können, so entflohen sie aus übergroßer Liebe zu einander und kauften sich in Schwaben ein kleines Grundstück und legten daselbst eine Wirtschaft an, von der sie lebten. Das Haus lag an einem Berge u. daher nannte man den Besitzer desselben „den Wirt am Berg". Da geschah es, daß nach mehreren Jahren der Kaiser einmal auf einer Reise nach Frankfurt des Wegs daher kam und bei seiner Tochter einkehrte, ohne sie zu kennen. Die Tochter aber erkannte ihren Vater sogleich und beredete ihren Mann, daß sie dem Kaiser sich entdecken und ihn um Gnade und Verzeihung bitten wollten. Sie hatten bereits ein junges Söhnlein mit einander gezeugt und da es ein schöner Knabe war, nahmen sie ihn mit und stellten sich so dem Kaiser vor. Der hatte große Freude, seine Tochter wieder zu finden und verzieh ihr gern und machte ihren Mann zum Herzog; er sollte aber zum Andenken an diese Geschichte seinen Namen: Wirt am Berg beibehalten. Das war der erste Anfang des jetzigen königlichen Hauses von Wirtemberg oder Würtemberg. So haben die Alten oftmals erzählt. (Mündlich aus Unterkochen.)

2.

Andre erzählen auch so: der erste Würtemberger sei ein Metzger gewesen, der habe des Kaisers Barbarossa Tochter geliebt und entführt und mit ihr eine Wirtschaft am Fuße des Rothenbergs (wo das alte Stammschloß Würtemberg war) eingerichtet und sich „Wirt am Berg" genannt. Als nun einst der Kaiser des Wegs daher kam und bei dem Wirte einkehrte, bereitete die Tochter des Kaisers Lieblingsessen. Wie er das sah und kostete, rief er außer sich vor Freuden: „Wo ist denn meine Tochter?" Da gab sie sich zu erkennen und der Kaiser verzieh ihr wie ihrem Manne und machte diesen zu einem Grafen von Wirtemberg. (Mündlich aus Berg bei Cannstatt).

*

Der Mann auf dem Rade oder: Das Wahrzeichen v. Tübingen.

An der Ostseite der St. Georgen- oder Stiftskirche zu Tübingen befindet sich, wie in einer runden Fensteröffnung, das Bild eines aufs Rad geflochtenen Mannes eingemauert. Davon erzählt Crusius (um 1596) Folgendes: Als vor 100 Jahren zween junge Gesellen und Kameraden auf die Wanderschaft zogen, um ihr Handwerk zu treiben, und der Eine nach etlichen Jahren wieder zurückkam, der andere aber nicht, und man deswegen glaubte, er sei umgebracht worden, so wurde der Erstere ergriffen und aus einigen Zeichen, z. B. weil man den Dolch des Anderen bei ihm fand, für den Mörder gehalten, zum Tode verdammt und gerädert. — Nicht lange hernach kam jedoch der Andere lebendig, frisch und gesund nach Tübingen zurück. Den Dolch hatte er seinem Kameraden gelegentlich einmal geschenkt.

Darauf wurde zum ewigen Gedächtnis des Unglücklichen und zur Warnung vor voreiligem Todesspruch u. Justizmord das Bild des „geräderten Mannes" in Stein gehauen und in die Kirchenmauer eingefügt.

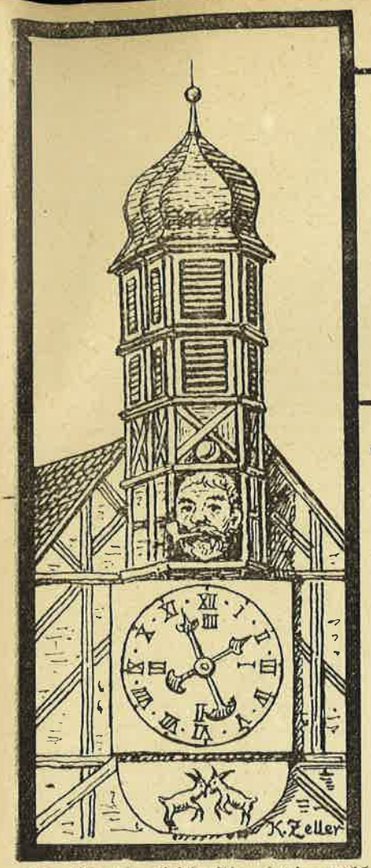
Diesem Bild schräg gegenüber befinden sich in neuester Zeit die Sitzungssäle des Gerichtshofes.

*

Die Ulmer Spatzen.

Es ist schon lange her, da hatten die Ulmer einmal einen sehr großen Balken in die Stadt zu bringen. Da sie den Balken aber der Breite nach trugen, so konnten sie mit demselben nicht durch das Tor kommen u. beratschlagten nun, wie diese Schwierigkeit zu beseitigen sei. Nach vielen vergeblichen Vorschlägen, stritt man zuletzt nur darüber, was vorzuziehen sei: entweder den Balken schmälern, oder aber das Tor breiter zu machen.

Da kam endlich durch das Tor ein Spatz geflogen, der trug einen langen Strohhalm zu seinem Neste. Selbiger Spatz nun trug aber den Strohhalm der Länge und nicht der Breite nach. „Halt!" rief da ein aufmerksamer Ulmer, „mir geht ein Licht auf!" Und sofort machte er den Vorschlag, dem Beispiel des Spatzen zu folgen, was denn auch allgemeinen Anklang bei den anwesenden Bürgern gefunden haben soll, so daß sie den Balken auf gute Weise in die Stadt brachten. Seitdem müssen sich die Ulmer den Namen des „Spatzen" gefallen lassen bis auf den heutigen Tag. (Mündlich).



Der Spion von Aalen

Blätter für Heimat und Heimatpflege.

Nr. 12 | Beilage zur Kocher-Zeitung u. z. Härtsfelder Boten | Dezb. 1925

Allerlei Dorfärzte*)

Eine Erzählung aus der Großväterzeit
von G. A. Freudenberger.

Es gibt wohl kaum ein gesünderes Plätzchen im Lande als Neubronn. Die vielen Tannenwälder ringsum strömen eine würzige, sauerstoffreiche Luft aus, welche die Leute gesund erhält und ihr Leben verlängert. Unter den 240 Einwohnern gab es einmal gleichzeitig drei, welche über 90 Jahre alt waren, und über 70 werden sie alle, wenn sie die Kinderkrankheiten überstehen. Ob die entschiedene Abneigung gegen einen frühen Tod, die ein Gemeingut meiner lieben Landsleute ist, etwas zur Erlangung eines hohen Alters beiträgt, weiß ich nicht. Mag sein; ein starker Wille zum Leben tut oft Wunder. Die alte Gehringe, unsere Nachbarin, betete noch im 60. Jahr immer in ihrem Abendsegen: „Herr, laß mich nicht dahinsterben in der Mitte meiner Jahre." Und der Melcherskaspar sagte, als er sich in seinem 89. Jahre einmal nicht ganz wohl fühlte, weil er sich erkältet hatte: „Ih wur' (werde) doch net schoa'(n) sterbe müeße." Hätte jemand in Neubronn Zeit, Luftkurgäste aufzunehmen, hier wären sie am rechten Ort. Meilenweit kein Fabrikschlot, der die Luft verpestet, keine klappernden und qualmenden Motorfahrzeuge, wie sie die Nerven und Lungen der Städter vergiften, immer eine fast feiertägliche, herzerquickende Stille. Als der Freiherr Karl von Gemmingen in das Haus seiner Väter einzog, da ernannte er den Doktor von dem 2 Stunden entfernten Eschach zu seinem Leibarzt. Der mußte alle acht Tage vorfahren und sich nach dem Befinden des gnädigen Herrn und seiner Gemahlin erkundigen. Beiden wurde es aber in Neubronn so wohl, daß der Arzt bald nur noch alle vier, ja sechs Wochen nachzuschauen hatte.

Im Winter traten aber doch manchmal Kinderkrankheiten auf. Da holten dann besorgte Mütter den Wundarzt Forstner von Hohenstadt. Der verschrieb ein großes Glas voll blutrotes Himbeerwasser, das nahmen die Kinder gerne und wurden in der Regel auch bald wieder gesund. Freilich, hie und da starb auch eines, aber das war ja von jeher so gewesen, tröstete man sich. Und die entstandene Lücke schloß sich in der Regel bald wieder: Zahlreiche Familien waren sehr kinderreich. In der rauheren Jahreszeit sah man Forstner hie und da im Dorfe, in der wärmeren stand es immer länger an, bis er sich blicken ließ. Bei den Neubronnern sei nicht viel zu verdienen, pflegte er zu sagen; von der Zeit an, wo die Stachelbeeren verblüht hätten, bis die letzten Aepfel gegessen seien, überhaupt nichts, denn da sorgten die Kinder selber für ordentliche Oeffnung. Forstner war Katholik, aber den Wallfahrten, welche die Hohenstadter von Zeit zu Zeit auf den Schönenberg bei Ellwangen unternahmen, schloß er sich nie an. Er sagte: „Wenn ich zu unserem Herrgott ums tägliche Brot bete, so bitte ich eigentlich darum, daß er Leute krank werden läßt, und das will ich ihnen nicht antun."

Mir ist der „Bader" Forstner — so sagten die alten Leute damals noch statt „Wundarzt"*) heute noch in schmerzlicher Erinnerung. Wohl infolge einer Erkältung plagte mich einmal heftiges Zahnweh. Abends legte mir meine mitfühlende Mutter ein warmes Tüchlein um den Kiefer, der den kranken Zahn beherbergte, und machte mir das Bett auf die Ofenbank. Doch das half nichts; das Uebel wuchs, und der Backen schwoll auf. Vor Schmerzen konnte ich nicht schlafen, obwohl ichs überall probierte: auf dem Ofengesims, wo es heiß war, unter dem Tisch und unter dem Klavier, wo es mich fast fror. Der andere Tag brachte nicht die mindeste Linderung der Schmerzen, und als mir meine Mutter ein Ei „einschlug", ließ ich es teilnahmslos liegen. Da bekam sie die Ueberzeugung, daß hier Hilfe nötig sei. Also gab sie mir zwölf Kreuzer in die Hand und schickte mich zum „Doktor" nach Hohenstadt. Als dieser meinen geschwollenen Backen sah, wußte er schon, wo es fehlte. „Welcher ist's denn, Kleiner?" fragte er, und ich zeigte ihm das Karnickel. Er setzte mich auf einen Stuhl und rief seiner Frau, dem Madele, einer Neubronner Blume. Die nahm meinen Kopf fest in die Hände und brachte ihn in die richtige Lage. Nun sagte er, indem er nach seinem „Schlüssel" langte: Jetzt will ich einmal sehen, ob ich den Zahn auch packen kann; brauchst aber nicht zu erschrecken, ich ziehe noch nicht, auch tut das gar nicht weh. Während er seine Rede endete, tat ich einen jämmerlichen Schrei, aber Forstner hatte auch schon den Zahn in den Fingern. Der war so weiß wie Elfenbein, völlig gesund; aber damals kannte man eben auf dem Dorf kein anderes Mittel gegen Zahnweh als dieses radikale. Ich händigte Forstner die 12 Kreuzer meiner Mutter ein, von welchen er mir aber wieder sechs zurückgab, da die Taxe für Kinder nur die Hälfte betrage; außerdem bekam ich meinen Zahn, auf den ich mehr Wert legte als der Zahnarzt und vom Madele ein Stück Kuchen. Schmerzlos und glücklich wanderte ich nach Hause.

Forstner war ein Sonderling. 360 Tage im Jahr führte er ein zurückgezogenes Leben, in den übrigen aber wollte er sich ausleben, wollte frei sein von allem Zwang, den ihm das Rasieren der stoppeligen und oft so langen Gesichter seiner Mitbürger in Hohenstadt, das Ausziehen von schmerzenden

*) Entnommen aus einem Manuskript „Bei den alten Bauern von Neubronn".

* Der Ausdruck hat sich erhalten in dem Sprichwort: „Besser sein Geld verzehren, als dem Bader geben."

Zähnen u. a. auferlegte, frei sein auch von den sanften Mahnungen seiner lieben Frau und sich freuen mit guten Freunden bei Gesang und Becherklang. Einen solch glücklichen Tag gab es jedesmal für ihn, wenn er nach Neubronn kam, um das Impfgeschäft zu erledigen. Bei den wenigen kleinen und zwölfjährigen Kindern, die in Betracht kamen, war in einer Stunde alles geschehen, und er erhielt für seine Mühewaltung einen Gulden bar ausbezahlt. Nun wandelte er unter Führung vom Schultheißen Ulmer, bei dem der Tag immer auch ein verhängnisvoller war, hinüber in den Löwen, da gab's eine Sitzung, die bis um Mitternacht währte. Er hatte eine prächtige Singstimme, und wenn er diese erschallen ließ, hörte man sie bis in die Mitte des Dorfes hinauf. Und in seinem Gedächtnis stieg eine nicht zu erschöpfende Fülle von Liedern auf, von den uralten an bis zu den neuesten Soldatenliedern, heitere und traurige. Oft hörte ich ihn die damals beliebte Ballade „Die drei Liebchen" singen, die erzählt, wie drei muntere Burschen gemütlich beim Wein saßen, auf das Wohl ihrer Liebchen anstießen, wobei des dritten Glas zersprang, denn seine Liebste lag auf der Totenbahr. Das sang er so ergreifend, daß man denken mußte, er habe einst auch ein ähnliches Erlebnis gehabt.

Wenn er sang, so kam der Lackerle, der Gehring, der Lindenbauer und noch mancher andere, den man sonst nur selten beim Schoppen sah. Die Freude an Sang und Klang, die sitzt eben dem Schwaben tief im Herzen; und wenn er Lieder hört, so gerät sein ganzes Innere in Schwingungen. Wohl uns, daß es so ist!

Um 11 Uhr öffnete der Polizeidiener Ulmer die Türe und verkündete, tiefen Ernst in den Zügen, daß die Polizeistunde da sei. Aber da schlug der Schultheiß Ulmer mit der Faust auf den Tisch und sagte: Was, Polizeistund! Ih gib Verlängering. Gottfried, do ka(n)st nex machel Und nun setzte sich der Polizeidiener auch an die Tafel, und der Gesang hub jetzt erst recht an, denn er war der Hauptsänger vom Gesangverein, stimmte dessen Kernlieder an, und alles sang nun mit. Aber mit dem 12 Uhrschlag trat eine andere Polizei auf den Plan, die nicht mit sich handeln ließ: Das war Forstners Madele. Sie stellte ihr Laternlein vor ihren August hin und sagte: „Batterle, 's ist höchste Zeit." Dann murmelte dieser: „Höhere Gewalt!" trank aber unweigerlich aus und wanderte mit seiner in diesem Falle gewiß besseren Hälfte der Heimat zu.

Außer Forstner befaßten sich nun aber auch noch Leute vom Dorf mit der Heilkunde, theoretisch und praktisch.

Da war einmal der Blumenmax, der schon erwähnt wurde. Der konnte gegen Rheumatismus „tun", doch seine Kunst wirkte bloß, wenn man Glauben daran hatte, aber nicht bloß so groß wie ein Senfkorn, sondern einen starken, der Berge versetzen könnte. Von Lauchheim kam oft der israelitische Viehhändler Lämmlein nach Neubronn. Den plagten einst heftige Schmerzen im Kreuz. Als er einem Bauern sein Leid klagte, wies ihn der zum Blumenmax.

Krumm und gebückt begab er sich zu ihm.

„No(n), worum so krumm, Lämmlein" fragte der Max.

„O, Max, ich hab e' Weh in mei'm Kreuz, wie ich noch nie gehabt hab, e' Weh. O, waih! Und ich hab g'hört, du kannst to(n) fürs Kreuzweh. Max, sieh, do liegt e' halber Gulde, den kriegst, du kriegst 'n ganze, wann du m'r hilfst für mei(n) Kreuzweh. Hilf m'r Max, ich tue d'r auch wieder 'n Tofe (Gefalle). „Ja", erwiderte der Max, „ih ka(n) d'r helfe, wann d'm'r nochsächst, was ih d'r voarsag und dra(n) glaubst."

„Ih glaub, Max, ih glaub."

Nun begann dieser seinen Spruch; der lautete:

„Ih hau(n) mei(n) Kreuz verrenkt,
D'Jude hent de' Heiland aus Kreuz na' g'henkt;
Tuet dir des Hänge nex,
Tuet mir auh des Reiße nex."

Der Max kam aber bloß zur zweiten Zeile; da richtete sich Lämmlein stramm auf, grüßte seinen Arzt mit dem Gruß des Ritters Götz von Berlichingen und ging geheilt von dannen.

Der Zorn über den Zauberspruch war ihm so ins Kreuz gefahren, daß alles Weh daraus entfloh.

Wir lachen heut' über diese Zauberspröchlein; aber mit Unrecht. Sie sind oft uraltes Kulturgut; auch wollen wir nicht vergessen, daß die beiden „Merseburger Zaubersprüche" zu unseren ältesten Schriftmalen gehören.

Wirkte der Blumenmax mehr nur als Facharzt für Rheumatismus, so war der Hirtenjörg dagegen ein universaler Geist. Er konnte für alle möglichen Krankheiten „brauchen". Sein Aeußeres verriet allerdings den bedeutenden Arzt nicht. Bart und Haar durften sich kaum einer Pflege erfreuen, breite Trauerränder an den Nägeln verkündeten, daß er auf Manikur keinen Pfifferling gebe und die Kleider trugen stets reichliche Spuren der landwirtschaftlichen Tätigkeit ihres Besitzers auf sich. Doch über ein solch ungepflegtes Aeußere hatte man ja auch schon bei anderen großen Geistern klagen müssen und was fragt die Sehnsucht, gesund zu werden, nach solch unwesentlichen Dingen! Im übrigen mußte man zugeben, daß er sich sehr seiner Bildung befließ. Er laß nicht nur fleißig in seinen ärztlichen Büchern, unter welchen „Die wahrhaftige Kunst das Leben zu verlängern", „Wie viele Krankheiten gar leicht zu heilen sind" von Albertus Magnus u. a. oben an standen, sondern er schaffte sich auch Schillers Gedichte an. Dieses letztere Bändlein schenkte er einst mir, und eine Berichtigung darin von Jörgs schwerer Hand freut mich heute noch; ihretwegen hab ich auch das Büchlein aufgehoben trotz seines schlechten Aeußern: Bei dem Gedicht „Die Homeriden" hatte er die Ueberschrift durchgestrichen und durch „Hämorrhoiden" ersetzt.

Als ich so etwa 9 Jahre alt war, ging ich auch zum Hirtenjörg, um seinen ärztlichen Rat zu hören. Es machte mir damals viel Kummer, daß sich auf meiner Nase und den angrenzenden Gebieten der Wangen Hunderte von Roßmucken (Sommersprossen) angesiedelt hatten. Ihretwegen mußte ich viel Spott erdulden. Meine lieben Schwestern lachten mich aus u. die Buben im Ort riefen mir nach: „Du Gsprekelter", wenn wir gerade Händel hatten, was alle Tage vorkam. Ich vertraute meinen Kummer der Mutter an und fragte sie, was gegen Roßmucken helfe. „Da hilft nichts als 'dörrter Schnee", antwortete sie und lächelte dabei. Ich wollte sie schon fragen, wo man den bekommen könne, als mich das Gelächter meiner Schwestern darauf brachte, was es mit dem gedörrten Schnee für eine Bewandtnis habe. Da sah ich meine Mutter recht vorwurfsvoll an. Wie konnte sie auch scherzen in einer mir so ernsten Sache! Sie bemerkte es und sagte: „Guck, Büeble, wann m'r ei'm ratet, Roßmucke mit dörrtem Schnee zu vertreibe, so will m'r mit dem sage: Roßmucke kann m'r grad so wenig wegbringe, als m'r de Schnee dörre kann."

Wenig befriedigt wandte ich mich nun an den Hirtenjörg. „Do ka' m'r helfe," sagte er, als ich ihm meine Not geklagt hatte. Er riet mir dann, ich solle eine Meerrettigwurzel schaben, das Geschabte in eine Kaffeeschale tun, mit Essig übergießen, dann zudecken und an einem Freitag Abend vergraben, aber unbeschrieen. An den folgenden zwei Freitagen soll ich wieder Essig zugießen, dazu die drei höchsten Namen und das folgende Verslein sprechen:

Mei(n) Roßmucke müeßet vergange
Oder an andere Leut hange,
An Maus oder Ratz
An Hund oder Katz.

Dann sollte ich die verseuchten Gegenden meines Gesichts mit dem entstandenen Brei einreiben. Ich befolgte die Vorschrift mit einer Gewissenhaftigkeit, wie sie mir sonst nicht eigen war, aber — der Erfolg blieb aus. Als ich das dem Jörg klagte, da meinte er: 's wurd' d'r ebe ebber zugucki hau(n), daß d' net o(n)b'schriee g'west bist; ih moin aber, 's seind doch e' paar wenger. Muesst ebe noh weiter ei(n)reibe." Das tat ich denn auch, und schließlich löste sich die Oberhaut meiner Nase mit all den Roßmucken ab; aber im nächsten Frühjahr erstanden sie wieder in alter Pracht. Mit dem 15. oder 16. Jahr verloren sie sich aber ohne alles Zutun. Vielleicht wars eine späte Nachwirkung, und ich teile deshalb den Herren Aerzten das Rezept mit und hoffe dabei auf ihre Dankbarkeit.

(„o bedeutet den Mittellaut zwischen a u o.")

Der Hirtenjörg hatte als Bauer sein reichliches Auskommen, deshalb wies er auch ein Honorar für seinen ärztlichen Rat immer stolz zurück. Es ist ein wahres Glück, daß unsere Aerzte von Beruf es nicht auch so machen, sonst wäre immer die halbe Menschheit krank.

Was den Hirtenjörg bewog, den Aerzten ins Handwerk zu pfuschen, war einmal die besondere Neigung, sich mit dem Leib des Menschen in dessen gesunden und kranken Tagen zu beschäftigen, und dazu kam noch eine eigentümliche Gabe: wenn er jemand über die Hand oder das Gesicht strich, so fühlte der Berührte etwas Besonderes; es war ihm, als ob Ameisen auf seiner Haut kribbelten. Der Jörg war also magnetisch wie man sagt, und hätte sich unter günstigeren Bedingungen leicht zum Magnetopathen auswachsen können. Bei leichtern Krankheiten hatte er hie und da auch einen Erfolg aufzuweisen. Unsere Nachbarin hatte einmal das Unglück, ihrem Töchterlein ein Pfännchen voll siedendes Schmalz über die Hand zu schütten. Das Kind schrie jämmerlich. Man trug es zum Jörg, denn der konnte den Brand „blasen". Er tat es u. die Schmerzen des Kindes ließen auch bald nach; u. die kranke Hand heilte auffallend rasch und schön. Dazu mochte freilich auch die Brandsalbe, welche des Blumenmaxen Frau aus Mehl, Schweinefett und einigen Kräutern zu bereiten verstand, beigetragen haben.

Der Jörg war durchaus kein Hokuspokusmacher; er glaubte an seine ärztliche Mission und es gingen von ihm verborgene Kräfte aus, welche Menschen mit einem entsprechend veranlagten Nervensystem beeinflußten. Einmal ließen ihn aber seine medizinischen Kenntnisse völlig im Stich. Meine Mutter hatte an Lichtmeß eine Magd gedingt, ein dralles, schaffenslustiges, schon etwas älteres Mädchen, die Bärmel. Man war recht mit ihr zufrieden, aber sie „verkrankte" leider bald, klagte über Frieren, Kopf- und Kreuzschmerzen, Uebelkeit u. a. Meine Mutter setzte sie auf den Sofa, bettete sie in warme Kissen, heizte auch tüchtig ein und suchte das Frieren und die Uebelkeit durch Lindenblütentee wegzubringen. Das half aber alles nichts; deshalb wandte sich die Magd am andern Tag an den Hirtenjörg, damit er gegen ihre Krankheit „brauche." Der ging ganz sachverständig vor: er untersuchte zuerst den Puls, der ihn nicht befriedigte, dann mußte die Bärmel ihre Zunge zeigen, welcher Aufforderung sie so weitgehend nachkam, daß diese ein prächtiges Feld zur Beobachtung bot. Der Jörg betrachtete sie lange, betrachtete sie genau und fand sie nicht ganz „moral" (normal), es liege zu viel weißes Herzgift drauf. Schließlich nahm er ihren Kopf in beide Hände, drückte ihn von beiden Schläfen aus und von hinten nach vorn zusammen. Hierauf stellte er die Diagnose, sie leide an „garstigem" Fieber, habe zu viel Herzgift und überdies das „Hauptg'schäl". Bei dieser letzteren Krankheit glaubte man, die Scheitelbeine haben sich von einander getrennt, sodaß der Kopf unter der Haut offen sei. Er fügte dann noch hinzu, ihre Krankheit werde neun Tage zu- und neun Tage abnehmen. Während dieser Zeit müsse sie ins Bett liegen und Tee aus Dillen (Hederich) und Bohleila (Thymian) trinken.

Achtzehn Tage ins Bett liegen, das war eine schlimme Aussicht für meine Mutter; sie hätte es aber auf sich genommen, doch wollte sie auch den Wundarzt Forstner über die Lage hören. Die Magd wehrte sich aber dagegen sehr, weil sie an diesen keinen Glauben habe. Während des Streites darüber trat nun eine Gestalt auf den Plan, die der Krankheit eine andere Deutung gab, der Rodelbastle. Woher er seinen Namen hatte, weiß ich nicht; zwar hieß er Sebastian, aber er handelte nicht mit Nadeln, sondern mit „Kirble" (Baarörbchen) und Besen. Sein Aeußeres mußte auf den ersten Blick zum Lachen reizen; er war nicht größer als ein zwölfjähriger Bube und trug einen Rock von unbestimmbarer Farbe, dessen Schöße ihm fast bis an die Knöchel reichten. Das Lied: „Schier 30 Jahre bist du alt", konnte von diesem Kittel, der in jungen Jahren wohl einen andern Besitzer geschmückt hatte, nicht gesungen werden; er war entschieden älter. Den Kopf des Bastle zierte ein Hut, dessen Jugendform die eines Zylinders gewesen sein mochte. Trotzdem lachte niemand über das in einem solch wunderlichen „Häs" (Kleidung) steckende Männlein, auch wir Buben nicht, denn es hatte eine solch ernste, beinahe traurige Miene und so durchdringende Augen, daß ein Blick von ihm alle Lachlust im Keim erstickt hätte. Meine Mutter begrüßte den Bastle jedesmal warm, wenn er kam, schon weil er ihr Landsmann war, und bewirtete ihn. Uns Kinder ermahnte sie immer recht wakker gegen ihn zu sein, er sei ein frommer Mann, ganz anders als andere Leute und könne sogar in die Zukunft schauen. Davon gab er tatsächlich Proben. So sind es oft die unscheinbarsten Gefäße, in die unser Herrgott besondere Gaben gießt.

Als er in die Stube trat, machte ihn meine Mutter auf die Krankheit der Magd aufmerksam und fügte bei, so habe man eben immer seine Sorgen. Der Bastle schaute die Bärmel scharf an und sagte dann zu meiner Mutter: „Christiane, brauchst net g'sorge, d'Sorge fallet aufs Mädle; in 'me halbe Johr trächt m'r ihr Kranket überzwerch in d'Kirch nei(n)." „Was?" rief meine Mutter ganz entsetzt, „'s wird doch nix so sei(n)! Bärmel, des wär net schö(n)." Die Bärmel fing an zu greinen (weinen) und beteuerte: „Noi(n), gwiß net, gwiß net"; aber der Bastle sagte: „Mädle, mih kannst net täusche; sieh zue, daß d' bald heire tuest und net in d'Schand kommst."

Tief gekränkt ging die Magd in ihre Kammer, packte ihre Habseligkeiten zusammen und erklärte dann, sie wolle nach Haus. Man hielt sie nicht; in der nächsten Zeit konnte man zur Not auch noch ohne Magd auskommen. Also wickelte man sie, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, in meines Vaters dicken Mantel, und unser Nachbar, der Sautersjörg, führte sie dann samt ihrem „garstigen Fieber, Herzgift und Hauptg'schäl" im Chaischen in ihre Heimat. Sie heiratete bald darauf, aber die Voraussage vom Bastle traf ein.

Wie der Hirtenjörg, so konnte auch eine Frau im Dorf gegen allerlei Gebresten „brauchen", die Madel. Ich hatte einmal drei häßliche Warzen auf der Hand; da fragte ich sie, wie ich diese wegbringen könne. Sie gab mir den Rat, ich solle an ein Schnürle drei Knöpfe (Knoten) machen und es dann unter Anrufung der drei höchsten Namen ins Feuer werfen, daß es verbrenne. Ich tat's, aber die Warzen blieben dick und breit auf der Hand sitzen. Da sagte sie mir, ich solle auf dem Kirchhof ein Totenbein suchen und mit diesem über die Warzen unter Anrufung der drei höchsten Namen streichen. Doch auch das half nichts; mein Glaube muß wohl zu schwach gewesen sein. Sie konnte auch gegen Rheumatismus, den man in Neubronn „Schweine" hieß, brauchen. Da hatte sie das mit den drei höchsten Namen schließende Sprüchlein:

Schweine aus der Haut,
Schweine aus dem Fleisch,
Schweine aus dem Blut,
Schweine aus dem Bein.

Während sie dies Sprüchlein sagte, strich sie mit ihrer Hand über den schmerzenden Körperteil hin.

Die Madel war, wie auch noch andere alte Frauen, allem Aberglauben zugetan, im übrigen aber ein fleißiges Weib, redlich bemüht, mit ihrem Mann die Familie durchzubringen. Manche Leute riefen ihre Hilfe an, wenn ein Stück Vieh krank wurde, wenn eine Kuh rote Milch gab oder auf einmal gar keine. Die Madel riegelte sich dann in den Stall ein, denn sie mußte bei ihrem „Brauchen" unbeschrieen sein. Was sie tat, ist ihr Geheimnis geblieben. Der Pfarrer stellte sie einst zur Rede wegen ihres abergläubischen Tuns und machte ihr auch einen Vorwurf daraus, daß sie so wenig in die Kirche gehe. Doch die Madel war um eine Antwort nie verlegen. Sie erwiderte, alles was sie vollbringe, geschehe im Namen Gottes, könne also nicht sündhaft sein, „und", fuhr sie fort, „Herr Pfarr, dean Seufzger und des Vaterunser, wo ih in mei'm Herze drinne hau'n, des gilt vor unserm Herrget meah (mehr), als wann i älle Sonntich in d'r Kirch schlaufe (schlafen) dät, wies bei viel ist."

Die Madel suchte gern andern zu helfen, aber bei sich selbst schlug ihre ärztliche Kunst nicht an; man sah sie fast nie ohne einen Bund um den Kopf.

Auf besserem Grund stand die tierärztliche Tätigkeit vom Melchersdavid, der mancherlei wußte und konnte und den

Bauern wertvolle Dienste leistete. Wenn er durchs Dorf herabging, so rief ihn dieser oder jener in seinen Stall, damit er ihm ein wildes Farrenkalb in ein zahmes Ochslein verwandle. Die Bazillen, jene so gefährlichen Knirpse, waren damals noch nicht entdeckt, und wenn schon, so hätten sie den David nicht im geringsten bei seinem Tun beeinflußt. Er zog in einem solchen Fall ohne weiteres sein Steckmesser, wie es viele Bauern in dem Schenkeltäschlein trugen, putzte es an seinen Lederhosen ab und vollzog rasch und geschickt die Operation. Und sie muß fast schmerzlos gewesen sein, denn die Kälber fraßen dabei ruhig weiter. Als Lohn bezog der David einen Sechser, und obendrein erfreute ihn die Bäuerin mit einem Budele Kornbranntwein, dem der David nicht abhold war. Vollblütigen Tieren schlug er die Ader und ließ ihnen einen oder zwei Milchscherben voll Blut ab (ein bis zwei Liter).

Bei einem unserer Nachbarn gab es einmal Rumor im Pferdestall. Ein junger Gaul war ganz wild, schlug aus, schwitzte und schäumte, und in der Mähne sah man einige kleine, festgeflochtene Zöpfchen. Der Knecht behauptete, der Gaul sei in der Nacht von einer Hexe geritten worden. Er sei schon einmal dabei gewesen; da habe man dann den jungen Gaul gleich noch in der Nacht beschlagen lassen, und am andern Morgen habe ein altes Weib so viel Löcher in Händen und Füßen gehabt, als der Gaul Hufnägel; das Weib sei die Hexe gewesen. Unser Nachbar war vernünftiger; er rief den David, und der zapfte dem vollblütigen Tier reichlich Blut ab, worauf es ruhiger wurde. Die Entstehung der Zöpfchen konnte er nicht erklären. Ein Tierarzt, den ich erst kürzlich darüber befragte, sagte mir, wenn die Pferde in Schweiß kommen und sich stark bewegen, klebten einzelne Haarsträhnen eben zusammen, und so entstehen oft Gebilde, die Zöpfchen ähnlich sehen.

Eine viel heiklere Operation war nötig, wenn ein Stück Rindvieh „auflief", d. h. wenn der Magen zu zerplatzen drohte, weil es zu viel grünen Klee gefressen hatte. In einem solchen Fall standen die Tiere da, aufgetrieben wie eine Trommel, ächzten und stöhnten. Da schaffte wiederum unser David Hilfe. Er stach mit seinem Steckmesser ein Loch durch die Haut und die Magenwand. Augenblicklich strömte ein abscheulich riechender Dampf aus, aber das Tier wurde dadurch erleichtert. Durch die geschaffene Oeffnung zog er dann mit dem Zeigfinger einiges von dem gefressenen Futter heraus. Nicht leicht war's die richtige Stelle zum „Stechen" zu finden, aber der David traf sie immer aufs Haar. Die Wunde verlangte eine mehrwöchige sorgfältige Behandlung, an der es die Bauern nicht fehlen ließen.

Bei einer schweren Erkrankung eines Stück Viehes zog man den Tierarzt von Abtsgmünd zu Rat. Das gabs in meiner Jugendzeit nicht mehr, daß die Bauern in solchen Fällen zum hl. Patriz, dem Schutzpatron des Viehes, nach Hohenstadt gewallt wären und hätten dort Opfer gebracht und Gelübde getan. Aber zur Zeit des Pfarrers Pahl muß das noch häufig vorgekommen sein. Er sagt darüber: „Viele Familien sahen sich durch althergebrachte Gelübde verpflichtet, ihre Ställe durch ein jährliches Opfer zu sichern, das sie auf dem Altare des hl. Patrizius, der als Patron des Viehes in einem wundertätigen Bild in dem benachbarten Hohenstadt verehrt wurde, niederlegten."

Zeigte sich ein Huhn „mauderig", d. h. schwach, teilnahmslos, so trug man es zur Marget, dem Weib vom Maxenbalthes. Diese stellte meist fest, daß es den „Pfipfes" habe, schnitt dann ein Häutchen von der Zunge der Henne ab und zog ihr ein Federchen durch die Atemlöcher des Schnabels. Damit war die Operation beendigt, die wohl nicht von der heutigen Tierheilkunde gut geheißen worden wäre. Die Marget erhielt dafür ein Ei.

Sie praktizierte aber auch noch sonst. Hatte eine Kuh ein entzündetes Euter, daß sie geronnene Milch gab, dann hing sie ihr ein „Bündelchen", d. h. ein Leinwandbäuschchen, in welchem sich Zähnchen einer Fledermaus u. a. starkwirkende Heilmittel befanden, also ein Amulett, um die Hörner und sagte, während sie in den drei höchsten Namen dreimal mit der Hand über das kranke Euter hinfuhr:

Wieselesbiß und Otternstich gibt faules Blut;
Mach die Milch von meiner Kuh wieder gut!

Man glaubte damals vielfach noch, Wieseln und Ottern trinken gerne den Kühen die Milch aus dem Euter und beißen sie dabei. Ebenso einfach war die Behandlung eines Stück Viehes, das die Maul- und Klauenseuche hatte, die unsern Tierärzten von Beruf so viel zu schaffen macht. Die Marget nahm einen Wisch Heu, fuhr damit dem kranken Tier dreimal im Maul herum und hing ihn nach vollbrachter Tat in den Rauch. Wann das Heu dann verbrannt und verrußt herunterfiel, mußte die Seuche, sofern es regelrecht herging, im Stall vorbei sein. Das Besprechen, Brauchen und Blasen wurde namentlich auch von Angehörigen der Maxenfamilie geübt, und ihr Stammvater, der Kuglersmax, genoß als ein in all diese Wissenschaft Eingeweihter ein nicht geringes Ansehen. Er konnte und wußte noch manches, das er geheim hielt, so z. B. das Besprechen von Wespen.

An einem sonnigen Rain im Schloßgarten, wo sonst nur Hegechsen (Eidechsen) spielten, hatten sich einmal in einem heißen Sommer viele Wespen und Hureiseln (Hornisse) angesiedelt. Der Kuglersmax ging vorbei und wurde von uns Buben auf die Tiere aufmerksam gemacht. Er kniete nieder und bebberte (plapperte leise) etwas vor sich hin, das niemand verstehen konnte; daraufhin wurden die Wespen und Hureiseln ganz taubelig (taumelig) und verkrochen sich im Boden.

Zum ärztlichen Personal muß auch noch die Wehemutter gerechnet werden, die Jul-Marget, eine freundliche, liebe Frau, die bis ins hohe Alter ihres Amtes waltete. An sie denke ich immer auch noch mit besonderer Freude, weil sie mich einmal, als ich noch ein kleines Bürschlein war, vom sichern Tod errettete. Das ging so zu:

Wir Schulbuben vergnügten uns einmal damit, auf dem Eis des Dorfweihers, das infolge eines warmen Regeleins brüchig geworden war, große Eisschemel loszustoßen. Da brach unversehens ein Stück Eis, auf dem ich stand, von selbst ab und trieb weg. Meine Kameraden, alle sieben oder acht Jahre alt, wie ich auch, bemühten sich nach Kräften, mit ihren Spießstecken die Eisscholle wieder her zu lenken. Vergebens! sie entfernte sich, getrieben durch meine Bewegungen, immer mehr, und die Gefahr lag nahe, daß sie sich noch weiter teile und mich dann nicht mehr trage. Ich schrie jämmerlich um Hilfe und die andern Buben auch, doch

Da stieß kein Nachen vom sichern Strand,
Kein Schiffer lenkte die Fähre;

aber siehe da, in dieser großen Not kam die Jul-Marget vorbei, zur rechten Stunde noch. „Um Gottes Barmherzigkeit wille!" rief sie, stieß eine alte Türe, die am Ufer lag, ins Wasser und leitete sie mit einem Birnenhaken in meine Nähe. Ich sprang drauf hinüber und war gerettet. Patschnaß wollte ich mich an der Märzensonne trocknen; sie aber nahm mich mit, steckte mich in ihr großes Himmelbett und trocknete meine Kleider. Abends führte sie mich nach Hause. Meine Eltern erschraken nicht wenig, als sie hörten, was geschehen war. Wir kleine Bürschchen gingen auch sommers hie und da an den Weiher, weil man uns gesagt hatte, da hole die Jul-Marget die kleinen Kinder. Wir glaubten auch, zuweilen deren „Pfladern" (Plätschern) im Wasser zu hören; aber das rührte von den Karpfen her, die mein Vater eingesetzt hatte.

Die Jul-Marget versah ihr Amt recht und erfreute sich deshalb bei den Frauen großer Beliebtheit. Wenn sie zu einer gerufen wurde, so betete sie immer zuerst mit ihr einen Psalm: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser" und suchte dadurch und durch freundlichen Zuspruch den seelischen Zustand der werdenden Wöchnerinnen zu heben.

Sie machte sich aber auch sonst noch nützlich, gab Rat in mancherlei Dingen. Wollte ein Mädchen Ohrringe haben, so kam sie auf Wunsch, hielt ein Stückchen Seife ans Ohrläppchen und stach dann mit der Stopfnadel durch beides, worauf die Ohrringe eingehängt wurden. Dafür bekam sie zwei Eier, was einem Geldwert von zwei Kreuzern entsprach. Kam ein Mädchen in ihr Haus in dieser Angelegenheit, und sie war gerade nicht da, so besorgte ihr Schwiegersohn, der Schuhmacher Benkel, mit seiner Ahle die Durchbohrung, und es war auch so recht.